Diese Mikroverfilmung wurde von der

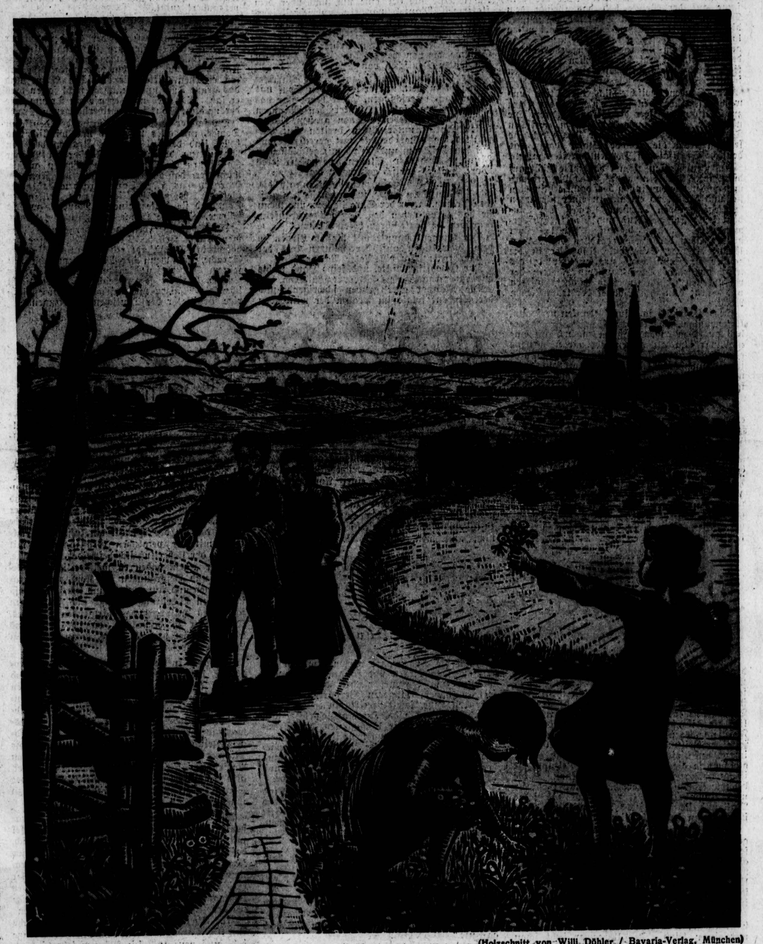
Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

. Jahrg. – Nr. 14 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 2. April 1939
Verlagspostamt: Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



Die ersten Grüße des Frühlings (Holzschnitt von Willi Döhler / Bavaria-Verlag, München)

April – das ganze Jahr!

Jahrhundertelang ist die Sitte, seinen mehr oder weniger lieben Nachbarmenschen am ersten April-ing zu veralbern. Man schickt ihn in den April, man macht ihn auf meist leichte Weise zum Narren; der Veralbte ärgert sich, vielleicht lacht er, jedenfalls sucht er sich zu revanchieren oder läßt seinerseits wieder einen anderen „aufsitzen".

Woher die Sitte kommt, wer sie aufgebracht hat, das läßt sich nicht genau sagen; jedenfalls weiß jeder aus eigener Erfahrung, daß die Sitte besteht. Und dazu ausgerechnet am ersten April! Es ist ein Tag wie jeder andere, besser gesagt wie jeder andere erste Monatstag mit Zahlungen, die fällig sind, mit Gehältern, die man einkreicht, falls man sie nicht schon tagszuvor — oft mit Abzug diverser Vorschüsse! — erhalten hat.

Jeder fürchtet den ersten April; schon beim Aufstehen sagt man sich: Heute werde ich gut aufpassen; ich werde keinem auf seine dummen Witze hereinfallen. Im Gegenteil, die anderen werden mir aufsitzen müssen! So sagt man und schon sagenbewußt; man markiert seinen Geist, um nur ja recht witzige Einfälle zu haben, hinter denen keiner einen Aprilscherz vermuten wird; ja, man ist ein lebender Witzekasten und . . .

Ach, Männchen, kommt die junge Gattin zu dir an den Frühstückstisch, geh doch schnell mal ins Herrenzimmer! Der Geldbriefträger will die zwanzig — dreißig, zweihundert, oft nur fünf Mark nur dir selbst aushändigen.

Der Geldbriefträger! Richtig, man erwartet ja immer Geld; Geld kann man immer in Empfang nehmen; du denkst an alles, nur nicht an den ersten April, du lächelst, als hätte dir deine Freundin ein erstes, langes, heimliches Rendezvous versprochen, du schluckst den Bissen hinunter und stürmst in das Herrenzimmer. Dort aber steht der Hausbesorger, der den Mietzins einkassieren will, oder irgendein anderer Gläubiger, der Gasmann, der Milchmann, der Versicherungsagent, der Vertreter eines Sterbevereins, ein Ratenfuchs, der dir süß, honigsüß, saccharinsüß zulächelt. Und aus dem Zimmer hörst du das helle Lachen deiner Gattin. Du verbirgst deinen Aerger. Aber sobald du wieder in das Zimmer zurückkommst, ruft dir deine schlaue Irene, Lola, Lia, Hilda, Lust entgegen:

Aprilnarr! Für das ganze Jahr! . . .

Ist es nicht so?

Schau dort! Ein Flugzeug! — Aprilnarr!

Kommen Sie schnell, Herr Doktor, in die Munkypunkgasse 17!

Der Arzt nimmt sich ein Auto, fährt in die Munkypunkgasse und merkt, daß die ganze Gasse nur aus zehn Häusern besteht.

Oder du bekommst Freikarten für ein Kino. Und wenn du hinkommst, ist das Kino wegen Einbau einer Tonfilmapparatur gesperrt. In solchen Fällen empfiehlt es sich, rechtzeitig einen Blick in die Zeitung zu machen . . .

April — das ganze Jahr!

Werden wir nicht das ganze Jahr hindurch zum Besten gehalten? Von Freunden, von Fremden, vom Zufall, vom Leben selbst? Nein, wir brauchen den ersten April nicht fürchten, wir müssen uns vielmehr das ganze Jahr hindurch in Acht nehmen.

In den April schicken, heißt: zum besten halten, etwas vorflunkern, was nicht wahr ist, einen anderen lächerlich machen. Aber das passiert uns ja immer, auf Schritt und Tritt.

Um auf den eingangs erwähnten, aber nicht erschienenen Geldbriefträger zurückzukommen! Der Schreiber dieser traurigen Zeilen kann zwei ehrenwörtlich wahre Erlebnisse erzählen, die nicht am ersten April vor sich gingen.

Nummer eins: Ich liege noch im Bett, da klopft ein Bleistift an der Tür. Klopfende Bleistifte gehören immer Geldbriefträgern, in 90 Prozent aller Fälle. Ich springe in den Pyjama und an die Türe. Ich erwarte eine nette Zahl von diversen Honoraren in der Höhe von fünf bis fünfzig Schillingen. Richtig, es ist der Geldbriefträger. Was wird er bringen? Viel, wenig? Aber immerhin doch etwas! Weit gefehlt, er will von mir Geld . . . Hat man je gehört, daß der Geldbriefträger dazu da ist, um von den armen Sterblichen Geld zu bekommen, statt es zu bringen? Hat man je gehört, daß ein Scharfrichter hingerichtet werden will, statt selbst hinzurichten? Mein Geldbriefträger sagt: Wir haben Ihnen vor drei Monaten irrtümlich um zehn Mark zuviel ausgezahlt. Auf der Postanweisung war ein Schreibfehler; nun hat sich der Fehler herausgestellt. Und da möchte ich bitten, Herr Doktor, daß Sie die zehn . . .

Nummer zwei: Wieder klopft ein gutgeübter Bleistift. Wieder betritt der Geldbriefträger die Wohnung; aber er sagt: Es ist da eine kleine Nachnahmesendung — (ich weiß von nichts!) — und da wären zu zahlen drei Mark und siebenundfünfzig Pfennige! Ich zahle, ich fluche innerlich; es bleibt mir kaum das Geld für zehn Zigaretten . . . Aber dafür habe ich ein Manuskript zurückbekommen, das — viermal verschickt, gepreßt und eingeschrieben — nach einem Jahr wieder zu mir zurückgefunden hat.

Wenn solche Dinge am ersten April passieren, sagt man sich: Was kann man tun; das ist Schicksal, das ist die Bosheit des ersten Aprils! . . . Aber mir — und ungezählten Mitmenschen posaunen solche freudige Scherze während des ganzen Jahres.

Die Frauen, die Vorgesetzten, die Untergebenen, selbst die leblosen Dinge sind manchmal nur dazu da, um uns zum Besten zu halten; wir werden zu Narren gemacht. Das ganze Jahr lang, das ganze Leben lang. Und nur am ersten April passen wir auf und sind auf der Hut . . . Allerdings meist ohne Erfolg . . .

„Du bist Peter Parler?"

Von Rudolf Witzany

Ueber die Moldau wogten fahle Silberfahnen. Der Nebel hüllte die Uferstauden, und die Nacht hing dunkel vom Himmel. Dunkel ragten edelsteingrünte Türme, aber sie blitzten dennoch bescheiden in der fahlen Helle des nächtlichen Himmels. Dort, wo der Himmel schwarz und sternenlos war, ahnte man in grauen, durchsponnenen Bildern die alte Kaiserburg.

Der Student wanderte über die Brücke an den steinernen Heiligen vorbei und hatte den Kopf im Nacken. Eilends schob die Mondsee unter den Wellen hinweg. Sie führte Wasser aus der Heimat: ins Reich. Kühl wehte ihr Atem aus den Brückensteinen.

Fernher wehten fremde Stimmen: gerschlagen den Zauber der Stunde. Aber der Eindame auf der Brücke hob das Gesicht dem Dom zu und suchte im Dunkel des Himmels die Striche der deutschen Türme. Dort unten lag die Meisterstriche. Winkelige Gassen, ausgefegt vom silbernen Besen des Mondes, der auf einmal auf den Türmen der Theinkirche stand und schmalfischelig durch die Wolken schnitt.

Der Student wischte sich die Stirn und wandte sich über den schrägen Platz, der Burg zu. Seltsam, wie leer die Straßen waren. Die nächtliche Stunde umwob die alten, gotischen Toreingen mit düsterem Zauber. Unwirklich und seltsam war die fremde Stadt, darin das deutsche Schicksal auf Dornen schreiten mußte.

Aus den Wolken glomm das fahle Licht auf die Burg. Die Fenster des Hradschin erglommen golden wie von innen her, dann erblindeten sie, und der Mond ertrank in einer schwarzen Woge hinter den Türmen. Prag! Der Student setzte Fuß vor Fuß und stieg in sich versunken. Andacht bergan. Prag! Dort drüben über der Moldau grellen die Lichter. Türmen fremde Stimmen. Und hier ist die zauberische Heimlichkeit uralter Winkel; als wären an jedem Turmknauf ein Festlein der versunkenen Jahrhunderte hängengeblieben und würde nun zum Schleier der traumhaften Nacht.

Derweil er sich in seine Gedanken verspann, klangen ihm seine eigenen Schritte im Widerhall aus dem engen Gäßlein zu, und auf einmal war ihm, als wären dies gar nicht seine eigenen Schritte, als ginge ein Fremder hinter ihm drein. Er lächelte: Warum sollte niemand hinter ihm gehen? Als er sich wandte, lag das Gäßlein im Dunkel. Die Laternen glommen neblig verhangt.

Jetzt bog er ab und schritt den Burgweg empor. Lief unten lag Prag. Die fremde, feindliche, perfroute Stadt.

Vor dem Einsamen stellte der Dom riesenhaft auf. In wechselndem Licht spielte der Mond an dem harten Schmuck der gotischen Mauern.

Und dort drüben waren die Königsgräber.

Da sah der Student Männer vor sich, die in gleichmäßigem Takt wie Hölzern die Beine bewegten, daß es auf dem Pflaster klapperte. Er blieb stehen und sah den anderen zu. Sie schritten vor ihm her. Wer weiß, woher sie gekommen? Sie trugen einen Sarg und hatten weiße lange Hände, die sich um den Griff der hölzernen Bahre krallten. Ein Begräbnis? Zu dieser Stunde? Der Student schritt rascher aus und wanderte hinter den Flattermänteln drein. Aber der Mond narrte ihn und nahm das Licht von den Mauern, so wurde alles grau und dunkel, daß kaum etwas zu sehen war.

Da hielten die Männer auf die Königsgräber zu und luden den Sarg auf die Erde.

Der Student trat zur Mauer und fragte in der Sprache der andern: „Was tut ihr hier?" Sie gaben keine Antwort. Sie begannen zu schaufeln, und alles geschah im hölzernen Gleichklang eines gespenstischen Tattes. Endlich wandte sich der eine um, und über dem flattrigen Mantel war ein unbeschreibliches Gesicht. Die Augen waren matt wie die erblindeten Fenster der Kaiserburg.

Und der Fremde sagte mit einer zerbrochenen Stimme, die von weither kam: „Wir begraben den letzten Deutschen von Prag!"

Der Student taumelte zurück, die Narretei ging ihm zu weit, und er wollte den Spuk mit einem Lachen zerschlagen. Aber bevor ihm das Lachen gelang, sah er hinter den Männern einen anderen stehen. Einen großen Mann, dessen Antlitz unter einem breiten Hut verschattet lag. Der heutete mit zerrechter Hand auf den Veitsdom und sprach mit aeschlossenem Mund. Doch der Student vernahm jedes Wort, weil es deutsch gesprochen war:

„Ich sie. Ich habe mehr gesehen als die. Als ich den Dom baute, träumten sie den gleichen Traum. Aber der Sarg ist leer, und wenn sie das Grab neben den Königen ausschaufeln, begraben sie heute ihren bösen Traum."

Der Student staunte mit klaffen Lippen zu dem Gewaltigen auf, der steinern aus der Mauer trat: „Du bist Peter Parler?"

Der Gewaltige nickte, und seine Hand wehte wie eine graue Fahne hinüber zum Dom.

Die Männer aber gruben schweigend, und der Student folgte im Traum der winkenden Hand des Baumeisters, der ihn in sein Haus lud. Da tat sich das Tor des Domes auf, und der junge Deutsche stand auf der Schwelle und war allein und fühlte sich doch geborgen. Er schritt wie ein Soldat über die Riesen, aber sie hallten nicht. Die Steine waren grau und warm, und umhüllten die Stunde wie ein wohnhafter Panzer: Es waren deutsche Steine.

Fenster glommen in edlen Farben. Der Baumeister stand hinter dem Einfamen und wies ihm die Steine: „Alles deutsch. Da reckt sich der Dom, als wollte er den Himmel einnehmen. Hab's aber nicht gekannt. Keiner kann es. Aber ich hab es gewagt. Das ist unser Schicksal: Daß wir es immer wieder wagen müssen, den Himmel zu stürmen und daß uns die andern darum verfluchen."

Der Student träumte fieberige Gedanken. Er schritt über die Riesen, und als er ins Freie trat, waren die Königsgräber einsam.

Der letzte Deutsche? sann er den Worten des einen nach. Also haben sie uns doch das Grab bei den Königen verzaubert?

Der Student schaute über das steinerne Gewoge von Türmen und Mauern und schritt wie verzaubert zutal.

*

Und anderntags stand der Student wieder vor der alten Kaiserburg in Prag. Und er schaute mit weiten Augen auf die deutsche Fahne, die am Hradschin empormtieg. Er sah am eisernen Gitter die deutschen Gehne und das graue Tuch und konnte es nicht fassen das er sah. War dies nicht ebenso ein Traum, wie der nächtige Spuk im nebelverhangenen Prag?

Da sah er wieder die Türme des deutschen Domes, und alles war klar und wirklich und hell. Und dazwischen er seine Andacht vor den Mann trug, der aus dem Fenster der Prager Kaiserburg die Deutschen in Böhmen grüßte, wußte er, daß der böse Traum der Fremden verraten war. Der Sarg barg den Haß eines Volkes. Aber die Wirklichkeit raate hell in den Tag, und sie hatte steinerne Mauern, gotische Türme, hohlerne Helme und stählige Herzen.

Der Spuk über den edelgusserzierten Türmen Prags zerfloß. Die deutschen Steine der böhmischen Hauptstadt redeten eigenwillig ihre Sprache, und wenn der Mond dennoch mit seinem Silberschein die schmalen Gäßlein der Prager Altstadt fegt, streicht er wieder sacht über die Mauern und Türme, die tausendhärige Brustwehr der Deutschen in Böhmen.

Ein Vogel sang . . .

Von Hans J. Toll

Es war an einem der ersten Tage, an denen der Frühling auf den Busch klopfte, zu sehen, was die Stunde geschlagen hatte. Wie die die Sonne sich Mühe gab, warm und strahlend zu scheinen, und ein leichtes, weiches Windchen gemächlich wehte, kam es einer Amsel in den Sinn, sich zu oberst auf einen der noch bellaubten Bäume zu setzen und nach winterlicher Pause wieder eins zu singen und zu flöten. Man kann, wie die Welt einmal ist, nicht annehmen, daß der Vogel es hat, um insgeheimen eine Freude zu machen oder gefällig zu sein, gewiß wollte er auch nicht auffallen oder sich womöglich hervortun. Nein, es war ihm zum Singen und Flöten zumute, und da satz er und quinkelierte.

Es begab sich dies aber an einer der Hauptstraßen der Stadt, dort, wo die Straßen und Plätze Raum lassen für einige Quadratmeter Rasen, ein paar Dutzend Bäume und etliche Beete, da, wo der Asphalt ein bißchen zurücktritt, mit der peinlichen Großzügigkeit, mit welcher der Ueberfluß sich bescheidet. Die Leute, die hier gehen, haben es meist eilig und Geschäfte und Besorgungen im Kopf, und Straßenbahnen und Automobile sind sich ihrer großstädtischen Bedeutung bewußt und befleißigen sich eines entsprechenden lärmenden Gebahrens. Darum ist zu befürchten, daß des Vögleins Lied ungehört verhallt wäre, wenn nicht drei Männer gewesen wären.

Sie saßen in einem Zimmer eines der Bürohäuser, die den Anlagen gegenüberliegen, und waren damit beschäftigt, ihren beruflichen Pflichten nachzugehen. Verbunden mit unzähligen Telefonen und widerspenstigen Schreibmaschinen, war zwar diese Tätigkeit keineswegs so lustig, daß für den Sang eines Vogels Zeit und Raum gewesen wäre. Aber die Männer hatten, damit sie doch etwas vom Vorfrühlingstag hätten, ein Fenster geöffnet, also daß wohl das bleichsüchtige Gezänk der Straße, aber auch die linde Luft den Weg zu ihnen fand.

Wie nun, das geschieht bisweilen, der Straßenlärm einmal zurücklebte, sang die Amsel just ihre fünf, sechs Töne, sang sie so deutlich, daß es auch in das Zimmer der drei Männer klang. Die hoben — es sei angesichts des dramatischen Augenblicks in der Gegenwart weiter erzählt — die drei also hoben, als wäre es kommandiert, die über die Tischplatten gebeugten Köpfe, und einer hat noch Zeit zu sagen: „Mi! Ein Vogel!" — Da sind die fünf, sechs Amselnöte aus, und das Surren der Straße hebt aufs neue an. Die Männer sehen sich an und nicken sich zu, und da sie nun darauf aufmerksam geworden sind, achten sie jetzt auf den Vogelsang und hören ihn von Zeit zu Zeit über allem Verkehrslärm heraus. Sie lassen die Arbeit ein wenig warten, sie lehnen sich zurück und machen noch ein Fenster auf und horchen, drei Männer sind ziemlich gerührt.

„Er übt sich", sagt der eine. „Für den Frühling", sagt der andere. „Für den Lenz", sagt der dritte, der überhaupt immer alles besser wissen will.

Dann klingelte ein Telefon, und nicht lange mehr dauerte es, da schnarrten wieder die Schreibmaschinen.

Immerhin — der eine der drei Männer brachte des mittags der Frau ein Blumensträußchen mit, der zweite schrieb mittags einen zärtlichen Brief, der dritte aber, der alles besser wissen will, dichtete nachts vier Verse. Lyrik.

Ein Vöglein hatte gesungen . . .

Im Vorstadt-Zug

Von Josef Martin Bauer

Pünktlich um sechs Uhr vierundvierzig soll der Vorstadtzug die Halle verlassen. Eine Minute vor Abgang werden die Türen geschlossen. Das Fräulein von der Vermittlungsstelle, ein wenig stubenblaß nach acht Stunden Tagesarbeit, nimmt die Zeitung herauf und liest die Filmchronik. Der Lagerbote, der dem Fräulein gegenübersitzt, starrt auf die Rückseite der Heitung und liest doch nicht. Er sitzt immer auf diesem gleichen Platz und betrachtet gleichmütig die Anzeigenseite der Zeitung, die ihm zugekehrt ist. Es raschelt neben, wo die beleibte Köchin in ihrer Tasche alles Gelaufte noch einmal durchgeht. Sie tut das jedes Mal, und sie fährt jedes Mal mit dem Vorstadtzug um sechs Uhr vierundvierzig.

Nun müßte es Zeit sein, stellt der Kanzleigehilfe mit einem vorwurfsvollen Blick auf seine Armbanduhr fest. Pünktlichkeit ist ihm alles, und wenn der Zug nicht sogleich abfährt, wird sein Gesicht mürrisch werden. Das freilich können nur die nächsten Fahrgäste feststellen, denn des Gesicht des Kanzleigehilfen ist immer mürrisch.

Da wird die Tür noch einmal aufgerissen. Eine junge Frau steigt ein, eine junge Frau mit einem Kind. Der Uhrzeiger steht schon eine Minute lang beim vierten Minutenstrich nach halb sieben und wird sogleich einen Strich weiterspringen. Das Kind trippelt durch den Zwischengang und scheint sich hier ganz wohl zu fühlen inmitten der vielen Leute.

Sechs Uhr fünfundvierzig.

Mit einem bösen Blick verfolgt der Kanzleigehilfe jede Bewegung des Kindes, als möchte er es verantwortlich machen für die kleine Verspätung. Das Kind aber bleibt nun, unbekümmert um die Mutter, im Zwischengang vor einem Mann stehen, der eine Brille trägt. „Komisch!" sagt das erwunderte Gesicht des Kindes, komisch ist diese Brille mit dem kantig geschliffenen Obertand. Dem Mann mit der Brille aber ist gar nicht komisch zu Mute. Er hat seit zwei Wo in seinen Büchern gesucht nach einem Uebertragungsfehler und ihn nicht gefunden. Es sind nur acht Mark und ein ungerade Pfennigbetrag, aber eine Menge Arbeit ist deswegen liegen geblieben.

Der Zug fährt an, mit zwei Minuten Verspätung. Es ist heiß im Abteil, und während noch all die Augenpaare vorwurfsvoll in den Zwischengang blicken und so dem Kind ungesprochen zum Vorwurf machen, daß es schuld sei an diesem längeren Verharren in der stehenden Hitze, spielt bereits ein erster Flüstergesang um die Köpfe. Der Kanzleigehilfe lüftet den Aermel über die Uhr gleiten, das Fräulein von der Vermittlungsstelle liest, der Lagerbote bekommt eine andere Zeitungsseite zugewendet, die Köchin seanet mit breiter Hand den kleinen Vorrat, den sie gekauft hat, und läßt die Finger nicht vom Schloß her Tasche.

„Wieviel Uhr ist es, Herr?" frazt das Kind den Kanzleigehilfen. Der aber schaut mürrisch weg, und das Kind fragt freundlich, als hätte es eine liebenswürdige Antwort bekommen, „Danke!"

„Mutti, es ist viertel Sieben."

„Ja, das ist schön. Dann werden wir bald zu Hause sein."

„Fährt der Zug sehr schnell, Mutti?"

„Natürlich! Du siehst es ja."

„Ich glaube, Mutti, ich werde mich fürchten müssen, wenn der Zug so rasend fährt."

„Nein, Kind. Fürchten muß man sich doch gar nie."

„Schade! Wenn ich mich fürchte, dann kommst du zu mir und . . ."

„. . . und gebe dir Schokolade, ja."

„Nein, Mutti, das nicht, Wenn ich mich fürchte und wenn etwas weh tut und wenn ich weine, dann hast du so eine weiche Hand wie sonst nie."

Die Mutter lächelt und errötet. Da schaut das Kind auf und sieht die Filmchronik. Der Lagerbote starrt längst nicht mehr auf die Anzeigenseite der Zeitung. Um das dicke Gesicht der Köchin huscht ein Lächeln, und der Mann mit der Brille streicht sich über die Stirn, als könne er das Denken an verworrene Zahlen löschen. Dann hält der Zug an dem Kanzleigehilfen vorbeikommt, greift dieser den Aermel noch einmal zurück.

Sechs Uhr achtundvierzig. Der Zug hat die verlorenen zwei Minuten nicht mehr aufgeholt, aber der Kanzleigehilfe, der immer mürrisch ist, lächelt dem Kind nach, bis es hinter einem Pfeiler verschwunden ist.

Dies nebenbei

Tag für Tag reist eine Flasche mit Spezialkindermilch von Holland auf dem Luftwege in die Schweiz. Ein Verkehrsflugzeug bringt sie von Amsterdam nach Zürich, dort wird sie sorgfältig verpackte Flasche in eine andere Flugmaschine gebracht. Ein Eilbote befördert sie zum Expreßzug, der nach dem bekannten Kurort Grindelwald führt. Und dann hält ein rundliches Baby die Milchflasche in seinen Händchen und ahnt nichts von all den Mühen, die der Transport gekostet hat. Die Empfängerin ist die 13 Monate alte Tochter der niederländischen Prinzessin Juliana, die gegenwärtig mit der kleinen Beatrix einen längeren Winterurlaub in der Schweiz verbringt. Damit das Kind auch wöhrend dieser Zeit nicht auf seine gewohnte Spezialmilch, die in Amsterdam nach einem besonderen Verfahren hergestellt wird, verzichten muß, hat man diesen Sonderdienst eingerichtet. So kann sich die kleine Beatrix rühmen, Milch zu trinken, von der der Liter, wenn man die Transportkosten berechnet, 200 Mark kostet.

*

Ein seltsames Vermächtnis hinterließ der Amerikaner Lee Chandler seinem Söhnchen Herbert. Als er vor 15 Jahren den tollkühnen Versuch unternahm, den Strudel des Colorado-Flusses im Grand Canyon in einem Boot zu überqueren, ließ er für den damals einjährigen Herbert einen Brief zurück, in dem er ihn aufforderte, er möge, falls dem Vater das Unternehmen mißglücke, seinerseits versuchen, es erfolgreich durchzuführen, um das zu vollenden, was ihm, dem Vater, nicht gelang. Wochenlang hatte sich damals Lee Chandler, den seine junge Frau begleitete, auf die Höllenfahrt durch den Strudel des Colorado vorbereitet. Alle Warnungen in den Wind schlagend, setzte er sich in das Boot. Zwei Wirbel überwand er, jedoch beim dritten schlug das Boot um. Lee Chandler ertrank in den Fluten. Nun ist sein Sohn sechzehn Jahre alt geworden und will versuchen, das Vermächtnis des Vaters zu erfüllen. Er ist vor kurzem im Grand Canyon eingetroffen und hofft nach einem entsprechenden Training die ihm gestellte Aufgabe durchführen zu können.

*

Ein polnischer Postkontrolleur hat vor kurzem einen „literarischen" Rekord besonderer Art aufgestellt, der wohl so schnell nicht geschlagen werden dürfte. Er schrieb das kleinste Buch der Welt, eine Biographie des polnischen Marschalls Rydz-Smigly, das ein Format von 5 Millimeter Länge und 7 Millimeter Breite aufweist. 1500 Arbeitsstunden nahm die Niederschrift dieses absonderlichen Werkes in Anspruch. Bereits im vergangenen Jahre hat sich der Warschauer Postkontrolleur, der Josef Grygorjew heißt, mit dieser Miniatur-Schriftstellerei befaßt. Er widmete dem Staatspräsidenten eine Niederschrift der polnischen Verfassung, der er die Form eines Büchleins von 7 Millimeter Länge und 10 Millimeter Breite gab. Als sich jedoch herausstellte, daß ein Amerikaner ein noch kleineres Buch geschrieben hatte, machte sich der ehrgeizige Herr Grygorjew erneut an die Arbeit, um den Weltrekord zu brechen. Das nunmehr geschaffene literarische Erzeugnis ist unbestreitbar im Format das kleinste der Welt. Grygorjew hat es mit Hilfe eines starken Vergrößerungsglases eigenhändig zu Papier gebracht.

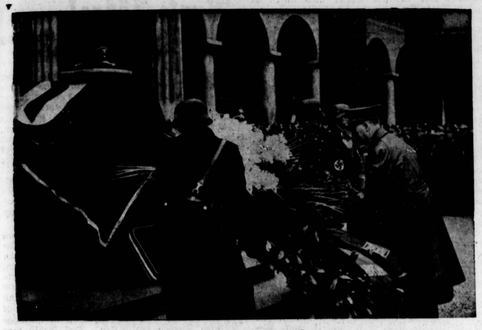
*

In den sibirischen Wäldern, nahe der mongolischen Grenze, wurde von einer Kommission, die die Arbeiten der Volkszählung durchzuführen hatte, ein verlorenes kleines Dorf entdeckt, in dem sich das Leben unter phantastischen Verhältnissen abspielte. In den 30 Bauernhütten lebten nur Frauen, aber von ihrem Vorhandensein hatten die Behörden nicht die geringste Ahnung. Man wußte, daß in dieser Gegend ein Jakutenlager einmal bestanden hatte. Als jedoch der Weltkrieg ausbrach, wurden die Männer eingezogen, die Frauen zerstreuten sich, die Alten starben, und so hörte das Dorf offiziell auf zu existieren. Es lag von der übrigen Welt abgeschlossen in Sümpfen und seit 20 Jahren hatte man in Sibirien nichts mehr von ihm gehört.

Als die Beamten dieses Dorf entdeckten, in dem nur Frauen fern von aller Welt lebten, weigerten sich diese lange, irgendeine Erklärung abzugeben, warum kein Mann dort zu finden sei. Erst nach einem langen eindringlichen Verhör gestanden sie die Wahrheit: „Wir haben uns hier auf den Resten des alten Dorfes niedergelassen, unsere Gemeinde aber keinen Namen gegeben, um nicht die Aufmerksamkeit der Behörden auf uns zu lenken. Wir hassen die Männer, und wir kommen sehr gut ohne sie aus. Die Bestellung des Bodens, das Holzschlagen im Walde, den Bau der Hütten haben wir allein besorgt, und das alles hat unsere Zeit ausgefüllt." Wenn zufällig einmal ein Mann in das Dorf kam, so „verschwand er wie ein böser Geist".

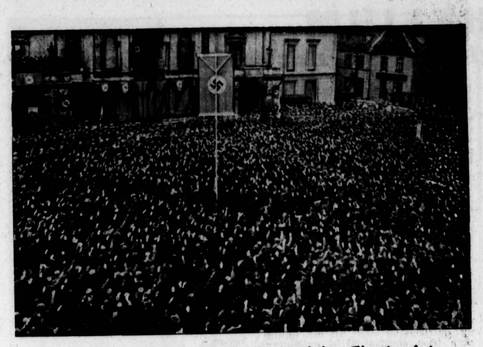
Diese wilden Insassinnen des Weiberdorfes erkannten nur die Autorität einer Frau, Sofia Sawarin, einer der wenigen Ueberlebenden aus dem Lager der Vorkriegszeit, an. Nur ihr Mann war nach Kriegsschluß nach Hause zurückgekehrt. Die ständigen Streitigkeiten, die sich zwischen dem Mann und der Frau erhoben, brachten das ganze Dorf in Aufruhr. Sawarin wollte die neue Ordnung, die während seiner Abwesenheit einaerichtet war, nicht anerkennen, und er mußte dies mit seinem Leben bezahlen.

Sofia Sawarin hat alle Verbrechen eingestanden, die auf ihren Befehl begangen worden sind. Sogar die Frauen, die im Verdacht standen, Sympathie für einen Mann zu empfinden, wurden unbarmherzig beseitigt. Man hat in den Sümpfen der Umgebung des Dorfes zahlreiche Skelette gefunden. Sofia Sawarin ist jetzt in das Gefängnis von Jakutsk überführt und wartet auf ihre Aburteilung.



Der Führer ehrte Dr. Wagner

Der Führer legte an der Bahre des Reichsärzteführers Dr. Wagner auf dem Ostfriedhof in München einen Kranz nieder. (Presse-Hoffmann, Zander-Multipl.-K.)



Kundgebung der Memeldeutschen auf dem Theaterplatz

wo der Führer den Memelländern den Dank des Reiches für Tapferkeit und Treue abstattete. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Der Führer in München

Der Führer traf in München ein, wo er am Bahnhof von Reichsstatthalter General von Epp und Gauleiter Wagner empfangen wurde. Brausender Jubel der begeisterten Münchner schlug dem Führer bei der Fahrt durch die Straßen entgegen und bewies die Dankbarkeit der Münchner für die Ereignisse seit dem 15. März. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Gefallenenehrung in Prag

Prag erlebte am Grabe des Unbekannten Soldaten eine feierliche Ehrung der Gefallenen des Weltkrieges. Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe 3, General der Infanterie Blaskowitz, legte am Ehrenmal vor dem Altstädtischen Rathaus einen großen Lorbeerkranz nieder. Unter den Ehrengästen sah man Armeegeneral Sirovy und Brigadegeneral Fiala sowie den Primator der Stadt Prag, Dr. Klapka. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Der Duce bei seiner Rede

die er aus Anlaß des zwanzigjährigen Bestehens des Faschismus im Forum Mussolini hielt (Bildtelegramm).

Der Vertrag über die Wiedervereinigung des Memellandes unterzeichnet

Nach einer Aussprache zwischen dem Reichsminister des Auswärtigen, von Ribbentrop, und dem litauischen Außenminister, Urbsys, traten die deutsche und die litauische Delegation zusammen. Die in freundschaftlichem Geiste geführten Verhandlungen haben zu einer Lösung geführt, die die Wiedervereinigung des Memellandes mit dem Deutschen Reich regelt und die Voraussetzungen für ein zukünftiges gutnachbarliches Verhältnis zwischen den beiden Ländern schafft. — Reichsaußenminister von Ribbentrop (rechts) und der litauische Außenminister Urbsys bei der Unterzeichnung des Vertrages. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Generalissimus Franco als echter Landesvater

Kennzeichnend für das Wesen des siegreichen Feldherrn Franco ist seine Sorge um jeden einzelnen seiner Landeskinder. Er kümmert sich um alles selbst, und so gilt seine besondere Fürsorge den kinderreichen Familien. Dieser Tage war aus jeder der befreiten Provinzen eine kinderreiche Familie eingeladen, die der Generalissimus persönlich begrüßte und beschenkte. Diese Familien hatten alle zehn und mehr Kinder unter 14 Jahren. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Ungarns Fahne in Chust

Die ungarische Fahne auf dem Rathaus in Chust, der Hauptstadt der Karpato-Ukraine, wo sie nach dem Einzug der ungarischen Truppen gehißt wurde. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

HELIUM
durch Atomzertrümmerung?

Holländische Zeitungen berichten, daß es zwei niederländischen Gelehrten gelungen sei, durch Atomzertrümmerung Helium herzustellen. Sollte die Zukunft den Beweis für diese kühne Behauptung antreten, so würde dies besonders für Deutschland, daß keine natürlichen Heliumquellen besitzt, von ungeheurer Bedeutung sein.

Das Heliumgas ist unbrennbar, hat ein niedriges, spezifisches Gewicht und ist daher ein ideales Füllgas für Luftschiffe. In anderen, industriell verwendbaren Mengen wird es auf der Erde nur ganz selten angetroffen. Seine wenigen Fundstellen liegen fast alle in den Vereinigten Staaten von Amerika, die also für die natürliche Gewinnung des Heliums Monopolstellung einnehmen. — Wir erinnern uns alle noch der furchtbaren Katastrophe, der unser stolzes Luftschiff „Hindenburg" zum Opfer fiel, weil es mit dem brennbaren Wasserstoffgas gefüllt war. In Zukunft sollen deshalb auch die deutschen Luftschiffe mit Heliumgas gefüllt werden.

Dieser merkwürdige Stoff hat den Wissenschaftlern schon manches Rätsel aufgegeben. Schon seine Entdeckung hat eine merkwürdige Geschichte. Zuerst gefunden wurde er nämlich auf . . . der Sonne. Im Jahre 1868 fand der englische Astronom Sir Norman Lockyer im Spektrum der äußersten Gasschichten der Sonnenatmosphäre eine hellgelbe Linie, die keinem der bisher bekannten Elemente entsprach. Vergeblich bemühte er sich, das neue gefundene Element auf der Erde wiederzufinden und nahm an, daß es vielleicht nur auf der Sonne vorkäme. Nach der Fundstelle nannte Lockyer den neuen Grundstoff „Helium" (Helios ist der griechische Name des Sonnengottes). Die Wissenschaft hat lange Zeit seine Entdeckung nicht ernst genommen, man nahm an, daß die von Lockyer gesehene Linie nicht ein neues Element war, sondern einfach Wasserstoff, der auf der Sonne unter einer anderen Erscheinungsform auftreten sollte. Erst 26 Jahre nach seiner Entdeckung sollte Lockyer Recht bekommen: 1894 fand Ramsay bei der Untersuchung von Erdgasen die gleiche hellgelbe Spektralinie und stellte damit Helium als neues Element auch auf der Erde fest, wo es schon bald in Industrie und Technik eine hervorragende Stelle einnehmen sollte.

Helium entsteht durch langsamen Zerfall radioaktiver Stoffe. Das verklärt auch das seltene Vorkommen und die späte Entdeckung dieses Gases. In den Jahrmillionen seit Bestehen der Erde sind allerdings schon ganz beträchtliche Mengen Helium entstanden, sie sind aber im Verhältnis zu dem Vorkommen von Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff sehr gering. Meistens hat sich dieses Helium in die Atmosphäre verflüchtigt, die in der Tat geringes Spiren (1 zu 250 000 Raumteile) davon aufweist. Wo dagegen die Erdstruktur dafür günstig war, hat es sich in unterirdischen Hohlräumen angesammelt. Wenn das Gas an solchen Stellen in einigermaßen bedeutenden Mengen vorkommen soll, dann müssen dort schon große Lager radioaktiver Mineralien vorhanden sein, und das ist nur an ganz wenigen Stellen der Erde der Fall.

Das neuentdeckte Helium war den Forschern eine harte Nuß. Wie man weiß, lassen sich alle Gase durch starke Abkühlung unter hohem Druck verflüssigen. Durch immer weitere Abkühlung kann man ein so verflüssigtes Gas auch in feste Form bringen. Dazu läßt man die Flüssigkeit unter äußerst geringem Druck sieden, wodurch ihr noch mehr Wärme entzogen wird. — Wasser siedet gewöhnlich bei 100 Grad Celsius. Würde man nun, z. B. auf dem Montblanc, Wasser kochen, so würde es schon bei einer wesentlich geringeren Temperatur sieden, weil der Druck infolge der dünnen Luft in großen Höhen wesentlich geringer ist. Man kann also eine Flüssigkeit nicht allein durch Erhitzen, sondern auch durch Verminderung des Luftdrucks zum Verdampfen bringen. — Beim Helium hat es aber sehr lange gedauert (1908 in Leiden) bis die Verflüssigung gelang. Es mußte dazu auf 266 Grad unter Null abgekühlt werden. Danach dauerte es dann noch bis 1926, bis auch die Ueberführung in den festen Zustand gelang. Weil diese Versuche anfänglich stets mißlangen, nahmen schon viele Forscher an, daß das Helium infolge seiner Eigenart überhaupt nicht in feste Form zu bringen sei. Bei allen anderen Stoffen läßt sich dies durch Verdampfen der Flüssigkeit erreichen, beim Helium jedoch nicht. Man hat flüssiges Helium bis auf 0,7 Grad über dem absoluten Nullpunkt (— minus 273 Grad Celsius) abgekühlt, es blieb aber zum großen Staunen des Forschers flüssig. Um Helium in feste Form zu bringen, muß man es bei sehr niedrigen Temperaturen zusammenpressen, erst dann werden die Atome dicht genug zusammengedrängt.

Helium I und Helium II

Wenn man das flüssige Helium abkühlt, indem man es unter sehr geringem Druck sieden läßt — wobei es aber durchaus nicht sein müssen will — kann man etwas sehr Merkwürdiges beobachten. Anfänglich kocht es wie jede andere Flüssigkeit, d. h. es steigen kleine Gasblasen auf, die an der Oberfläche entweichen. Plötzlich hört das jedoch auf, und die Flüssigkeit wird vollkommen ruhig, irgendetwas hat sich darin also verändert. Es scheint, daß in diesem Augenblick die Temperatur zum Stillstand kommt, um dann erst langsam und dann wieder schneller weiter nach unten zu gehen. Diese Veränderung im flüssigen Helium vollzieht sich bei etwa 2,19 Grad über dem absoluten Nullpunkt und bei einem Druck von etwa 38 Millimeter Quecksilber, das ist ein Zwanzigstel des normalen Luftdrucks.

Diese Veränderung ist nicht nur äußerlich, denn eine ganze Reihe von Eigenschaften des Elements ändern sich oberhalb bei dieser Temperatur. Die Unterschiede sind so groß, daß man den beiden Erscheinungsformen des flüssigen Heliums besondere Namen gegeben hat: Ueber 2,19 Grad heißt es Helium I und unter 2,19 Grad Helium II. Am auffallendsten ist die Veränderung der spezifischen Wärme. Spezifische Wärme nennt man die Wärmemenge (die Anzahl der Kalorien), die nötig ist, um ein Gramm Materie um ein Grad zu erwärmen. Sie beträgt bei Helium I 0,4 Kalorien und bei Helium 2,5 Kalorien. Ebenso merkwürdig ist die Veränderung des Wärmeleitvermögens, das bei Helium 2 etwa 1 Million mal größer ist als bei Helium 1. Das Wärmeleitvermögen von Helium 2 ist 10mal größer als das des Kupfers. Eine ähnliche Erscheinung findet man bei verschiedenen Metallen, die auf sehr tiefe Temperaturen abgekühlt, mit einem Male den elektrischen Widerstand verlieren, so daß ein elektrischer Strom auch dann noch darin weiter zirkuliert, wenn die Stromquelle schon längst abgeschaltet ist. Man nennt das die elektrische Ueberleitfähigkeit von Metallen. Ebenso kann man hier von einer Ueberleitfähigkeit in bezug auf Wärme sprechen.

Das sind aber nicht die einzigen Besonderheiten und Merkwürdigkeiten, die das Helium aufweist. Erst ein geringer Teil der Eigenschaften dieses Stoffes ist bisher erforscht. Wer vermag absehen, welche Ueberraschungen uns die Forschung auf diesem Gebiete noch bringen wird. Vielleicht sind solche darunter, die das Helium zu einer noch größeren Bedeutung als bisher im menschlichen Leben bringen werden.

H. S.

Im Anfang war die - Mikrobe!

Der Ultravirus — Ursprung alles organischen Lebens?

„Vielleicht stammen wir alle vom Ultravirus ab, das heißt von jenen krankheitserregenden Kleinstwesen, die den feinsten Filter passieren und selbst für das stärkste Mikroskop unsichtbar bleiben . . ." sagte kürzlich der schwedische Naturwissenschaftler Professor Carl Kling in einem Vortrag über die jüngsten Ergebnisse der Virusforschung. Wir kennen heute rund 150 verschiedene Virusarten mehr oder weniger genau. Der für den Ursprung alles organischen Lebens verantwortlich gemachte sogenannte Ultravirus steht auf der Grenze zwischen belebter und unbelebter Natur. Manche Forscher sind sogar der Ansicht, daß er von verhältnismäßig riesig großen Eiweißmolekülen gebildet wird. Sollte sich diese Ansicht als richtig erweisen, so wäre erwiesen, daß sich Leben aus lebloser Materie entwickeln kann, und man hätte den lang gesuchten Beweis in Händen für die Möglichkeit einer sogenannten „generatio spontanea" oder einer Urzeugung.

Allerdings ist die wahre Natur dieses Ultravirus nach Ansicht des Forschers vorerst noch als sehr hypothetisch anzusehen, wie überhaupt noch das ganze Gebiet keineswegs planmäßig durchforscht ist. Ob zum Beispiel äußere Faktoren bestimmend auf die Entwicklung der Mikroben einwirken oder ob es sich bei diesen Kleinstwesen nur um sogenannte autokatalytische Virusproteine handelt, steht gegenwärtig noch keineswegs mit einiger Sicherheit fest. Man nimmt an, sie hätten das Vermögen, sich aus sich selbst zu reproduzieren, und schreibt ihnen damit eine Eigenschaft zu, die man bisher — streng genommen — nur lebenden Organismen vorbehalten zu müssen glaubte. Gegen diese Theorie spricht indessen die Beobachtung, daß verschiedene Virusarten wie die Erreger der Blattern, der Maul- und Klauenseuche offensichtlich durch Menschen von einem Ort zum anderen übertragen werden. Dafür spricht ferner die Tatsache, daß der Erreger der spinalen Kinderlähmung gelegentlich außerhalb der motorischen Nervenzellen auftritt und in einem Fall im Darminhalt eines angeblich kranken Kindes nachgewiesen werden konnte.

Nach Ansicht des schwedischen Gelehrten bleibt somit Grund zur Annahme, daß bei der Entstehung des Ultravirus doch gewisse äußere Einflüsse entscheidend beteiligt sind. Das würde der Anschauung von der Urzeugung allerdings widersprechen, daß irgendwann auf Erden eine solche Urzeugung stattgefunden haben muß. So betrachtet, ergäbe sich also die Behauptung, daß alle Lebewesen von diesem Ultravirus herstammen. Eine Hypothese, die freilich erst wissenschaftlich bewiesen werden muß!

Eine Werkstatt reist nach Deutschland

Stradivari gibt ein „Gastspiel" in Hannover

Im Frühjahr wird die historische Werkstatt des großen italienischen Geigenbauers Stradivari von Cremona nach Hannover transportiert werden, um hier den Mittelpunkt einer vom Faschistischen Kulturinstitut veranstalteten Ausstellung zu bilden.

Weit über Italiens Grenzen hinaus kennt man den Namen Cremonas, jener altehrwürdigen Stadt am Ufer des Po, um die bereits die alten Römer gekämpft haben und die später eine verbündete Kaiser Friedrich Barbarossas in seinem Kampf gegen Mailand war. Ist sie doch drei Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt des italienischen Geigenbaus gewesen, und die Namen Amati, Guadagnini, Guarneri, Maggiori und Stradivari sind als die der unsterblichen Meister des Geigenbaus unlösbar mit Cremona verknüpft.

Von hier aus fanden die kunstvoll gefertigten Musikinstrumente, die Geigen, Bratschen und Violincelli den Weg in alle Welt und kündeten den Ruhm Cremonas. Man riß sich um die Erzeugnisse Amatis und Stradivaris, ohne das Geheimnis ihres schönen Tones jemals so recht ergründen zu können. Nun soll sich in Zukunft ein enges kulturelles Band um Cremona und eine nicht minder berühmte deutsche Stadt schlingen. Hannover ist es, das auf eine Anregung des italienischen Ministers Farinacci hin in einen kulturellen Austausch mit Cremona treten wird. Zwei Städte bauen eine Kulturbrücke und geben damit der sich auf allen Gebieten vertiefenden deutsch-italienischen Zusammenarbeit sichtbaren Ausdruck.

Hannoveranische Künstler werden in Cremona wirken und Ausstellungen veranstalten, hannoveranische Schüler und Studenten werden Studienfahrten nach der Geigenbauerstadt unternehmen und sich zu gemeinsamen Vorträgen zusammenfinden. Im Austausch dafür werden Cremoneser Künstler nach Hannover kommen. Darüber hinaus wird auch der Sprachenaustausch zwischen beiden Städten in besonderem Maße gepflegt werden. Schon hat Cremona eigene Lehrgänge für die deutsche Sprache eingerichtet, und auch die Hannoveraner machen im Rahmen dieses Kulturabkommens eifrig von der Möglichkeit Gebrauch, Italienisch zu lernen. Den Höhepunkt des Gemeinschaftsarbeit aber wird zweifellos eine Ausstellung bilden, die das faschistische Kulturinstitut im Frühjahr in Hannover veranstaltet.

Es handelt sich um eine Schau alter italienischer Musikinstrumente, in der man unter anderem die historische Werkstätte des Cremoneser Meisters Stradivari zum ersten Male auf deutschem Boden bewundern können wird. Stradivari, der 1644 in Cremona das Licht der Welt erblickte und dort selbst im Alter von 93 Jahren starb, war ein Schüler und Geselle des berühmten Nicola Amati. Als er sich, kaum 25 Jahre alt, selbständig machte, begann er eine Reihe von Geigen zu schaffen, die alle bisher vorhandenen Musikinstrumente an Wohlklang übertrafen. Unschätzbar im Wert sind diese Meisterzeigen, die heute noch unter dem Bogen der größten Virtuosen der Welt erklingen.

Mehr als 65 Jahre lang saß Stradivari in derselben Werkstatt, um aus Holz ein klingendes Wunderwerk zu formen. Das Zeichen „Antonius Stradivarius Cremonensis Faciebat Anno . . ." wurde zu einem Begriff, den man in der ganzen musikalischen Welt kannte. Diese Stätte tritt nun mit Drehbank, Hobel, Werkzeug und Lackkästen die Reise nach Deutschland an, um in Hannover ein bedeutsames Gastspiel zu geben.

Bunte Zähne!

Von einer seltsamen Erkrankung des menschlichen Gebisses

Die Zahnheilkunde überrascht uns immer wieder mit neuen Erkenntnissen. Was eigentlich zu verwundern ist, denn auch dieser Zweig der Medizin blickt auf ein recht ehrwürdiges Alter zurück. Schon ein Papyrus aus dem Jahre 1550 vor der Zeitwende erwähnt Salben, die zur Befestigung der Zähne dienen und gegen Zahngeschwüre helfen sollen. Wenn es auf diesem Gebiete trotzdem immer wieder Ueberraschungen gibt, so liegt dies vielleicht zum Teil daran, daß sich eben aus Lebensweise und Körperbeschaffenheit der Menschen ändern, zum anderen vielleicht daran, daß unsere Vorfahren sich wenig um die Pflege ihres Gebisses gekümmert haben.

Und nun sind neuerdings die bunten Zähne auf der Bildfläche erschienen! Die amerikanischen Aerzte H. C. Hodge und S. B. Finn haben kürzlich die Untersuchungen beschrieben, die sie an drei Familien verschiedener Herkunft vorgenommen hatten. Es handelt sich um Italiener, Deutsch-Iren und Amerikaner. Und sie befanden durchscheinende Zähne, die infolge einer eigentümlichen Lichtbrechung in mannigfaltigen Farben erglänzten. Das Gebiß war brüchig und nutzte sich rasch bis zum Saume des Zahnfleisches ab. Diese Brüchigkeit erstreckte sich auch auf den Schmelz. Doch rührte das wohl nicht von seiner schlechten Beschaffenheit an sich her. Vielmehr trug die lockere Verbindung mit dem weichen Dentin die Schuld.

Als Dentin bezeichnet man das Zahnbein, die knochenartige Hauptmasse der Zähne, die von zahllosen feinen Röhren durchsetzt ist. Das Dentin ist der Grundstoff der Zähne, der ihr Inneres, die Pulpa, aufstellig umgibt. Die Pulpa, die der Ernährung der Zähne dient, fehlte bei den untersuchten Familien ganz oder teilweise. Die Wurzeln waren kleiner als im Normalfall. Die chemische Untersuchung des Dentins ergab einen erhöhten Gehalt an Wasser, einen verminderten an anorganischen Stoffen. Der Anteil des Kalkes und des Phosphors entsprach jedoch dem durchschnittlichen Maß. In seiner chemischen Zusammensetzung ähnelt das „unterernährte" Dentin mehr dem Knochengewebe als dem normalen Dentin.

Als Ursache des Leidens erwies sich die unvollkommene Entwicklung des Dentins. Das wurde durch die physikalischen und mikroskopischen Untersuchungen bestätigt. Auch klinische Beobachtungen schlossen sich an. Als absonderlich stellte sich allein eine Abweichung im Phosphorgehalt der Hellsubstanz bei den Kindern heraus, wie sie sich bei manchen Knochenerkrankungen findet. Das Skelett der Zahnkranken wies jedoch keine Veränderungen auf. Die Verschiebung in der Hellsubstanz ließ sich auch bei den nicht zahnkranken Kindern wahrnehmen.

Die unvollkommene Entwicklung des Zahnbeines konnte drei bis vier Generationen hindurch beobachtet werden. Beide Geschlechter waren gleichmäßig daran beteiligt. Die Forscher bezeichnen die seltsamen Zähne als opalisierend.

Porzellan als Baustoff . . .

Noch unsere Väter waren keineswegs davon überzeugt, daß Eisen das wertvollste Material zur Bildung der tragenden Elemente des Hausbaues sei. Als man damals die bei Massivbauten aus Stein vorherrschende Technik des gemauerten Bogens über Fenster und Türen, des Gewölbes für die Kellerdecke, und meist auch die des ersten Stockwerks, verlieh und dem T-Träger die Funktion des Deckenträgers, des Wandträgers über Fenstern und Türen zuwies — da fand diese Neuerung viele entschiedene Gegner. Im Grunde wollten die Alten mehr als die heutigen Wohnungsbauer alles und jedes für die Ewigkeit tüchtig machen, und in der Tat ist der gemauerte Steinbogen so ungefähr für die Ewigkeit gebaut. Demgegenüber weiß man vom eisernen T-Träger, der in einer an sich leichten Außenwand eingezogen wurde, nie, wie es ihm geht, ob er durch das „Setzen" des Bauwerks große zusätzliche Belastungen aufgenommen hat, ob die Mauersteine ihn genügend vor der Korrosion, also dem fressenden Rost, schützen oder ob ein Ermüdungsbruch auf Grund eines Materialfehlers sich in seinem Gefüge immer mehr durchsetzt.

Alles in allem wird die seit vielen Epochen unveränderte Dauerhaftigkeit alter Gewölbe bauten von den verschiedenen Ziegelsteinarten mit T-Eisen als Querträger schwerlich erreicht werden können. Ebenso steht der Beweis, daß die heute landläufige Bauweise gemessen „in Holzfestigkeit mit Eisenbeton und Ziegelsteinfüllung — die dauerhaftere ist, zeitlich noch aus.

Was die Fachwerkbauweise auszeichnet, war ähnlich dem Mauerbogenprinzip die Einheitlichkeit der Materialien! Holzbalken und Lehm, Mörtel und Stein sind Stoffe, die miteinander leicht in Einklang treten. Beim T-Träger aber stellt sich diese physikalische Harmonie erst in Verbindung zum Beton wieder ein, feiert im Eisenbeton, im vorgespannten Eisenbeton zumal, am meisten aber im Stahlsaitenbeton ihre Vollendung. Für die Ziegelsteinmauer brachte der T-Träger aus Eisen in der Hauptsache bauwirtschaftliche Vorteile, besonders ermöglichte er schnelle Bauten und leichte Profile, aber er bedeutet keineswegs die einzige und zweifellos erst recht nicht die denkbar beste Materialkameradschaft.

Der Träger für die Ziegelmauer, der sich dieser Wertung seit kurzem mit Betonung rühmt, ist ein Kind der Keramik! Ein Werk, das bisher seine Lager an Kaolin, Porzellanerde, abbaute, um aus diesem Rohstoff in der Hauptsache chemische und handwirtschaftliche Gefäße herzustellen, lanziert neuerdings das Porzellan als Baustoff für Träger, Heizkörper und Installationsrohre.

Die Vorstellung, T-Träger aus Porzellan zu verbauen, begegnet ohne Zweifel zunächst Verwunderung, aber zum mindesten die Einheitlichkeit zwischen Klinkerstein und Porzellanbalken ist deutlich! Beide bestehen aus backendem Erden, die im heißen Feuergang Festigkeit und dauerhafte Gestalt erhielten. Sie passen in fast allen technischen Daten um vieles besser zueinander als Eisen und Klinkerstein. Beispielsweise sind ihre spezifischen Gewichte fast die gleichen. Beide sind dauerhaft gegen Feuchtigkeit und unempfindlich gegen korrodierende Einflüsse. Ein T-Träger aus Porzellan über einer Fensteröffnung bedeutet für die Fensterpfeiler nur den dritten Teil der Belastung durch einen Eisenträger und stellt im Grunde nur einen breiten, zum Tragen ausgebildeten Längsstein dar — der auch bei einem Brande standhält, wenn ein Eisenträger längst gemeutert hätte.

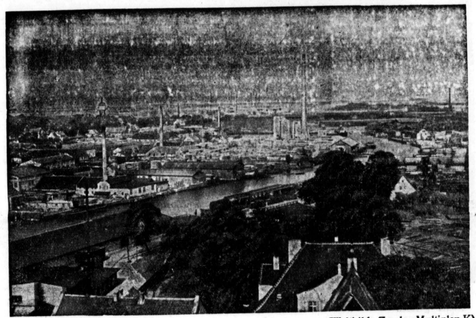
Große Elastizität, höchste Wärmefestigkeit, vollkommene Bewährung gegen Feuchtigkeit und völlige Korrosionsfreiheit sind die Vorzüge des Porzellans als Baustoff. Der Heizkörper aus Porzellan vereinigt den Vorzug der Zentralheizung mit der Gemütlichkeit des alten Kachelofens. Ein Heizkörper aus mittelblauem Porzellan ist beispielsweise sicherlich schöner als ein gestrichener, teilweise seinen matten Anstrich schon wieder abblätternder Eisenkörper. Und ebenso dürfte sich kein verständiger Mensch ernsthaft dagegen wehren, daß das Rohrwerk in den Badestuben für immer aufhören soll, die Wände und Decken mit blätternden, rostenden Gebilden zu überziehen, die bei jedem Baden schwitzen, deshalb in jedem Jahr einen Oelanstrich brauchen, die Wände trotzdem mit Rostwasser verschandeln und nach Jahrzehnten dem Rost endgültig unterliegen.

Lucie Alexander

Der Strom ist das Herz

Memel-Land — diesseits und jenseits, seine Landschaften, Menschen, Lebensbedingungen

Kartendienst E. Zander, M.)

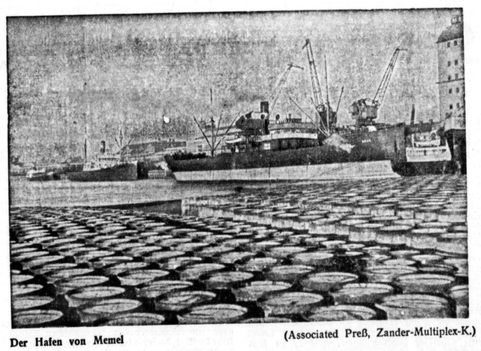


Blick auf Memel

(Weltbild, Zander-Multiplex-K)

Wenn man allen Deutschen, jenen, die es nicht kennen, eine fabsare Vorstellung vermitteln wollte von diesem Land, auf das nun alle Augen sehen, man müßte ihnen ein Bild malen: die Vision eines Bildes, dessen einzige, leuchtende Farbe grün ist — — Grün die Wiesen, grün die Weiden, grün das Schilf und grün die Bäume; grüne Ebene, die breit und freundlich ruht. Nur Mitte aber kräftigt sich das Grün und dunkelt ganz zu blau — denn hier fließt der Strom!

Viel später erst wird das Grün ein fester Flecken Wald, rückt die Formen ins Plastische, bräunt sich um die Meern des Stromes zu Moor, wird Busch und Anhöhe und Dach von Häusern. Und weites Haff mit Kahn und greller Küste. Der Mensch taucht auf, die Tücher der Frauen winken weiß und bunt, und Tiere, Pferd, Elch und Kuh, stehen auf dem Grün! In der Mitte aber fließt der Strom. Und wenn wir uns von dem Bild entfernen, so bleibt uns dieses Grün vor Augen, und sein



Der Hafen von Memel

(Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Zusammensein mit dem belebenden Wasser: Memel-Land!

Es gibt wohl Unterschiedliches, ein „Diesseits" und „Jenseits" aber hat es nie gegeben, nicht völkisch, nicht leelisch, nicht wirtschaftlich, am wenigsten aber landschaftlich: denn die Memel ist das Herz; Vereinigung und Ausstrahlung, Kreislauf, Schicksal, Körper und Gesicht. Ohne sie wäre nicht das Land. Aus ihrem Pulsschlag allein empfängt es Leben.

Darum war der Schnitt mehr als ein politischer. Er war die Wunde einer Landschaft. Und die schmerzte aus jenem urfachlichen Zusammenhang völkisch und leelisch und wirtschaftlich, wie immer die Begriffe heißen mögen, die das gesunde und glückhafte Sein, die organische Lebensgesetzlichkeit eines heimatlichen Raumes bedingen.

Von jenem Unterschiedlichen aber ist zu sprechen, jener feinen und wechselvollen Struktur, die die Lebensvoraussetzungen der Bewohner gebildet und ihnen die charakteristischen Merkmale aufgeprägt hat, die zusammen erst den Begriff „Memelland" bedeuten. Folgen wir also dem natürlichen Lauf des Stromes von Osten bis zum Einbruch des Deltas in das Kurische Haff, nennen wir einige Namen, die seine Ausdehnung in Deutschland begrenzen: Schmalleningken und Schillehnen, Ruß und am Ende des Hafes Memel. Dazwischen Tilsit, Karkeln und Gilge am Haff. Heydekrug nicht fern vom Mündungsarm, aber schon hinter dem Moor landinnen.

Zwischen diesem Osten und dem nach Norden ansteigenden Westen besteht der größte Gegensatz. Denn der Osten hat Wald, starken, guten Wald, rechts den Jura-Forst, links den Trappöner Forst. Der Holzreichtum ist entscheidend für Arbeit und Lebensunterhalt seines Anwohners. Und der Strom dient ihm zur Beförderung des geschlagenen Holzes. Wo stromauf die Kähne treiben, bis an den Rand gefüllt mit Gemüse und Zwiebeln, Kartoffeln und Fisch, ziehen stromab die Flöße, zu schweren Triften gebunden, und fahren die Bordaks, die langen, tiefliegenden Frachtkähne, mit dem geschälten und geschnittenen Holz bis an die Städte mit den Zellstoffabriken. Hier Produkt für Industrie und Handel, da Ertrag der auf dem Wochenmarkt verhandelt wird.

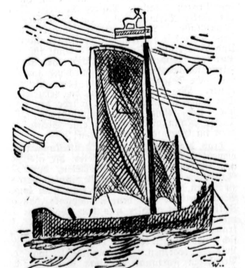
Gemeinsame Fabrikstraße und dort, ungefähr im Zentrum, wo sie sich treffen, die Bogenung auch der Landschaft; Wald dehnt sich zu Wiesen und Weideland — und Bruchwald und Moor festigen sich zu Acker und nahrhaftem Boden. Im Osten Hochfläche, im Westen Niederung, immer aber das Wasser, das seine Kräfte nach Westen und Norden noch zu vermehren scheint, den Boden mit seinen Ablagerungen nährt, den Menschen aber auch in die Höfe und bis in die Stuben dringt.

So müssen Strom, Land und Mensch aus ihrer unmittelbaren Berührung miteinander ihren Lebensrhythmus ziehen. Und der Mensch ist Bauer, Holzfäller, Viehzüchter, Moorkultivator und Fischer, das Gesicht des Stromes ist auch sein Gesicht, am klarsten vielleicht geprägt an der Haffniederung und auf der Nehrung. Freiheit und Gefahr von Wind und Wasser sind seine Elemente, und der Kahn ist des Mannes Haus auf Fluß, Haff und See. Die Frau aber trocknet und räuchert die Fische, bestellt den Garten, hilft mit, den Torf zu stechen und die Kartoffeln im Moorbruch zu bestellen. Auch sie lebt auf dem Kahn, wenn er flußaufwärts nach Tilsit strebt.

Das Flußland gibt dem Memelmenschen was er braucht. Er gibt es ihm oft reichlich, aber fehlte ihm nicht fast 20 Jahre die Möglichkeit, von seinen Erträgen abzugeben unter Bedingungen, die ihm seine Erforderniße fischereiteilt hätten? Vieh und Fisch, Eier, Käse, Schmalz, er konnte sie nicht abgeben, in seinem engeren und weiteren Heimatland an der Memel nicht, viel weniger aber noch in Litauen!

Memel-Land, das ist ein geschlossener Lebenskreis, ein abgeschlossener gottlob nie mehr!

So werden die Flundern aufgereiht, ehe sie geräuchert werden



Kurenkahn mit handgeschnitztem, bunten Wimpel auf dem Kurischen Haff

Frau aus der Haffniederung mit Zwiebeln auf dem Markt

3 Zeichnungen: Wlotzka-IWD

DER LETZTE AUFTRITT

2. Fortsetzung

Matras taumelt in die Kulissen

Tragödien aus der Welt des Varietés

Von Ulrich von Uechtritz

Ein Klingelzeichen läßt das Summen der Stimmen im Zuschauerraum verstummen. Die ersten Töne klingen im Orchester auf — der Vorhang hebt sich — noch ein paar Sekunden, und schon hat der von allen Wienern wie kein anderer geliebte Nestroy seine Zuschauer im Bann.

Lachen klingt im Parkett auf, schallt vom Rang herunter. Der einzigartige „Lumpazi-Vagabundus" „zieht" heut noch ebenso wie damals, als Nestroy selbst den „Knieriem" vor seinen Wienern spielte.

Oben auf dem Rang reibt sich eng Kopf an Kopf. Hier geht's derzeitig zu, und blanke Augen und manch kräftiger Schlag auf die Schenkel „Jessas — der kann's!" begleiten das Spiel.

Ganz hinten in der letzten Reihe balanziert ein schmächtiges, blasses Jüngelchen auf der Ecke des äußersten Sitzes. Sein struppiges Haar steht ihm im Eifer des Miterlebens zu Berge. Er preßt die Hände zwischen die Knie. Laut schallt sein Lachen über die Köpfe hinweg — manchmal macht er unwillkürlich die Bewegungen dort unten auf der Bühne mit — verzieht das Gesicht zu lustigen Grimassen — ein Spiegelbild der Handlung auf den Brettern. So ganz hat er seine Umgebung vergessen, daß er hingerissen vom Spiel, plötzlich auffspringt, die mageren Arme in die Luft wirft: „Jessas — Jessas!"

Da tippt ihn von hinten einer auf die Schulter: „Bleib' sitzen — Buberl — meinst' vielleicht, man könnt' hindurch schaun durch deinen schiefen Buckel?"

Der Junge hat in der Tat eine hängende Schulter.

Jetzt dreht er sich rasch um: „Hast recht!" — sagte er ruhig, und ein Lachen sitzt in seinen Augenwinkeln — „hast recht, i hab' an Buckel — aber nur darum, daß du ihn mit 'naufkraxelst!" Damit drückt er die hohe Schulter so hart heraus, daß es wirklich wie ein kleiner Buckel aussieht. Dann duckt er sich behende unter der schon erhobenen Hand seines Gegners weg und ist im Hintergrund des dunklen Raumes verschwunden.

Die Leute lachen, lachen über die schlagfertige Spitzbübischkeit des Knaben. „Der hat's ihm 'geben — Mara'ndjosef! Der ist nicht aufs Maul gefallen — der Bub!"

Der Junge aber läuft die Treppe hinunter. Das heißt, er läuft nicht — er rutscht am Geländer abwärts. „Hab' ohnehin heim müssen", denkt er, „beim Onkel Nowak' waren's schon auf mich!"

Wirklich, wie er die Tür der Schenke aufmacht, kommt ihm der Wirt entgegen: „Wo hast' denn wieder gesteckt, Maleschina? Bist wieda ins Theater auf'i? — hast' deine Zeit totgeschlagen mit dem depperten Unfug!"

Schnell ist der Junge hinter dem Schanktisch verschwunden. Schon schleppt er in seinen mageren Händen die Bierkrüge. Deutlich sieht man's nun, daß die schweren Krüge und die Berge von Tellern, die der halbwüchsige, schmächtige Bursche tragen muß, seine schiefe Haltung verursachen.

Aber die Gäste haben den Buben gern — sie necken ihn nur, um seinen schlagfertigen Witz zu hören. Manchmal ruft ihn einer an den Tisch: „Du hast' fünf Kreuzer, — Watras — sing' uns was vom Wanerwald!"

Der Kopf ist lose

Und der Matras singt. Singt all die lustigen Wiener Couplets, die schmalzigen Lieder, erzählt Schnurren und Witze, bis der Wirt hinter dem Schanktisch ihn wieder zur Arbeit ruft. — Und das bleibt so, als aus dem Buben ein Bursch wird — aus dem Handlanger und Bierträger ein Kellner:

„Sing' uns eins — Matras!"

Aber es hält ihn nicht im Kellnerberuf.

Der Matras wird Volkssänger. Vielbeifall aller, die seine Lieder in Gasthäusern und Singspielhallen hören. Es treibt ihn weiter — das Theater ist das Ziel, das sein Lockt — das Theater.

In Pest wird er Chorsit und Episodenspieler. — Dann errichtet er mit ein paar Freunden eine Singspielhalle im Wiener Prater.

Und da — öffnen sich ihm die Tore des Polydrastischen Varietétheaters. — Der Volkssänger wird Humorist und bald der gefeierte Liebling des Publikums — ein Sorgenbrecher, der den verbitterstten Griesgram zum Lachen zwingt.

Das Ziel ist erreicht: das Theater.

In den Garderoben des Caltstheaters herrscht die nervöse Spannung, die dem Beginn des Stückes vorangeht. Warum aber locken die Schauspieler heute so oft zuscheind die Köpfe zusammen? Warum streift mancher Blick unsicher und mit ein wenig Sorge die Tür zur Garderobe des Matras?

„Wenn's nur klappt heut'." „Habt Ihr's auch schon bemerkt — der Matras . . .?" „Wie das ausgehen soll . . . kann einem wahrhaft das Herz brechen — das zu sehen . . . wie lang' wird's dauern, bis die Leut' es merken?"

Eine Glocke schrillt.

Die Tür zur Garderobe des Matras geht auf. „Grüß Gott, Matras — gut beieinand' heut abend?"

Der Komiker sieht die Kollegen, die in den Gängen herumstehen, mit einem flackernden Blick an: „Grüß Gott — zusammen!" Dann ist er schon vorüber — dreht sich aber in der Kulisse noch einmal um, und sein Blick irrt unsicher und wie tastend über die Köpfe, die sich neuerdi zusammenstecken.

„Haben sie's also schon bemerkt" — denkt er, fährt sich mit der Hand über die Stirn. „Nimm dich zusammen — alter Bursch — nimm dich zusammen!"

Lautes Klatschen begrüßt ihn, als er auf die Bühne hinaustritt. Jetzt muß das Stichwort kommen. — Das Stichwort kommt — aber der Matras bleibt stumm. Der Kollege wiederholt es. Aengstliches Tuscheln in der Kulisse. — Wie ihn das peinigt!"

Halblaut flüstert die Souffleuse zum drittenmal den Anfang seiner Rolle — da wiederholen seine Lippen mechanisch die Worte, flackern verwirren sich — er blickt sich hilflos um; Schweißperlen stehen auf seiner Stirn. Sein flackernder Blick irrt über die Köpfe im Parkett.

Die Zuschauer lachen: „Nein — was der Matras komisch ist an diesem Abend — wie ein Depp steht er auf der Bühne, tut, als könne er den Mund nicht auftriegen — wie er jetzt blöd' in die Gegend stiert . . . Jessas — Jessas, ist das komisch!"

Aber ein wenig lang' dauert's jetzt — Schau, daß du vorwärts kommst, Matras — was starrt denn immer noch — nun ist's genug — mach vorwärts, Matras!

Aber, wie spricht denn heut abend — als wenn du Steine auf der Zunge hättest?

Das Publikum wird unruhig. Da und dort hebt sich unwillig ein Opernglas. Wie fahrig seine Bewegungen sind! — Ist das noch Spiel?

„das Wort — das Wort!"

Der Schauspieler steht auf der Bühne, und vor seinem Blick verwirrt sich das Bild der vielköpfigen Menge, dort unten.

„Das Wort?" — denkt er — „das Wort!"

Von irgendwo kommt wieder ein Klang an sein Ohr — er erfaßt ein paar Silben — macht ein paar unsichere Gesten — es geht nicht! — Es geht nicht! — Er kann sich nicht mehr auf seine Rolle besinnen!

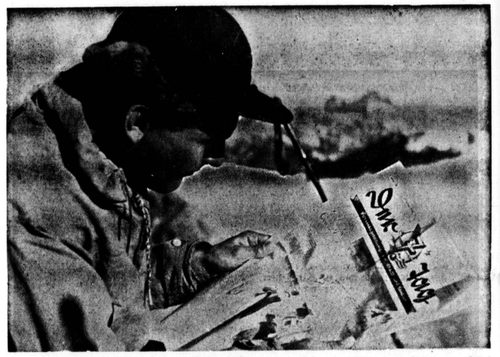
Wie ein böses kriechendes Tier ist es in den letzten Monaten an ihn herangeschlichen, daß er sich zuerst an dieses oder jenes Wort, an irgendeine Geste, die das Publikum zu Lachstürmen hinreißt, nicht besinnen konnte. — Dann klafften plötzlich Lücken in seinem Gedächtnis — die Kollegen flüsterten ihm die Worte zu — es ging wieder. Und nun — wieder fährt seine Hand an die Stirn — und man: leer — leer!

Was ist das für ein Lärm? Der Matras schreckt aus seinem Sinnen auf. Das Publikum tobt. — Pfiffe gellen durch das Haus — Schreien, Rufen wird laut, Programme sausen durch die Luft.

Da wendet sich der Matras langsam um, und mit einem trockenen Aufschluchzen taumelt er in die Kulisse.

Wenige Wochen später schließen sich die Tore der Irrenanstalt hinter einem unheilbaren Kranken . . .

(Fortsetzung folgt.)



Der 7. Tag ist ganz groß auf der Höhe! Hier wird er bei einer Skipause in Höhe von 2 500 Meter gelesen
Foto: Fenske

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Um seinem Vater einen „Denkzettel" zu erteilen, bezahlt sich ein Kochlehrling, namens Charles Clarac, der in einem Hotel in der französischen Stadt Foig tätig war, mittels der der Nacht zur Polizeiwache und erzählte, daß er von zwei Automobilisten auf der Straße überfallen und entführt worden sei. Man habe ihn auf der Landstraße nach Nîmes abgelegt und ihn seinem Schicksal überlassen. „Die beiden Männer betäubten mich und beraubten mich meines Geldes; dann warfen sie mich in den Straßengraben", berichtete er. Sofort machte sich die Polizei daran, um den Verbrechern nachzuspüren. Nicht weniger als 145 Mann der motorisierten Gendarmerie wurden aufgeboten, die auf die Midnapper Jagd machten. Tag und Nacht durchstreifte man alle Landstraßen des Bezirks, ohne eine Spur zu entdecken. Schließlich gestand der ins Kreuzverhör genommene Kochlehrling ein, die ganze Geschichte erfunden zu haben, um seinen Vater zu ärgern, der ihm am Abend zuvor eine Ohrfeige gegeben hatte, weil er zu spät nach Hause kam.

*

„Es war die erste und letzte Reise, die wir unternommen haben. Wenn wir nur schon glücklich zu Hause wären!" Mit diesem Stoßseufzer nahmen Mr. und Mrs. Barnen Worth Abschied von London, um zu Schiff in ihre australische Heimatstadt Sidney zurückzukehren. Eine Hochzeitsreise nach Europa ist keine Kleinigkeit, wenn man wie Mr. Worth ein Lebendgewicht von nahezu vier Zentnern hat. Und da auch seine Gattin über drei Zentner wiegt, kann man wahrhaftig von einer gewichtigen Hochzeitsreise sprechen, die das „schwerste Ehepaar der Welt antrat. Die ersten Schwierigkeiten begannen bereits auf dem Europadampfer. Es gab kein Bett für Mr. Worth, und man mußte in einem Rauchsalon mehrere Matratzen nebeneinander legen, um dem umfangreichen Herrn eine Lagerstätte zu bereiten. Im Speisesaal herrschte betretenes Schweigen, als der Stuhl, auf dem Mr. Worth saß, zusammenkrachte, und Frau Worth hatte die größten Schwierigkeiten, durch die engen Kabinentüren zu gelangen. Aber auch in London selbst ecken die beiden Schwergewichte überall an. Sie waren gewillt, vier Kinokarten statt zwei zu lösen, es gelang ihnen nicht, sich in die Reihen hineinzuquetschen; der Abstand der Bestuhlung war auf einen solchen Körperumfang nicht eingerichtet. In jedem Lokal mußte das Paar extra stabile Stühle verlangen, um kein Unheil anzurichten, und selbst die Hotelbetten waren ihnen nicht gewachsen, ganz abgesehen davon, daß die Taxichauffeure höhnisch erklärten, die Beförderung des Paares ablehnen zu müssen, da sie keine Lastwagen, sondern nur Personenwagen zur Verfügung hätten. „Leute wie wir sollen ihren Honigmond im eigenen Heim verbringen, das unseren Bedürfnissen angepaßt ist", grollte Mr. Worth, als er enttäuscht von Europa die Heimfahrt antrat.

*

Ist der „Fakir Birman" ein Schwindler oder ein Wohltäter der französischen Staatskasse? Mit dieser schwierigen Frage hatte sich dieser Tage die 13. Pariser Strafkammer zu befassen. Und das Resultat der mit Spannung verfolgten Verhandlung war, daß — wie das Paar ein Staat verurteilte. Denn das Gericht als Vertreter der Staatsgewalt sprach in der Person des Fakirs die Nationallotterie, ein staatliches Unternehmen, schuldig.

Fakir Birman — heißt mit seinem bürgerlichen Namen Charles Maroudian. Er verdient alljährlich Hunderttausende von Francs, indem er den Lotteriespielern Ratschläge erteilt. Die Anklage, die man nun gegen ihn erhob, hat, lautet auf „Ausnützung der Leichtgläubigkeit des Publikums und Schwindel im Zusammenhang damit." Jeder französische Lotteriespieler kennt den „Fakir", dessen dämonisches Photo in zahllosen Zeitungen erschienen ist. Hier kann man sich gegen angemessenes Honorar Rat holen, an welchen Tage es ratsam ist, ein Los der Nationallotterie zu kaufen und welche Nummern man dabei bevorzugen soll.

Aber auch die Nationallotterie macht mit dem Fakir Reklame. Sie bringt in ihren Werbeprospekten sein Bild und finanziert die Vorträge, die Fakir Birman im Rundfunk über die französische Nationallotterie hält. „Fragen Sie den Fakir, wann Sie reich werden können!" — „Wie steht der Fakir über die Chancen der Lotterie?" So etwa lauten die Anzeigen in den Zeitungen, und da bei dem großen Kundenkreis des Gauklers natürlich immer eine Anzahl von Leuten tatsächlich durch die Ratschläge des Fakirs ein Gewinnlos ziehen, hat der Lotterie-Prophet den Absatz der Lose ganz erheblich steigern können, eine Tatsache, die dem Staat einen unbestreitbaren Gewinn einbrachte. Natürlich wird jeder Gewinner, der sein Glück dem Rat des Fakirs verdankt, photographiert und muß ein schriftliches Lewanis ausstellen, mit dem dann wiederum geworben wird.

Umso erstaunlicher mutet es an, daß man Maroudian nun vor Gericht stellt. „Weil davon entfernt, ein Schwindler zu sein", erklärte sein Verteidiger, der aus dem Klewitzka-Prozeß bekannte Maitre Maurice Ribet, „ist Fakir Birman sogar ein Wohltäter der Staatskasse. Mein Klient fördert durch seine Tätigkeit die französische Nationallotterie. Und diese letztere Institution erkennt ihn nicht nur an, sondern ist sich über die Vorteile seiner werbenden Tätigkeit durchaus im Klaren. Fakir Birman kennt sein „Fakir", dessen Photo in zahllosen Zeitungen erschienen ist. Hier kann man sich gegen angemessenes Honorar Rat holen, an welchen Tage es ratsam ist, ein Los der Nationallotterie zu kaufen und welche Nummern man dabei bevorzugen soll.

Aber auch die Nationallotterie macht mit dem Fakir Reklame. Sie bringt in ihren Werbeprospekten sein Bild und finanziert die Vorträge, die Fakir Birman im Rundfunk über die französische Nationallotterie hält. „Fragen Sie den Fakir, wann Sie reich werden können!" — „Wie steht der Fakir über die Chancen der Lotterie?" So etwa lauten die Anzeigen in den Zeitungen, und da bei dem großen Kundenkreis des Gauklers natürlich immer eine Anzahl von Leuten tatsächlich durch die Ratschläge des Fakirs ein Gewinnlos ziehen, hat der Lotterie-Prophet den Absatz der Lose ganz erheblich steigern können, eine Tatsache, die dem Staat einen unbestreitbaren Gewinn einbrachte. Natürlich wird jeder Gewinner, der sein Glück dem Rat des Fakirs verdankt, photographiert und muß ein schriftliches Lewanis ausstellen, mit dem dann wiederum geworben wird.

Umso erstaunlicher mutet es an, daß man Maroudian nun vor Gericht stellt. „Weit davon entfernt, ein Schwindler zu sein", erklärte sein Verteidiger, der aus dem Klewitzka-Prozeß bekannte Maitre Maurice Ribet, „ist Fakir Birman sogar ein Wohltäter der Staatskasse. Mein Klient fördert durch seine Tätigkeit die französische Nationallotterie. Und diese letztere Institution erkennt ihn nicht nur an, sondern ist sich über die Vorteile seiner werbenden Tätigkeit durchaus im Klaren. Fakir Birman kennt sein „Fakir", dessen Photo in zahllosen Zeitungen erschienen ist. Hier kann man sich gegen angemessenes Honorar Rat holen, an welchen Tage es ratsam ist, ein Los der Nationallotterie zu kaufen und welche Nummern man dabei bevorzugen soll.

Aber auch die Nationallotterie macht mit dem Fakir Reklame. Sie bringt in ihren Werbeprospekten sein Bild und finanziert die Vorträge, die Fakir Birman im Rundfunk über die

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

12. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Durch Hohe, auf das von der Glut des Widerscheins glänzende Wasser hinausgehende Fenster fiel das Licht der nächtlichen Feier auch in die prunkenden Räume des Grafen Lallerstedt.

Man befand sich in ähnlicher Feststimmung, wie all die Ungezählten, die sich in den Straßen drängten. Die Stunden plätscherten in angeregter Unterhaltung dahin. Coloman war witzig, schlagfertig, galant, geschmeidig wie eine Damaszener Klinge, und selbst die Blicke alternder Damen, die längst keinen Herrn mehr auf sein Aeußeres ansahen, hingen interessiert an dem feingeschnittenen, nachtäugigen Gesicht des jungen Kavaliers.

Es saß da eine junge Dame an Colomans Seite, ein Mädchen, das ihm als eine Freiin von Wambold vorgestellt worden war. Coloman Petsch hatte sie einige Minuten lang prüfend studiert. Die junge Adelige, deren Sprache ihn an Berlin erinnerte, kam ihm irgendwie anders vor, als die kühlen Aristokratinnen, die da im Schimmer ihrer Perlen lenkten an des Grafen Lallerstedts Tafel saßen.

Sie war reizend, die kleine Berlinerin. Sie erzählte dem Herrn von Nithack, daß sie erst einige Tage in Schweden sei. Bei einem Onkel. Zum ersten Male von zu Hause fort.

Und es sah ganz so aus, als sei sie von der ersten Stunde an entzückt von ihrem jugendlich schönen Tischherrn. Sie zeigte das mit einer Offenheit, die Coloman Petsch eigentlich erstaunen ließ.

Er hatte einige nachdenkliche Minuten.

Doch er verstand es mit Meisterschaft, dem Augenblick zu leben.

Warum nicht diesen Abend außer zu der Beschaffung des benötigten Motorbootes auch noch zu einer kleinen Stunde glücklichen Genießens nützen?

Diese junge Deutsche schien eine mehr als leichte Beute. Sie widmete sich bald ausschließlich ihrem Tischherrn, dem Freiherrn von Nithack. Ihre Augen strahlten. Ihre Lippen plauderten.

Einmal nur eine kurze Minute lang stutzte Coloman Petsch, und das war, als der jungen Adeligen ein Berliner Ausdruck entschlüpfte, der eigentlich in so erlesener Gesellschaft nicht üblich war. Einen Augenblick lang dachte er nach. Wurde schneigsam. Zog sich gewissermaßen in sich selbst zurück, wie eine Schnecke auch auf die leichteste Verstimmung hin die Augenfühle einzieht und sich ängstlich, unter ihrem schützenden Haus zu verschwinden.

Aber nur eine Minute dauerte das. Dann schwamm Coloman Petsch, der Baron Nithack, wieder im lustigen Fahrwasser verbenden Gesprächs. Flüsterte der jungen Berlinerin immer heißere Worte über ihre nackte Schulter in ihr kleines Ohr.

Der Abend schritt vor. Langsam verglomm die Festbeleuchtung draußen über der Stadt. Die Nacht stand schwarz vor den Fenstern.

Da durchfuhr es Coloman Petsch wie jähe Erregung. Als poche mahnend ein Finger an seine Brust.

Vergiß dich nicht!

Man erwartet dich! Man harrt auf dich und das Motorboot des Grafen Lallerstedt. Weit und nicht ganz ohne Gefahr ist die Fahrt nach Finnlands ferner Küste!

Marina — muß von hier fort!

Es geht um vieles. Um viel Geld. Um so viel, daß du fahrelang einen wirklichen Kavalier damit vorstellen kannst!

Aber das Lachen der jungen Deutschen umgirrte Coloman Petsch. Als er einmal aufstand, um den Grafen Lallerstedt zu suchen — denn es galt ja unter der Vorspiegelung einer kleinen Monschleinwarte in den Besitz des wohlverwahrten Bootes zu gelangen —, sah er, daß die schöne Freiin von Wambold ihm unauffällig folgte.

Sein Herz schlug rascher.

Er witterte ein Abenteuer. Lächelte in sich hinein.

Nah, das Motorboot, dachte er weqwerfend. Erforderlichenfalls mietete man sich irgend ein anderes Fahrzeug. Es gab deren ja genug in Stockholm.

Allerdings, der kluge Onkel Demeter wollte nichts davon wissen. Ganz und gar nicht. Er schien zu befürchten, daß die Polizei schon alles überwache, was es an öffentlichen Fahrgelegenheiten gab, die Mietboote nicht ausgenommen. Doch Demeter Stoikow hörte ja das Gras wachsen. Sah immer zu schwarz. Wußte nicht, was es heißt, auf sein Glück vertrauen . . .

Coloman Petsch war voller Unrast. Das junge Mädchen stand dicht an seiner Seite. Er roch den leisen Duft ihres hellen Kleides. „Sie wollen schon gehen?" hörte er ihre Stimme fragen.

Und sein heißes Blut summte ihm in den Schläfen.

Mach' keine Torheiten, war eine warnende Stimme in ihm. Aber schon riß es ihn fort. Er lächelte verführerisch. „Gehen? Nein, das nicht! Aber vielleicht — ein wenig fahren? Ich habe mir von Graf Lallerstedt ein Motorboot ausgebeten!"

„Motorboot fahren?" Die junge Berlinerin schien betroffen. Es sah aus, als riefele ein Erschrecken durch ihre schlanken Glieder. „Jetzt fahren, so wie wir dastehen?"

Wir, tauchte es in Coloman Petsch. Du bist ja süß, Kleine! „Sehr einfach!" nickte er, ganz im Rausche seines Abenteuers. „Unsere Mäntel darüber! Und los! Sehen Sie den herrlichen Mond da draußen?"

„Gut, ich bin dabei!"

Wie entschlossen das klang! Und war sie nicht ganz bleich, die Kleine? Weiß bis in die Lippen von irgendeiner unerklärbaren Erregung. Jetzt war es Coloman Petsch, der betroffen war. Er stand und schaute in das blasse Mädchengesicht.

Was für eine Torheit spann er da an?

„Ich will natürlich nicht in Sie dringen!" lenkte er vorsichtig ein. „Wenn Sie fürchten, daß Sie bloßgestellt würden . . ."

„Ich habe nichts zu fürchten!" kam die gelassene Antwort. Wieviel kühle Entschlossenheit in diesem kleinen Wesen steckte!

Aber nun wurde es Coloman Petsch plötzlich heiß.

Nein, das ging ja nicht! Er durfte es nicht! Konnte nicht neue Verwicklungen noch heraufbeschwören.

Fort mit dir, kleine süße Frau! Du mußt heute ungeküßt bleiben!

Aber war sie nicht wie eine Klette? Hing sie sich nicht förmlich an seine Frackschöße?

Eine jähe Ungeduld brandete plötzlich in Coloman auf.

Es ist jetzt genug, schrie es in ihm. Hätte gerade noch gefehlt, daß sich einem so ein Frauenzimmer in den Weg stellte.

Seine Augen flackerten.

„Gut!" näselte er endlich, sich zur Ruhe zwingend. „Ich gehe, das Boot fertig zu machen. Wir werden uns am Anlegeplatz treffen. Es ist keine fünf Minuten von hier zu gehen . . ."

„Ja!" nickte die Freiin von Wambold. Ihre Augen hingen an des Mannes Gesicht.

Und es kam Coloman plötzlich vor, als spränge aus diesen Augen etwas zu ihm herüber, wie ein Funke von Gefahr. Als entzündeten diese Blicke in ihm eine Unruhe, die lodernd in ihm hochwuchs.

Er wandte sich ab. Fühlte die Blicke des ihm immer rätselhafter werdenden Mädchens in seinem Rücken. Sah sich noch einmal um . . .

Und da bemerkte er sie plötzlich nicht mehr.

Sie war verschwunden, als habe der Boden sie aufgeschluckt.

Seltsam, dachte Coloman Petsch.

Aber dann fiel ihm wieder ein, daß er keine Zeit mit fruchtlosem Nachdenken zu verlieren habe.

Er ging zur Garderobe und holte sich seinen Mantel vom Haken.

Der Diener grüßte. Er wußte Bescheid. Coloman Petsch war draußen auf der Straße.

Er machte noch einige ruhige Schritte, die ihn Mühe und Ueberrschung kosteten. Dann fing er an zu laufen.

*

Das Wasser schien schwarz, nachdem die Helligkeit der Illumination verblichen war. Es schwabberte mit einem harten Welenschlag an den Bug des Motorbootes.

Dies war ein schlankes, langes Fahrzeug mit starkem Motor, ein Rennboot mit einer flachen, vorzüglich ausgestalteten Kajüte. Es lag wie ein heller Fisch, schmal und flüssig auf dem Wasser, gleichsam die Stärke und Kraft atmend, die in seinem Motor schlummerte.

Coloman Petsch wußte, für dieses Boot war die Fahrt hinüber nach Finnland eine lächerliche Kleinigkeit.

Ein wilder Stolz ergriff ihn.

Er, nur er allein hatte es wieder einmal geschafft! Hatte es den Komplicen ermöglicht, die Köpfe hübsch leise und reibungslos aus der sich schon sacht zuschnürenden Schlinge zu ziehen.

Haha!

Bald würde man wieder befehlen können! Würde dieser dicken Millionärin in Berlin sagen: Entweder — oder!

Entweder zahlen — oder Abschied auf Nimmerwiedersehen!

Der Motor sprang an.

Coloman Petsch duckte sich hinter das Steuerrad.

Er hatte die Karte genau im Kopf. Steuerte los. Ostwärts.

Die Bauten der Stadt staden ragten an den Ufern, an denen das Boot mit halber Kraft entlang glitt.

Dann wurde die Wasserfläche weiter. Das Meer schien dem Bug des schlanken Bootes sich entgegenbreiten zu wollen.

Coloman Petsch sang vor sich hin. Er war heiter, wie immer, wenn ihm das Gefühl eines gelungenen Streiches die Brust schwellte. Ganz gleichgültig, ob es um ein paar von dem kleinen Gassenjungen Coloman gestohlene Kupfermünzen sich handelte oder um ein von dem betrackten Freiherrn von Nithack klug erlistetes Luxusboot, das seine dreißigtausend Kronen wert sein mochte.

Er lang ein heiteres Liedchen vor sich hin.

Und er ahnte nicht, daß durch das Dämmern der hellen, nordischen Nacht ein Paar Augen auf sein Gesicht starrten, ein Paar weiter, banger Augen, in denen Angst sowie trotzige Entschlossenheit um die Herrschaft stritten, und die wie in einem Fieber brannten.

Es waren die Augen Lillys.

Ein kleiner Schacht ging vier Stufen tief vorn im Boot, dicht vor dem Kajütenaufbau hinab in den Schiffsrumpf. Ein kleiner Raum war da, worin einige Drahtteile, Blechbüchsen, Benzinkannen und Rettungsringe mit einem kleinen Reservekahn ein echt maritimes Stilleben führten. Es roch nach Oel und Farbe darin. Und es mochte wohl ziemlich schwierig und schmutzig darin sein, dem Lilly klebten die Finger.

Aber sie hatte nicht eines Augenblickes Länge gezögert, da hinabzusteigen.

Jetzt kauerte sie auf den eisernen Stufen und starrte auf das Gesicht des Steuernden, das von dem bläulichen Licht einer Glühbirne matt erhellt war.

Es war wie eine Beschwörung.

Das Herz hämmerte dem Mädchen gegen die Rippen. Manchmal war es ihr, als würde ihr die Kehle eng. Doch sie kämpfte alles nieder, was Angst und Zagen war.

Sie dachte an Artur Pohland.

Nur an ihn.

Es gab nichts auf der Welt, was sie nicht für diesen Mann getan hätte, der so plötzlich in ihr Leben getreten war. Alles umgestaltend, alles ausfüllend, alles verdrängend.

Es war ihr, als fühle sie auch jetzt seinen Blick auf sich ruhen, diesen ruhigen, gütigen, freundlichen Blick, der aber doch bei aller Güte keinen Widerspruch zu dulden schien und gegen den es kein Auflehnen gab.

Lilly sann.

Es schien ihr, als gäbe es auf dieser Welt überhaupt nichts mehr anderes, als dieses Mannes Augen. Unfaßbar, daß je eine Zeit gewesen war, da sie Artur Pohland noch nicht gekannt. Unfaßbar eigentlich hatte sie gelebt bis zu jenem unvergeßlichen Tage, da dieser Mann zum ersten Male vor ihr gestanden?

Sie wußte es nicht zu sagen.

Wunderlich sah es aus in dem jungen Köpfchen der schönen Lilly aus der Grünauer Straße in Berlin.

Stürmende Glückseligkeit und heißes, irres Hoffen, nagende Furcht und atemberaubende Angst, verbissene, sich selbst verleugnende Entschlossenheit waren in ihr wie der wogende Wellenschlag des Meeres, durch das sie auf schmalem Schiffssteig dahinfuhr.

Ihre Augen aber hielten Colomans Petschs ahnungsloses Gesicht fest.

Und man fuhr durch die Nacht.

Eine Stimme aus dem Dunkel

„Karic!"

Die Stimme des Demeter Stoikow war heiser und überschlug sich fast vor Aufregung.

„Karic! Komm herauf!"

Poltern auf einer Treppe. Der lange Karic kam. Fand den Alten im Türrahmen stehend und die Hände um die Ohrmuscheln gelegt.

„Hörst du nicht jetzt? Ein Boot kommt! Es ist schon ganz nahe!"

Ja, es war jetzt deutlich. Das Tacken eines Schiffsmotors erklang in der Nacht da draußen.

Aber gleich darauf lächelte Karic. „Ich sehe kein Licht. Also wird es Coloman sein, der da kommt!"

Demeter schwieg. Man hörte ihn erleichtert aufatmen.

„Ich sage dir nur, daß du dich für alle Fälle bereit hältst!" brummte er noch.

„Hat sich Beethoven rasiert?"

Der „Verein Beethovenhaus" feiert seinen 50. Geburtstag

Vor einem halben Jahrhundert erfolgte die Gründung des „Vereins Beethovenhaus" mit zu dem Zweck geschah, die Geburtsstätte des großen Komponisten vor dem Verfall zu bewahren. Heute sind das Museum und das Archiv das Ziel von jährlich 30 000 Besuchern aus aller Welt, die mit heiliger Ehrfurcht die sorgsam aufbewahrten Kleinodien des deutschen Musikheros bestaunen.

„In diesem Hause wurde Ludwig van Beethoven am 17. Dezember 1770 geboren." Viele Hunderte, ja, an manchen Tagen der großen Festzeit Tausende Hälfe recken sich und mit neugierigen Augen der Welt werden die inhaltsreichen Zeilen über der Eingangspforte des schlichten kleinen Bürgerhauses in der Bonngasse zu Bonn verschlungen. Leiter des Beethoven-Hauses und -Archivs ist der bekannte Beethovenforscher Professor Schiedermair. Mit ihm sprachen wir über das dankbare Thema: Beiwerk.

„Da habe ich kürzlich was Niedliches gefunden", plauderte Professor Schiedermair. „Ich guckte von hier in den Garten hinunter und sehe gerade, wie eine junge Dame ein kleine Engelhonder pflückt. Es war eine kleine Engländerin, die das Holunderblatt aus Beethovens Garten mit nach Hause als Andenken nehmen wollte. Ich habe natürlich getan, als wenn ich nichts gesehen. Sooo kleinlich sind wir ja nicht . . . Anders ist es mit den unverbesserlichen Andenkenjägern, die vorwiegend aus Amerika und auch England stellen und die alles sammeln und mitnehmen, was nicht niet- und nagelfest ist, ja sogar auch oft genug versuchen, solcherlei Dinge mitgehen zu heißen!"

„Und wofür interessieren sich nun die ernsthaften Besucher am meisten?", fragen wir. „Naturgemäß in erster Linie für das Geburtszimmer, aber daneben hat jeder so seine Sonderinteressen. Beethovens Flügel, an dem der Meister besonders gern in der Abenddämmerung saß, um zu phantasieren, steht immer im Prennpunkt des allgemeinen Interesses und schließlich, neben vielem anderen, die Vitrine mit den vielen kleinen persönlichen Dingen aus dem Alltag des Meisters, die zu seinem engsten Lebenskreis zählten. Da ist Beethovens Spazierstock aus Bambus mit einem Silberblättchen, das seinen Namen trägt, da ist sein Rasiermesser nebst Schleifsteinen, das eine junge Besucherin veranlaßte, staunenden Blickes zu fragen: „Sie — hat sich denn Beethoven wirklich auch rasiert?" Und viele andere Dinge mehr: seine Brillenetuis und sein Monokel, das er jahrelang an einer schwarzen Schnur um den Hals hängend trug, eine Stahlfeder und ein Bleistiftetui, mit dem er seine letzten Schriftstücke schrieb."

Neben der reichen Fülle kostbarer Handschriften Beethovens finden in der Vitrine Briefe und des Meisters Haushaltungsbuch allgemeine Beachtung, weil sie etwas menschlich Rührendes haben und es immer aufs neue beschämen, daß die größten Geister nicht um die materiellen Kleinigkeiten des Alltags herumkommen. Doppelseitig sind die Blätter von Beethovens Haushälterin beschrieben, aber der Meister hat ergänzende Streichungen und Aufrechnungen darüber mit dicken Bleistift gemacht. Die gute Haushälterin muß mit der Rechtschreibung etwas auf Kriegsfuß gestanden haben, denn sie schreibt unter anderem: Rintfleisch und Saubrämpfer.

Nun holt Professor Schiedermair eine blaue Mappe hervor und bei der nicht mißzuverstehenden Aufschrift: „Kurioses". Da sind Postkartengrüße und Gedichte an „Herrn Beethoven verföhnlich", wie an den „unsterblichen Genius im Reich der Töne", die immer wieder die große Popularität des Meisters und seine Allgegenwärtigkeit unterstreichen.

„Ich bin da!" Karic lächelte, die langen Arme streckend, als ginge es zu einem Ringkampf.

„Ich hoffe es!" Demeter war giftig. Je sicherer es war, daß das nahende Boot in der Tat Coloman zurückbrachte, desto mehr fand er sein Gleichgewicht wieder. Er wischte auch dem lächelnden Karic gleich eine aus. „Lanne genug hast du jetzt wieder da unten im Keller gefressen und dieses Frauenzimmer angegafft!"

Ein Lachen. Man konnte Karics Gesicht nicht erkennen. „Sie ist so drollig in der Angst, die sie vor mir hat!" prahlte er. „Außerdem muß ich doch in ihrer Nähe sein, um ihr den Mund zuhalten zu können, wenn sie schreit!"

„Es eilt nicht!" antwortete Coloman. „Ich habe noch mein Zeug zusammenzupacken. Wir nehmen überhaupt das und jenes von hier mit! Sah so allerhand nette Sächelchen hier in dieser möblierten Villa, haha! Es ist Platz in unserer Arche!"

„Meinetwegen! Aber mach' vorwärts!"

Er war wirklich sehr unruhig, der ahnungsvolle Demeter Stoikow.

Lief vor dem Hause auf und ab, wie ein Wolf im Käfig. Er ließ seine Augen den Horizont entlang schweifen, ob kein verdächtiger Streifen Licht irgendwo blitzte.

Hatte ganz feuchte Hände vor wühlender Aufregung.

Und einmal blieb er stehen, wie vom Donner gerührt.

Was war das gewesen?

War da — soeben nicht — eine helle Gestalt — greifbar deutlich — wie aus dem Meere heraufgetaucht — hinter dem Haus vorbeigehuscht?

Demeter glaubte zu fühlen, wie sich ihm der schwarze Schopf sträubte.

Eine Sinnestäuschung, wollte er sich einreden.

Aber an solchen Dingen hatte er nie im Leben gelitten.

Ein kalter Schauder rieselte ihm über den Rücken.

„Karic!" keuchte er.

Von irgendwo kam Antwort. „Ja?"

„Bist — das Mädchen noch unten?"

„Freilich! Wo sonst?"

„Gut!"

Es war also doch eine Täuschung.

Demeter ließ sich mit einem halben Stöhnen auf die kleine Bank nieder, die neben der Türe stand. Kein Wunder schließlich, wenn man ordina Gespenster zu sehen.

Es war hohe Zeit, dieses aufregende Abenteuer zu beenden.

Er hatte sich die Abwicklung rascher, leichter und reibungsloser gedacht.

Nun, von morgen ab war man wieder sicherer Und er gedachte, nach Berlin zurückzufahren, um die letzten Schritte selbst zu tun.

Sie würde sich nicht länger zieren, die gute Dame Parsons, wenn sie die Beweise hatte daß ihre Tochter schon auf dem Wege war, den man damals in dem Briefe drohend vorgezeichnet.

Nein, sie würde sich nicht länger besinnen. Würde zahlen.

Haha, ja freilich! Sie würde nachgeben!

*

Es war völlige Nacht in dem niedrigen Keller.

Nur oben, nahe der Decke, mit ausgestreckten Armen fast erreichbar, stand ein fahles Viereck von Helligkeit, durchzogen von sich kreuzenden Gitterstäben: ein Fenster.

Wie viele Stunden schon Marina nach diesem kleinen Fenster hinaufgestarrt, sie wußte es nicht zu sagen.

Es war ihr, als müßten diese Eisenstäbe in die Netzhaut ihrer Augen eingebrannt sein.

Lange — werde ich das nicht mehr aushalten! fühlte Marina.

Eine dänische Studentin zwischen Himmel und Erde. Sie hat ihre Reifeprüfung bestanden und wurde von ihren Kolleginnen in die Luft geworfen. Da möchte man auch mit fangen helfen
Photo Gunnar Lundh „Linden-Verlag"

Und manchmal, wenn sie die Beine auf den Stuhl heraufzog, den man ihr als einziges Möbelstück mit hier herunter gegeben, wenn sie sich auf diesem Stuhl zusammenkauerte, wie auf einer Insel, weit sie die Mäuse und Ratten fürchtete, die sie in ihrem Gefängnis vermutete, war es ihr, als lauere schon die Nacht des Wahnsinns um sie herum, die knöchernen Hände nach ihr ausstreckend.

Bläulich stand das helle Gitterfenster in der Finsternis.

Dort draußen flimmerten irgendwo die Sterne, wölbte sich der weite Himmel . . ., rauschte verheißend das Meer.

Dort draußen, ferne, irgendwo — bewegten sich Menschen.

Menschen, die frei sich regen durften und sich nicht einmal etwas dabei dachten . . .

Marinas Lippen verkrampften sich.

Lange — ging das nicht mehr so!

Es war zu Ende mit ihrer Kraft, mit ihren Nerven und mit ihrer Beherrschung.

Sie würde dieser alten Frau an die Kehle springen wie eine wilde Katze, wenn sie wieder den Keller betrat. Mochte danach kommen, was wolle.

Vielleicht gelang es doch, bis ans Wasser zu laufen und hineinzuspringen . . .?

Einige Stunden getraute sie sich wohl zu schwimmen, die spurgeschlagene Marina Parsons . . .

Aber das waren ja nur ihre Träume . . .

Man würde ihr keine Gelegenheit geben, ihre Schwimmkunst zu erproben. Gewiß nicht. Dieser Keller war wohlbewahrt. Bewacht von diesem hünenhaften Kerl, der Marina vorkam wie ein Henkersknecht aus der Zeit, da man noch Frauen und Mädchen als Hexen verbrannte.

Nur eines gab man ihr immer. Papier und Bleistifte und wieder Papier.

„Schreiben Sie nur, Kindchen!" hatte jener Alte meckernd zu ihr gesagt. „Schreiben Sie Ihrer Mutter, wie es Ihnen zumute ist! Wir werden Ihre Briefe gern besorgen! Schreiben ist besser als Schreien! Mit Ihrem Toben machen Sie nichts besser!"

Aber sie tat es nicht, die stolze Marina Parsons. Sie schrieb keine Zeile an ihre Mutter. Bettelte nicht um ihre Freiheit. Sie schob nur das Papier von sich und trat mit den Füßen darauf herum.

„Was ich schreiben würde, würdet ihr bestimmt nicht weitergeben!" hatte sie gelacht, als man es abermals versucht hatte, sie zu überreden.

Seitdem war es einsam um sie geworden.

Nur dieser lange Purcke, dieser „Henkersknecht", trieb sich bisweilen im Keller herum, zu Marina hereinlachend.

Sie schlosk jedesmal schaudernd die Augen, wenn sie ihn erblickte.

Endlos war die Nacht.

Ohne Ende und ohne Laut.

Nur einmal — Marina hatte gerade ein wenig geschlummert — war es ihr gewesen, als summe der Motor eines sich nähernden Fahrzeugs . . .

Eine Sinnestäuschung wohl.

Alles still wie zuvor.

Auf leisen Sohlen schlich die Nacht, die helle Nacht des Nordens . . .

Bläulich und fahl schimmerte sie durch die Gitterstäbe des Fensters.

Marina hob die Augen dieser tröstenden Helle entgegen . . .

Und zugleich meinte sie, einen Schrecken wie den Stich eines Messers sie durchbohren zu fühlen . . .

Ein Schatten war da oben hinter dem Fenster.

Eine Gestalt.

Ein Antlitz.

Das bleiche Gesicht eines Mädchens . . .

„Fräulein Marina?" zischte ein Flüstern von oben herab.

Da fuhr Marina Parsons in die Höhe, sich dieser Stimme, dieses Antlitz, diesem Fenster entgegenschnellend, wie ein Pfeil vom Bogen fort.

Sie hing an der Wand, umklammerte die Eisenstäbe; sie stemmte die Füße auf einen niedrigen Vorsprung an der Mauer.

„Ja! Ich bin's! Ist — die Rettung da?"

„Nicht mehr weit!" sprach die Stimme da draußen von den Stäben, und sie klang Marina wie die eines Engels. „Aber Sie müssen sich noch gedulden. Bis zu dieser Minute bin ich die einzige, die Ihr Versteck kennt. Ich muß — weiter sehen, was ich tun kann. Seien Sie stark und geduldig!"

Die Gesichter der beiden Mädchen diesseits und jenseits des Gitters waren sich ganz nahe. Sie spürten beide den Atem des anderen. Lillys Hände berührten Marinas Finger.

„Nur noch ein wenig Geduld und Mut!" flüsterte sie dazu. „Wir sind Ihnen nahe! Herr Doktor Pohland läßt nichts unversucht! Und nun habe ich Sie so gefunden! Zeigenfiel erlernen. Sprachstunden nehmen —, Dinge, die es in der überwiegenden Zahl der Fälle noch gar nicht interessieren und von seinen kindlichen Spielen abhalten. Unter diesen Umständen erscheint es nicht verwunderlich, wenn sich das Kind instinktiv gegen diese Mehrbelastung auflehnt, sich entweder in die „Negativität" flüchtet, d. h. Widerwärtigkeiten hervorruft oder aber, daß es — in den günstigeren Fällen — versucht, seine Persönlichkeit nicht knicken zu lassen, sich doch auf seine Weise auslebt, wenn auch für gewöhnlich am unrechten Ort und unter Vernachlässigung seiner Pflichten.

Wieder in anderen Fällen haben die Eltern den Ehrgeiz, ihr Kind zu einem „Musterkind" zu erziehen —, als Krone der Erziehungskunst erscheint ihnen das „artige Kind", das im Grunde zu einem willenlosen Werkzeug elterlichen Erziehungswillens herabgedrückt werden ist. Ständige Rufe wie: „Steh doch gerade!", „Wie sitzt du denn wieder?" und andere mehr sind nur dazu angetan, dem Kinde den letzten Rest von Selbständigkeit zu nehmen —, das Ziel wird erreicht: „Ein artiges Kind!" werden alle sagen, doch der tiefer Beobachtende wird hinzufügen: „aber lebensunfähig!"

Es ist leicht begreiflich, daß ein Kind durch derartige ständige Ermahnungen ganz allmählich zu einer automatischen Selbstkontrolle erzogen wird, daß es auch im späteren Leben nie frei und selbständig eine Entscheidung treffen, sondern diese stets von einer Anzahl langwieriger Bedenken und Erwägungen abhängig machen wird. — Aehnliche Fälle ergeben sich auch später oft, wenn das Kind durchaus eine höhere Schule besuchen soll, für die es nicht das Interesse, nicht die geistigen Vorbedingungen mitbringt oder aber, wenn es nach langsamer Erkrankung gezwungen wird, einen Unterrichtsstoff in kürzerer Zeit nachzuholen.

Bielfach ist das „einzige Kind" der Spielball ehrgeiziger Wünsche seiner Eltern, die beim Auftreten selbst des unbedeutendsten Talentes gleich Großartiges erwarten, sei es im Zeichnen, in Musik, Gesang oder Versemschmieden — gleich wird, wenn möglich, ein Professor bemüht, der das „Talent" des Kindes zur Genialität ausbilden soll. In den meisten Fällen scheitert der Versuch jedoch kläglich und das Kind, das für den Genialitätsstimmel nicht viel übrig hat, sucht sich dann klüglich durch Ausreden zu retten. Die Eltern, die ihr Kind zuerst überschätzt haben, sind nun enttäuscht und bringen im allgemeinen nicht soviel Einsicht auf, um ihre Eitelkeit zu unterdrücken, strafen das Kind plötzlich und unverdientermaßen mit Mißachtung . . . ein Wunder, wenn sich alle diese Momente unguinstig auf die kindliche Persönlichkeitsentfaltung auswirken.

Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß Eltern vielfach nur von „unserm Kinde" sprechen und damit einen ausschließlichen Besitz ausdrücken wollen, was aber keineswegs zutreffend ist. Das Kind gehört im Grunde genommen der Gemeinschaft, welche die Eltern gleichsam zur Vormundschaft eingesetzt hat. Sie tragen darum auch ihr, sowie dem Kinde gegenüber die Verantwortung, es für das Leben derart vorzubereiten, daß es später auf sich selbst gestellt sein kann. Es hat keinen Zweck und führt nur zu schwerwiegenden Charakterfehlern, das Kind aus angezüchteten Ehrgeiz heraus in seinen natürlichen Lebensbedürfnissen zu hemmen und es dadurch zu Unselbständigkeit und Lebensuntüchtigkeit zu erziehen.

Kleine Tapeten-Komödie

Eine wahre und lehrreiche Geschichte

Die Weißbinder waren in der Wohnung gewesen und hatten viel Helligkeit zurückgebracht. Die Stubenöfen strahlten in hellstem Weiß, die Wände waren rein gewaschen, die Türen frisch poliert und der Fußboden überall mit Glanz angelegt. Nun sollten die Tapezierer kommen. Das aber war leichter gesagt als getan. Denn Fuerst mußten Tapeten ausgesucht werden. Tapeten wohlgemerkt, deren Anblick man eine stattliche Reihe von Jahren über sich ergehen lassen mußte. Tapeten gewählt ausgesetzt, die auch nicht geeignet sind, seine seelische Entwicklung zu fördern.

Andere Eltern wieder wollen frühzeitig das freudische Spiel einschränken, wenn nicht überhaupt einstellen, und sie verlangen von dem Kind, besonders wenn es zur Schule geht, daß es sich vor allem mit seinen Büchern beschäftigen soll. Gewiß, Lesen ist eine an sich sehr nützliche Angelegenheit, aber, es darf nicht übersehen werden, auch eine einseitige! Auch das Schulkind bleibt immer noch ein Kind, und wenn es nicht „verspielt" ist, sollte man ihm stets seine freie Zeit zu Spielen nach seinem eigenen Gutdünken lassen. Es ist auch keineswegs günstig, wenn Eltern und Erwachsene ihm ihre eigenen Einfälle und Ideen aufzwingen wollen, statt es frei gewähren zu lassen; denn das Kind greift aus einem feinen Instinkt heraus selbst nur zu solchen Spielen, die es zu seiner Entwicklung benötigt. Außerdem entspringen sie einem Tätigkeitsdrang, der nicht gehemmt, sondern nur, selbstverständlich unter Beobachtung bestimmter Grenzen, gefördert werden sollte. Man weiß mit Recht darauf hin, daß nicht jene Kinder in späteren Jahren am meisten leisten, die am frühesten zu ernster Arbeit herangezogen wurden, sondern im Gegenteil solche, die am längsten und ausgiebigsten spielen durften. Aber die Eltern wollen den unbedingt ein „gescheites" Kind, und so hat es schon in sehr jungen Jahren außer den Schulstunden noch Privatunterricht über sich ergehen zu lassen, muß Klavier üben oder das

Bruder und Schwestern gerne als Spielzeug gehabt hätten.

Am anderen Morgen trabte der Vater an seine Arbeitsstätte. „Gottlob, heute abend ist alles wieder in der Reihe, und meine Tapeten sind an der Wand", schmunzelte er still vor sich, um dann seiner Meinung auch noch laut Ausdruck zu verleihen. „Wenn die sich nun nicht freut" dachte die Mutter und rüstete sich ihrerseits zum Marktgang, der unaufschiebbar war. Die Tapetenrollen würden geliefert werden, und außerdem konnte Ilse ja das Haus hüten.

Pünktlich um sieben Uhr kamen die Tapezierer. Sie schimpften, daß die Rollen noch nicht angeliefert waren. Die Tochter machte ein Spitzbubengesicht, sagte nichts, setzte jedem Gesellen eine große Tasse Kaffee vor, schob Milch und Zucker hin, ergriff das dicke Musterbuch und verschwand. Keuchend und mit hochroten Backen kam sie nach 90 Minuten wieder, in jeder Hand einen Pack mit Rollen schleppend. „Die Tapete kommt ins Wohnzimmer, die ins Schlafzimmer" bestimmte sie mit einer Selbstverständlichkeit, als ob sie Hausbesitzerin sei. Die Tapezierer aber lobten die saubere Arbeitsweise und machten sich an die Arbeit.

Zwei Stunden später kam die Mutter vom Markt zurück. Das Schlafzimmer war bereits fertig tapeziert, das Wohnzimmer angefangen. Sie kam, sah die Tapeten und schwieg. Aber zwischen Vater und Mutter geschafften, und so kam es, daß beide auf getrennten Wegen zum Tapetenhändler wanderten, getrennt ihre Absichten am meisten leiten, die am früheren an ernster Arbeit herangezogen wurden, sondern im Gegenteil solche, die am längsten und ausgiebigsten spielen durften. Aber die Eltern wollen unbedingt ein „gescheites" Kind, und so hat es schon in sehr jungen Jahren außer den Schulstunden noch Privatunterricht über sich ergehen zu lassen, muß Klavier üben oder das

Der Händler aber war ein Philosoph. Mit größtem Blick erkannte er die Ursachen der Schwierigkeiten seiner beiden Auftraggeber, das kam öfter einmal bei ihm vor, und er beschloß abzuwarten. Inzwischen fandte er seinen Lehrling mit einem dickmächtigen Musterbuch in die Wohnung des Ehepaares. Das Musterbuch wurde weder vom Vater, noch von der Mutter eines Blickes gewürdigt. „Ich habe meine Wahl getroffen", sagte jedes mit einem nicht mißzuverstehenden Seitenblick auf das andere. Nur die tüchtige Ilse hatte liebevolles Verständnis für das Buch, das die kleineren

Der Vater wollte aus Gründen der „Zweckmäßigkeit", wie er mit ernstem Gesicht sagte, eine helle Tapeten haben, wegen des Schmutzes, des Staubes und der Fingerabdrücke, die bei den Kindern durchaus im Bereich des Möglichen lagen. Darüber war die Mutter fast beleidigt, denn in ihrer Wohnung könne von Schmutz nicht die Rede sein, und überhaupt wenn es nicht „verspielt" ist, sollte man ihm stets seine freie Zeit zu Spielen nach seinem eigenen Gutdünken lassen. Es ist auch keineswegs günstig, wenn Eltern und Erwachsene ihm ihre eigenen Einfälle und Ideen aufzwingen wollen, statt es frei gewähren zu lassen; denn das Kind greift aus einem feinen Instinkt heraus selbst nur zu solchen Spielen, die es zu seiner Entwicklung benötigt. Außerdem entspringen sie einem Tätigkeitsdrang, der nicht gehemmt, sondern nur, selbstverständlich unter Beobachtung bestimmter Grenzen, gefördert werden sollte. Man weiß mit Recht darauf hin, daß nicht jene Kinder in späteren Jahren am meisten leisten, die am frühesten zu ernster Arbeit herangezogen wurden, sondern im Gegenteil solche, die am längsten und ausgiebigsten spielen durften. Aber die Eltern wollen unbedingt ein „gescheites" Kind, und so hat es schon in sehr jungen Jahren außer den Schulstunden noch Privatunterricht über sich ergehen zu lassen, muß Klavier üben oder das Geigenspiel erlernen. Sprachstunden nehmen —, Dinge, die es in der überwiegenden Zahl der Fälle noch gar nicht interessieren und von seinen kindlichen Spielen abhalten. Unter diesen Umständen erscheint es nicht verwunderlich, wenn sich das Kind instinktiv gegen diese Mehrbelastung auflehnt, sich entweder in die „Negativität" flüchtet, d. h. Widerwärtigkeiten hervorruft oder aber, daß es — in den günstigeren Fällen — versucht, seine Persönlichkeit nicht knicken zu lassen, sich doch auf seine Weise auslebt, wenn auch für gewöhnlich am unrechten Ort und unter Vernachlässigung seiner Pflichten.

Wieder in anderen Fällen haben die Eltern den Ehrgeiz, ihr Kind zu einem „Musterkind" zu erziehen —, als Krone der Erziehungskunst erscheint ihnen das „artige Kind", das im Grunde zu einem willenlosen Werkzeug elterlichen Erziehungswillens herabgedrückt werden ist. Ständige Rufe wie: „Steh doch gerade!", „Wie sitzt du denn wieder?" und andere mehr sind nur dazu angetan, dem Kinde den letzten Rest von Selbständigkeit zu nehmen —, das Ziel wird erreicht: „Ein artiges Kind!" werden alle sagen, doch der tiefer Beobachtende wird hinzufügen: „aber lebensunfähig!"

Es ist leicht begreiflich, daß ein Kind durch derartige ständige Ermahnungen ganz allmählich zu einer automatischen Selbstkontrolle erzogen wird, daß es auch im späteren Leben nie frei und selbständig eine Entscheidung treffen, sondern diese stets von einer Anzahl langwieriger Bedenken und Erwägungen abhängig machen wird. — Aehnliche Fälle ergeben sich auch später oft, wenn das Kind durchaus eine höhere Schule besuchen soll, für die es nicht das Interesse, nicht die geistigen Vorbedingungen mitbringt oder aber, wenn es nach langsamer Erkrankung gezwungen wird, einen Unterrichtsstoff in kürzerer Zeit nachzuholen.

Bielfach ist das „einzige Kind" der Spielball ehrgeiziger Wünsche seiner Eltern, die beim Auftreten selbst des unbedeutendsten Talentes gleich Großartiges erwarten, sei es im Zeichnen, in Musik, Gesang oder Versemschmieden — gleich wird, wenn möglich, ein Professor bemüht, der das „Talent" des Kindes zur Genialität ausbilden soll. In den meisten Fällen scheitert der Versuch jedoch kläglich und das Kind, das für den Genialitätsstimmel nicht viel übrig hat, sucht sich dann klüglich durch Ausreden zu retten. Die Eltern, die ihr Kind zuerst überschätzt haben, sind nun enttäuscht und bringen im allgemeinen nicht soviel Einsicht auf, um ihre Eitelkeit zu unterdrücken, strafen das Kind plötzlich und unverdientermaßen mit Mißachtung . . . ein Wunder, wenn sich alle diese Momente ungünstig auf die kindliche Persönlichkeitsentfaltung auswirken.

Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß Eltern vielfach nur von „unserm Kinde" sprechen und damit einen ausschließlichen Besitz ausdrücken wollen, was aber keineswegs zutreffend ist. Das Kind gehört im Grunde genommen der Gemeinschaft, welche die Eltern gleichsam zur Vormundschaft eingesetzt hat. Sie tragen darum auch ihr, sowie dem Kinde gegenüber die Verantwortung, es für das Leben derart vorzubereiten, daß es später auf sich selbst gestellt sein kann. Es hat keinen Zweck und führt nur zu schwerwiegenden Charakterfehlern, das Kind aus angezüchteten Ehrgeiz heraus in seinen natürlichen Lebensbedürfnissen zu hemmen und es dadurch zu Unselbständigkeit und Lebensuntüchtigkeit zu erziehen.

Dürfen Egoisten heiraten?

Von Bernhard Schultze, Naumburg

Ich habe mir kürzlich eine kleine Statistik zusammengestellt, um zu ermitteln, ob sich unter geschiedenen oder unglücklich verheirateten Eheleuten mehr Egoisten finden als unter glücklich Verheirateten. Das Ergebnis war verblüffend: in den wirklich glücklichen Ehen — deren Anzahl bekanntlich gering ist — betrug der Anteil der Egoisten 0 %; in normalen Ehen fand ich 10 % Egoisten; bei Ehen, die nicht ohne innere Schwierigkeiten verlaufen, waren es 55 %; bei den unglücklichen oder geschiedenen Ehen aber traf ich 80 % Egoisten an!

Diese seltsame und überraschende Tatsache beweist, daß der Egoismus oder die Uneigennützigkeit eines Menschen offenbar für seine Ehetauglichkeit eine ausschlaggebende Rolle spielt. Da die Statistik in den wirklich glücklichen Ehen keinen einzigen Egoisten zeigt, dürfen wir folgern, daß eine solche Ehe bei ausgeprägtem Egoismus nicht möglich ist; auf dieser Ebene werden Egoisten offenbar „nicht zugelassen". Dagegen sehen wir auch den starken Ueberwiegen der Egoisten in den unglücklichen und geschiedenen Ehen, daß dieses hauptsächlich am Egoismus scheitert; ein kleiner Teil — in unserer Statistik ein Rest von 20 % — dürfte einfache charakterlichen Nichtzusammenpassen oder anderer Umstände unglücklich werden.

Die Gefahr, die der Ehetauglichkeit vom Egoismus her droht, ist also sehr groß und kann gar nicht abgestritten werden. Wie haben wir diese merkwürdige Tatsache zu verstehen? — Sie erklärt sich daher, daß die Ehe ihrem Wesen nach kein Versorgungsinstitut und kein „ruhiger Hafen" für Altersruhe, Lebensunlüstige und Unzufriedene vorstellt, sondern da die Ehe eine Aufgabe ist, die Taktkraft und Hingebung fordert, und bei der ein ichhafte Wünsche weniger in den Vordergrund gestellt werden dürfen als auf vielen anderen Gebieten des Lebens. Wer nur darauf bedacht ist, den Partner auszunutzen, ihn, wie der Psychologe Künkel sagt, „zum Objekt zu erniedrigen", der besitzt von vornherein wenig Anwartschaft auf echtes Glück. Diese außerordentliche Bedeutung der Selbstzucht, die mich bewog, sie in meinem Buch „Wen soll man heiraten?" (Verlag Bechhold, Frankfurt a. M.) in den Mittelpunkt der Betrachtungen über die Ehetauglichkeit zu rücken, sollte jedem zu denken geben, der sich und andere „prüft, bevor er sich ewig bindet."

Hiermit beantwortet sich denn auch schon die Frage, die in der Ueberschrift gestellt wurde. Die Antwort lautet natürlich: „Nein! Der Egoist taugt nicht zur Ehe! Er wird überall und zu allen Zeiten scheitern, wo er versucht, eine Aufgabe, die als Aufgabe zu Zweit gedacht ist, in rein selbstsüchtiger Weise zu lösen.

Was ist eigentlich Selbstsucht, und aus welchen Quellen entspringt sie? — Selbstsucht findet sich zunächst einmal bei solchen Menschen, die kein Verantwortungsgefühl, kein Verantwortlichkeit und kein Gewissen kennen. Egoismus ergibt sich ferner bei Leuten, die ein starkes Geltungsbedürfnis haben, denen es in erster Linie darauf ankommt, eine Rolle zu spielen, etwas zu gelten und nach außen hin — aber auch vor sich selbst — etwas „vorzustellen". Infolge ihres Geltungstriebes denken diese Menschen meist nur an sich selbst, und ihre Teilnahme für die Mitmenschen wird mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt; man spricht hier von ichhaften, eigenliebenden, egozentrischen Menschen.

Der Egoismus wird dagegen in Schach gehalten durch die Eigenschaft der Güte. Güte ist der Trieb, andern Menschen Gutes zu erweisen, und zwar nicht aus Berechnung, sondern aus innerem Triebe heraus. Je mehr Güte der Mensch besitzt, je mehr Verantwortungsgefühl und je weniger Geltungsbedürfnis, umso uneigennütziger pflegt er zu sein. Die beste Mitgift für eine Ehe ist daher die Güte, nicht das Geld, wie viele meinen.

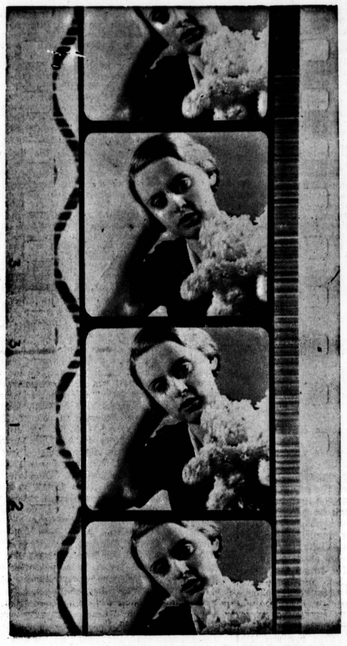
Ein Irrtum, den Hausfrauen mitunter begehen!

Ein Keller ist kein Wohnraum – denkt man vielleicht –, und deshalb braucht er auch nicht vor Sauberkeit zu blitzen. Aber das ist ein Irrtum! Gerade im dunklen Keller nistet sich leicht Ungeziefer ein – und das ist besonders dann gefährlich, wenn essbare Vorräte aufbewahrt werden. Durch Reinlichkeit vertreibt man alle diese Schädlinge. Und wenn man mit bi zu Werke geht, kostet es keine Mühe. Durch bi säubert man alles gründlich und schonend – mit bi macht die Arbeit doppelt Spaß, denn man sieht, wie schnell man vorwärtskommt.

IM KELLER können Sie bi zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Eisschränke, Steinkrüge, Konservengläser, Wein-, Most- und Bierkrüge, Kraut-, Gurken-, Marmeladen-, Mayonnaisen- und Fettgefäße, Einmachgeräte, Glas- und Porzellanschüsseln, Zinn-, Zink-, Kupfer- und Messinggegenstände, Wände, Fußböden und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne bi's Hilfe aus!

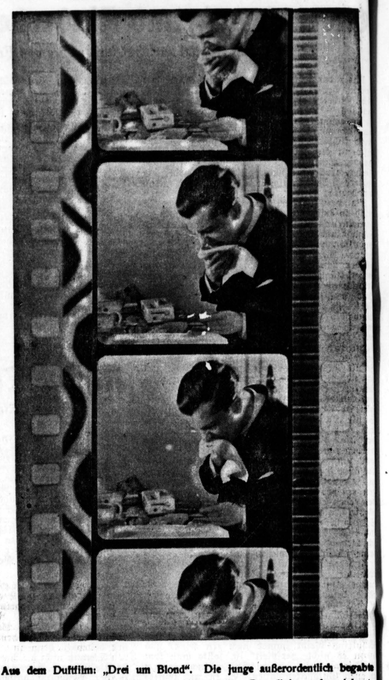
Der Geruchsfilm ist da!



Wir zeigen hier die ersten Bilder der epochemachenden Erfindung des Ingenieurs Hans Peter: Aufnahmen aus seinem Geruchsfilm-Laboratorium

Der Erfinder hat die Geruchsstrahlung als eine elektrische Funktion erkannt und unsere Nasen gewissermaßen zu Empfängern erhoben. Die Geruchsstrahlen selbst, kurz als G-Strahlen bezeichnet, haben eine extrem kurze Wellenlänge und sind nur durch eine sinnreiche Filtereinrichtung im Geruchsorgan des Menschen wahrzunehmen. Um sie elektrisch zu fixieren, wurde ein besonderes Empfangsgerät konstruiert. Diese elektrische Nase, das Nariskop, eine komplizierte Einrichtung, ist in der Lage, genau wie unsere Nase auf die geringsten Geruchsunterschiede zu reagieren und sie in elektrische Schwingungen niederfrequenten Charakters umzusetzen. Im wesentlichen besteht das Nariskop aus einer ionisierten Gasstrecke, über die G-Strahlen geleitet werden; diese stören dann mehr oder weniger, je nach der Intensität des Geruchs, die elektrische Konstanz der Strecke. Die minimalen Wiederstandsänderungen lassen sich in einem Verstärker vergrößern und auf die im Tonfilm übliche Art ein Lichtrelais auf den Film bringen.

Auch das Wiedergabeverfahren ähnelt dem des Tonfilms, nur daß an Stelle der Lautsprecher große Strahler aufgestellt sind, die den Geruch elektrisch ausstrahlen. Ihre absolute Trägheitslosigkeit ermöglicht es, hintereinander die verschiedensten Gerüche auszustrahlen ohne daß sie einander stören oder sich vermischen. Das Publikum wird Gelegenheit haben, sich schon zu Beginn des laufenden Monats von der erstaunlichen Naturtüchtigkeit der Geruchswiedergabe zu überzeugen.



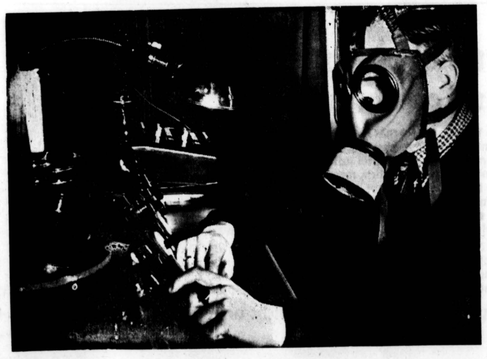
Aus dem Duftfilm: „Drei um Blond". Die junge außerordentlich begabte Filmkünstlerin Luise Ullrich in der Hauptrolle. Der links aufgezeichnete Fliederduft ist ungleich sanfter als der des Käses im vorigen Filmstreifen

Rechts: Viktor de Kowa, am Frühstückstisch beim öffnen der Käseplatte. Bei der Intensität des guten Harzers ist das Duftfotogramm (links) leicht übersteuert

→ **Der Geruchsfilm marschiert**

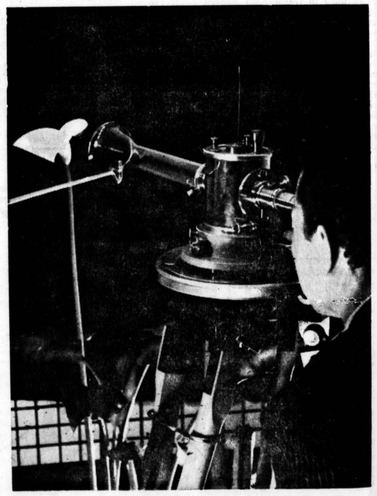
Neue Möglichkeiten im Kulturfilm! Die Bild- und Geruchsaufnahme einer Blume im ersten Geruchsfilmatelier, das in aller Stille in Berlin Dahlem errichtet worden ist

Links: Filmstreifen aus den ersten Geruchsfilmen, Rechts neben den Bildern das Phonogramm des Tones, links das Geruchsfotogramm



→ **Der Geruchsfilm ist da!**

Das Nariskop oder Duftmikrophon reagiert genau wie unsere Nase auf die geringsten Geruchsunterschiede und setzt sie in Schwingungen niederfrequenter Art um



← **Der Ton- und Geruchsmeister trägt eine Gasmaske**

um von den verschiedenen Geruchseindrücken nicht gestört zu werden: er richtet seine Einstellungen und Aufzeichnungen nur nach den Ausschlägen der Instrumente

Haus, Hof und Garten

Rechtzeitige Frühjahrsarbeiten

Im Obst- und Gemüsegarten

Im Obstgarten läuft die Pflanzzeit spätestens am Monatsende ab. An den Angeboten der Baumschulen kann man jetzt seine Freude haben, sowohl was Baumform, Wüchsigkeit als auch Sortensicherheit angeht, was doch mit einem kleinen Markenschild des Reichsnährstandes in wenigen Jahren erreicht worden ist! Um so viel leichter wird es dadurch, die Anordnungen zur Hebung des Obstbaues zu erfüllen und krüppelhafte sowie kranke Obstbäume restlos aus den Garten zu entfernen. Schon lassen sich hierbei gute Fortschritte feststellen, aber es bleibt doch noch eine Menge zu tun, besonders auf dem Lande. Die Sortenlisten der einzelnen Landesbauernschaften erleichtern die Auswahl, dazu wird noch die Reifezeit und Haltbarkeitsdauer der Sorten berücksichtigt, aus denen sich hauptsächlich die Verwertungsmöglichkeiten des Obstes ergeben. Neben den gewöhnlichen Baumformen (Hoch- und Halbstämme, Buschstämme) können fast in jedem Garten noch kleinere Baumformen angepflanzt werden: Spaliere an Gebäudewänden, Lauben und Zäunen, Pyramiden, U-Formen als Einfassungen, senkrechte und waagerechte Schnurbäume. Von der Blüte bis zur Ernte (mit Vollbehang) bieten diese Baumformen einen hübschen Anblick, der Ertrag wird um so mehr geschätzt, weil dafür die edelsten Obstsorten verwandt werden. Ungemein ertragfähige Beerensträucher werden ebenfalls besser durch vollwertige Sorten ersetzt, die vielseitiger und ergiebiger sind. Beerenobst gedeiht in jedem Garten, Stachelbeeren auch noch an absonnigen Plätzen; je günstiger der Standort liegt, desto größer und schöner wird der Ertrag sein. In dieser Entwicklungszeit zur Blüte und Frucht bedürfen alle Obstgewächse erhöhter Pflege: reicher Blütenschmuck, den böse Spätfröste verschont ließen, bedeutet trotzdem noch keine gute und sichere Ernte. Um vorzeitigen Blütenabfall zu vermeiden, muß das Wurzelwerk immer genügend feucht bleiben, denn nur so werden die Nährstoffe aus dem Boden gelöst und in die Baumspitzen befördert; deshalb ist nach Bedarf häufig zu hacken. Mit den ersten Grün sind Schädlinge aller Art aus dem Winterzustand erwacht und damit beschäftigt, die jungen Triebe und Knospenansätze anzufressen und zu zerstören. Die dagegen erforderlichen Vor- und Nachblütenspritzungen sind nach dem Spritzkalender unter genauer Beachtung der dafür gegebenen Vorschriften durchzuführen.

Im Gemüsegarten werden die Freilandsaaten nach genügender Abtrocknung und Erwärmung des Bodens fortgesetzt, neben Hülsen- und Wurzelfrüchten sowie Küchenkräutern besonders auch Weiß-, Rot- und Wirsingkohl. Im Mistbeet herangezogene Sämlinge der verschiedenen Kohlarten werden an geschützter Stelle ausgepflanzt, sobald sie kräftig genug geworden sind, Rosenkohl erst im Mai; das Mistbeet wird zur Gewinnung weiterer Setzlingspflanzen erneut belegt. Der Pflanzboden für Kohlgemüse muß tief bearbeitet und stark gedüngt werden. Junge Blumenkohl- und Kohlrabipflanzen sind gegen Frost empfindlich, man gibt ihnen einen Standort, wo sie auch gegen scharfe Bodenwinde geschützt sind. Blumenkohl braucht zur Entwicklung viel Feuchtigkeit und öftere Jauchegüsse, die bei trübem Wetter aufgeführt werden, bei Sonnenschein würden die Pflanzen leicht verbrennen. Zu empfehlen ist, neuere Gemüsesorten einzulegen, die ergiebiger sind, mit Reifezeiten, die dem Bedarf angepaßt sind; in den Handlungen werden die Samen schon portionsweise oder von 10 Gramm an abgegeben. Man pflanze nicht zu eng, da dies bestimmt nicht vorteilhaft ist, 50 Zentimeter gelten als Mindestabstand, bei Weißkohl und anderen ausbreitenden Sorten 60 bis 70 Zentimeter. Rote Beete werden für den Herbstbedarf im April bis Mai in Reihen mit 25 bis 30 Zentimeter Abstand ausgesät und später auf 12 bis 15 Zentimeter Abstand verzogen; für den Winterbedarf wird es im Mai ausgesät, sonst werden diese Salatrüben zu groß. Nach Aufgehen der Saaten werden die Beete mit geeigneten Hacken gelockert und unkrautfrei gehalten, besonders nach Niederschlägen.

Im Ziergarten werden die Aussaaten von Sommerblumen, den Kulturanweisungen entsprechend, fortgesetzt. Gladiolenknollen werden von April bis Mai ausgepflanzt, Dahlien (nach Vorkultur) erst nach beendeter Frostgefahr, Canna, Dahlien besser erst im Mai. wenn jede Frostgefahr vorüber ist. Rosen müssen bald gepflanzt werden, da sie sonst nicht mehr zum Blühen kommen.

Kleintierzüchter-Arbeiten

Der Ostermond bringt dem Züchter viel Arbeit, aber auch viel Freude. Im Hühnerstall tummeln sich die Aprilbruttücken auf saubertem Sand, sie sollen einmal tüchtige Winterleger werden. An schönen, sonnigen, windstillen Tagen kommen sie in's Freie, doch suchen wir ihnen ein windgeschütztes Eckchen für ihre ersten Spaziergänge aus. Wir reichen ihnen Erstlingsgrütze und Eiernehl. Das Trinkwasser darf nicht vergessen werden. Wir können auch eine Vorratstränke mittels einer in ein Gefäß (Blumenuntersetzer) reichenden Flasche oder mittels eines in einem größeren Blumentopfuntersetzer stehenden, umgestülpten Blumentopfes herstellen. Flasche und Blumentopf werden mit Wasser gefüllt, es läuft so viel Wasser nach, als entnommen wird. Kleingeschnittenes Grünzeug können wir den Küken schon von den ersten Tagen an reichen. Zur Regelung der Verdauung und Vermeidung von Darmkrankheiten stellen wir kleinkörnige Holzkohle zur Verfügung. Mehr und mehr wächst uns jetzt das Grünfutter zu, zunächst noch spärlich an sonnigen Rainen, auf abgeernteten Beeten, in den Frühbeetkästen usw. die Vogelmiere, Butterblumen und Brennesseln. Im Futtergarten stehen mit Grün und Schädlingen aller Art aus dem Winterzustand erwacht und damit beschäftigt, die jungen Triebe und Knospenansätze anzufressen und zu zerstören. Die dagegen erforderlichen Vor- und Nachblütenspritzungen sind nach dem Spritzkalender unter genauer Beachtung der dafür gegebenen Vorschriften durchzuführen.

Die fortschrittlichen Züchter, die Fallenneskontrolle betreiben, haben sich zum züchterischen Wettbewerb „Leistung und Schönheit" der Reichsfachgruppe Ausstellungsgeflügelzüchter im Reichsverband Deutscher Kleintierzüchter zusammengefunden. Die Stämme der verschiedensten schönen Rassen dieser Züchter stellen sich auch auf den staatlichen Wettflugen ihre Leistungen unter Beweis.

Auch der Kaninchenzüchter hat Arbeit und Freude in Hülle und Fülle. Die Nistkästchen füllen sich mit Jungtieren, und nun geht es wieder mit Aufzucht, Sichel und Messer hinaus, um Löwenzahn u. a. Grünzeug zu holen. Beim Uebergang von der Fütterung der letzten holzigen, welken Rüben zum ersten Grün soll Vorsicht walten, und das Heu, als Verdauungsregler, darf nicht fehlen. So wie uns die Natur das Grünzeug zunächst nur spärlich spendet, so sollte es auch erst nur als Leckerbissen und Zwischenkost in kleinen Mengen gereicht werden. Gequollene Rübenschnipel und Blumenkohlblätter helfen ebenfalls über die knappe Uebergangszeit mit hinweg. Das Tränken der säugenden Häsinnen sollte nicht vergessen werden, desgleichen ist der Hasin zum Werfen Trinkwasser zur Verfügung zu stellen. Die letzten Häsinnen werden nun gedeckt. Solange die Jungen noch im Nest sind, wird nur die Kotecke gereinigt. Der Futterkartoffelvorrat geht zur Neige. Bei der Verfütterung von Kartoffeln und Kartoffelschalen an alles Kleinvieh ist auf das sorgfältige Entfernen der giftigen Keime vor dem Kochen zu achten. Im Futtergarten werden Grünfuttergemenge, Klee, Luzerne, Esparsette, Serradella, Wicken usw. eingesät. Jedes Fleckchen brachen Landes sollte zum Futteranbau Verwendung finden. Nicht mehr Tiere halten, als ohne größeren Futterzukauf verpflegt werden können! Die Häsin ist bald gedeckt, ist aber auch später ausreichend Platz und Futter für die heranwachsenden Jungtiere vorhanden? Bei den Ziegen ist gleichfalls gelegentlich des Ueberganges zur Grünfütterung und zum Weidegang Vorsicht geboten. Vor dem Weidegang ist im Stalle Heu zu reichen. Den Lämmern tut eine Prise phosphorsaurer Kalk im Futter gut. Die ersten Ausflüge auf die Weide, insbesondere der Lämmer, sind zunächst nur auf kurze Zeit auszudehnen.

W. Krebs

Vorsorgliche Arbeiten des Landwirts

Dürrer April ist nicht des Bauern Will. Die Bedeutung der Frühjahrsfeuchtigkeit im Acker beim Wachstumsbeginn ist demnach schon lange erkannt. Die Feldbestellung muß sich danach richten, denn mit zunehmender Wärme steigt die Verdunstung, wenn dem Bodenwasser der Aufstieg von der Krume aus nicht verlegt wird. Der Acker soll nicht wie ein Fußboden geglättet sein, sondern schöne Krümmelkonstruktur mit lockerer, durch Hohlräume unterbrochener Lagerung besitzen. Sinngemäß wird man Egge, Grubber, Untergrundlockerer usw. je nach Bedarf und örtlichen Verhältnissen anwenden. Auch bei der Winterung wird man die Bodenverhältnisse prüfen, manchmal läßt sich dann später die Arbeit mit der Hacke einschränken oder gar einsparen.

Wo Arbeit gespart werden kann, wird man das überhaupt notgedrungen tun müssen. Leider sieht die Bedeutung der anzubauenden Früchte meist im umgekehrten Verhältnis zum erforderlichen Arbeitsaufwand. Das Rückgrat unserer eigenen Ernährung wie der Viehhaltung bildet die Kartoffel, die schon bei der Aussaat anspruchsvoll ist. Die Industrie hat sich erfreulicher Weise bemüht, brauchbare Pflanzlochmaschinen bereitzustellen, im Kleinbetrieb muß man sich aber meist mit den alten Furchenziehen und der Ablage in die offene Furche abfinden. Die Knollen brauchen aber nicht tief vergraben zu werden, eine Deckschicht von etwa 6 Zentimeter ist ausreichend. Wird man mit der Arbeit bis Anfang Mai nicht fertig, so ist das nicht schlimm. Auch spätere Sorten lassen sich durch Vorkeimung vorbereiten und wachsen dann umso schneller. Davon wird man besonders dort Gebrauch machen, wo der Acker noch eine Zwischenfrucht zur Futtergewinnung trägt. Für den Anbau sind nur krebsfeste Sorten zu wählen, was bei manchen anderen Kartoffelkrankheiten nicht unbedingt zutrifft (Schwarzbeinigkeit, Schorf usw.).

Die erste Gewinnung von Grünfutter aus dem Zwischenfruchtbau, also Roggen oder Roggengemenge und Rübsen, muß schnell erfolgen, um die Ueberalterung zu vermeiden. Man muß sich über den Bedarf also einen Voranschlag machen und den Rest gleich zum Einsäuern abernten. Dann ist es aber auch erforderlich, besonders in feuchtem Frühjahr mit guten Keimungsbedingungen für Unkräuter, die abgeernteten Flächen baldmöglichst umzuackern. Vor einem zu großen Grünfutterbestand infolge Einsäuerung des ersten Frühjahrsgrünfutters braucht man keine Angst zu haben. Sind die Bestände ausreichend, so wird man später lieber einen Teil der Kleearten trocknen, denn ohne Heubeigaben ist das Grünfutter nicht bekömmlich. Bei starker Grünfuttergewinnung durch ausgedehnten Zwischenfruchtbau und Verzicht auf eigentliches Kraftfutter, steigt der Heubedarf sogar beträchtlich über die früher benötigten Mengen. Damit ist auch bei der Wiesenpflege zu rechnen, die die Ackerbehandlung gleichwertig sein soll. In manchen Lagen werden sich die frühblühenden Wiesenunkräuter schon unangenehm bemerkbar machen, wie der Löwenzahn. Er ist durch zeitiges Abweiden am besten zu bekämpfen.

Die Schwierigkeiten der Arbeitsverteilung sind schon erwähnt worden. In gewisser Weise hilft in der Maschinenmelkanlage, er ist aber kein Allheilmittel. Deswegen muß man von der anderen Seite her auch diejenigen Früchte bevorzugen, welche den Arbeitseinsatz am meisten lohnen und die Anbauflächen am besten ausnützen. Vom Standpunkt der besonders wichtigen Viehhaltung gehören außer Hackfrüchten dazu der Mais, der Markstammkohl, die Luzerne und zur Eiweißgewinnung die Hülsenfrüchte. Sie werden, solange sie nicht gründlich ungeziefert sind, keine ausschlaggebende Bedeutung gewinnen, können in kleinerem Umfang jedoch sehr zur Erleichterung der Kraftfutterbeschaffung beitragen (am besten Gemenge von Bohnen, Wicken, Erbsen hub Peluschken), ganz besonders im Kleinbetrieb.

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter waagerecht: 1. chemischer Grundstoff, 8. Schuhmacherwerkzeug, 9. Ausgußstelle an Gefäßen, 12. Stadt in Westfalen, 18. Ort der Qual, 19. Stadt in Frankreich, 20. Schmuckstein. — Senkrecht: 2. große Eule, 3. Hirschtier, 4. kleinere Truppeneinheit, 5. Stadt in Ostfriesland, 6. Bergzug nördlich des Harzes, 7. italienischer Barockmaler, 10. ausgestorbenes Wildrind, 11. Gemüsepflanze, 13. weiblicher Vorname, 14. Strom in Sibirien, 15. Nebenfluß der Donau, 16. portugiesische Kolonie, 17. Drehpunkt.

Silbenrätsel.

an — ar — be — bro — che — dach — dad — die — drecht — e — e — ei — fett — feu — he — im — fer — knaut — la — lär — ler — me — mi — nef — per — roa — ram — ran — rant — schaum — se — sel — sel — sen — sinn — spei — strut — stuhl — te — te — tin — un — weiß — wie.

Aus den vorstehenden Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren erste Buchstaben, von oben nach unten und dritte Buchstaben, von unten nach oben gelesen, einen sinnvollen Spruch und dessen Verfasser nennen.

Die zu bildenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Feldpflanze, 2. Fluß in Spanien, 3. deutscher Schriftsteller, 4. Kletterpflanze, 5. Verbalform, 6. Gewebe, 7. Hotelzimmer, 8. Schiffszubehör, 9. tierischer Laut, 10. Fluß bei Berlin, 11. Dummheit, 12. Nadelbaum, 13. Handwerker, 14. wichtiger Nährstoff, 15. Stadt in Persien, 16. Teil des Hauses, 17. Nebenfluß der Saale, 18. Palast des Papstes in Rom, 19. bekannter Münchener Ingenieur.

Buchstabenfüllrätsel.

..r..er	Männlicher Personname.
i..e!	Geographische Bezeichnung.
gl...er	Mineral.
r.b.er	Sportsmann.
.e.er	Tierbaum.
w....	Große Freude.
we.f.	Längenmaß.
ma..er	Zauberer.
ge.o.	Befehl.
....e	Fluß in Frankreich.
o...m	Platz im alten Rom.
f..fi.s	Spalt.
..ku	Stadt in Rußland.
d...den	Europäische Residenz.
..gst	Fluß in Süddeutschland.
.i.u	Teil des Kopfes.

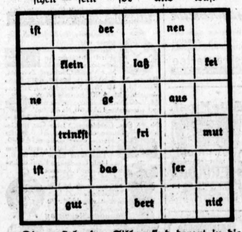
Die angegebenen Punkte sind durch Buchstaben zu ersetzen. Hat man die angedeuteten Wörter gefunden, so ergeben die betreffenden Buchstaben, zusammengereiht, eine Bauernregel für den März.

Tätigkeitsrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0	schreibt.
2 0 3 8 2 3 7	unterhält.
3 1 1 3	raucht.
4 8 1 3	riecht.
5 0 7	hört.
6 8 7 2 3 4	nützt.
7 8 4 6 3	ärgert.
8 1 2	wächst.
9 5 1 2	befördert.
0 3 6 7 8	gibt acht.

Silbenbaukasten.

bei — brun — das — den — der — dir — du — groß — nur — o — rei — rein — ro — schen — sein — sor — und — waf.



Die vorstehenden Silben sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß die waagerechten Reihen, fortlaufend gelesen, ein Gedicht und den Namen seines Verfassers ergeben.

Diamanträtsel.

Aus folgenden 25 Buchstaben:

d d — e e e e e — h — i i — l l — m n n n — r — s s s s — u

sind fünf Wörter und zwei Buchstaben so zusammenzustellen, daß die senkrechte und die waagerechte Mittelreihe den Namen eines berühmten Technikers ergeben.

Die einzelnen Wörter bedeuten:

1. Kopfteil, 2. organische Lebenskraft, 3. Name des Technikers, 4. deutscher Strom, 5. Bindewort.

Literarisches Versteckrätsel.

Der Mond ist aufgegangen,
Ich wandre träumend durchs Tal
Und kann den Blick nicht wenden
Von seinem bleichen Strahl.

Die in obigen Zeilen fettgedruckten Buchstaben ergeben, richtig zusammengestellt, den Namen des Verfassers derselben.

Vorlesaufgabe.

Mücke — Eiche — Kahn — Land — Ammer — Tanne — Spiel — Tee — Geld — Karte — Hund — Bahn — Auge — Bild — Ring — Horn.

Jedem Wort ist eines der am Fuße stehenden Wörter voranzusetzen, wodurch neue Hauptwörter entstehen. Diese nennen in ihren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen bekannten englischen Erfinder.

Eber — Edel — Ei — Eisen — Gold — Gras — Hof — Nebel — Neun — Oder — Ohr — Post — Rhein — Schau — Stern — Zang.

Auflösungen aus voriger Nummer

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Hasel, Bart, Mute, Eiche; senkrecht: Rib, Bise, Laute, Ede. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Silbenrätsel: Die Sinne riechen nicht, aber das Urteil trügt. — 1. Damast, 2. Innung, 3. Entente, 4. Schiffbau, 5. Ingwer, 6. Neuzeit, 7. Nachtigall, 8. Eboli, 9. Trompete, 10. Rothaut, 11. Uebeltäter, 12. Emu, 13. Alabus, 14. Eroika, 15. Niemandsland, 16. Notar, 17. Initiative, 18. Chromgelb, 19. Tarantella.

Erdkundliches magisches Kreuz: 1. Weimar, 2. Nimini, 3. Amiens, 4. Cannes.

Buchstabenquadrat: Motor, Vogel, Trick, Reuse, Grete. — Geier, Meise.

Aenderungen: Spiegel, Siegel, Segel, Tagel.

Wortverket: Mensch, Art, Ring, Ida, Eisel, Nest, Korb, Alt, Ernst, Fall, Egge, Rom. — Marienkäfer.

Kürze ist des Witzes Würze

Murx: „Ich höre, du bist erkältet? Da kann ich dir ein gutes Mittel verraten: Trinke einige steife Grogs, das hilft dir auf die Beine!"

Lux: „Hab's schon versucht. Bei mir wirkte es umgekehrt!"

*

Sie: „Das ist ja unerhört! Schon wieder bist du betrunken! Weißt du denn nicht, wann du genug getrunken hast?"

Er: „Das weiß ich eben leider nicht! Wenn ich genug getrunken habe, weiß ich nämlich überhaupt nichts mehr!"

*

Wenn Pummer abends in angeheiterter Stimmung heimkommt, hat er durchaus noch keine Lust, schlafen zu gehen. Neulich erwacht seine Frau, da kriecht Pummer auf allen vieren am Boden herum und spielt mit dem Hund. Ungnädig sagt sie: „Was machst du denn da?"

Lallt Pummer: „W . . . wir, wir suchen meinen Fragenknopf!"

„Ein wenig höher noch, dann treffe ich das Opernglas." (Opinion.)

Tochter: „Vater, das Klavier kann ich doch mitnehmen, wenn ich heirate?"

Vater: „Gewiß, mein Kind, aber sage es deinem Bräutigam nicht vorher."

*

Sie: „Wenn du nicht so gebummelt hättest, hätten wir den Zug noch erreicht."

Er: „Und wenn du nicht so getrieben hättest, brauchten wir jetzt nicht so lange auf den nächsten zu warten!"

*

„Anton, Anton, du müßtest endlich ein anderes Leben anfangen."

„In meinem Alter noch? Das ist jetzt viel zu spät!"

„Nein, es ist nie zu spät!"

„Na, dann hat's ja noch Zeit!"

*

Otto und Ottilie saßen im Kino.

Der Film war wunderschön.

„Ganz wie im Leben!", rief Otto begeistert, „ganz wie bei uns!"

„Wieso, Otto?"

„Immer will die Frau Geld vom Mann. Genau wie bei uns!"

„Das ist nicht wie bei uns, Otto!"

„Warum nicht, Ottilie?"

„Hier gibt es ihr der Mann."

*

Die große Herbstpremiere fand statt.

„Ist bei der Prämiere der Autor gerufen worden?"

„Ja. Zum Telephon!"

Der Maler Lenbach hatte einmal einen Kollegen beerdigt. Andertags erschien ein Freund des Kollegen und überbrachte eine Forderung auf Pistolen. Lenbach antwortete. „Sagen Sie Ihrem Freund, ich wäre kein Kanonier, sondern ein Maler!"

Bezahlung

„Was hast du denn für dein neues Auto bezahlt?"

„Hundertfünfzig Mark."

„Was? Für diesen schönen Wagen nur hundertfünfzig Mark?!"

„Ja, bis jetzt . . ." (Lustige Blätter.)

Die reine Wahrheit

„Ich begreife nicht, wie sie mich so beschwindeln konnten, Fräulein Tipsel!", sagte der Chef zu seiner Sekretärin. „Gestern habe ich Ihnen Urlaub gegeben, weil Sie zum Arzt gehen wollten, und dann treffe ich Sie beim Tennis mit einem Herrn!"

„Aber das war ja der Doktor!"

*

Zwei stritten sich.

Einer rief: „Auch Ihnen wird man noch Anstand beibringen!"

Der andere wallte auf: „Mir nicht, Herr mir nicht!"

*

„Notwehr"

Der Lehrer wollte wissen: „Was ist Notwehr?"

Erklärte Otto: „Wenn einer sein Zeugnis selbst unterschreibt!" (Lustige Blätter.)

*

„Liebling! Süßer! Guterl, denkst du auch immer an mich?" flötete Rosamunde zu Karl, der sich ein nettes Wägelchen gekauft hat.

„Immer, Geliebtes! Nur an den Straßenkreuzungen nicht!" (Koralle.)

*

Verdienst mit der Feder

„Du verdienst deinen Lebensunterhalt mit der Feder, Oskar?"

„Jawohl, von Zeit zu Zeit schreibe ich an meinen Onkel!" (Allgem. Wegweiser.)

*

„Man sagt, du hast sehr viel Schulden, Theodor!"

„Ach, weißt du — das ist nur so ein Gerücht, das meine Gläubiger aufgebracht haben." (Lise.)

Die Klasse sollte einen Aufsatz schreiben über das Thema: „Ich besuche meinen Onkel".

Der kleine Fritz lieferte folgenden Aufsatz ab: „Mein Onkel war nicht zu Hause." (Allgemeiner Wegweiser.)

*

Lehrer: „Was stellt ihr euch unter einer Meilenbrücke vor?"

Der kleine Kurt: „Wasser, Herr Lehrer!"

*

„Tante, ist es schwer, ein Geheimnis für sich zu behalten?"

„Ich weiß es nicht, Trudchen, ich habe es noch nie versucht!"

*

A.: Was würdest du zu einem guten Kognak sagen?

B.: „Nichts — ich würde ihn trinken!"

*

„Lucy, ich habe für die Oper noch zwei Stehplätze bekommen."

„Wunderbar, hoffentlich liegen sie nebeneinander!"

*

Kimme geht zur Hasenjagd. Beim Abschied sagt seine Frau: „Heinrich, schieß' einen recht fetten Hasen!"

„Aber Frieda, woher soll ich denn wissen, daß der Hase fett ist?"

„Du mußt ihn vorher ordentlich befühlen!"

*

„Onkel, gibt es denn immer noch Sklavenhändler?"

„Nein, Kurtchen!"

„Aber da steht doch in der Zeitung: Ein Perser zu verkaufen!"

*

Thusnelda, ein älteres Fräulein, führt ihren Besuch in den Mainzer Dom.

„In dieser altehrwürdigen Kirche sollte ich getraut werden", sagte sie. „Leider starb mein Bräutigam vorher . . ."

Fragt der Besuch: „Wie, ehe die Kirche fertig war?"

*

Der Lehrer erzählt: „In der Hölle wird Heulen und Zähneknirschen sein!"

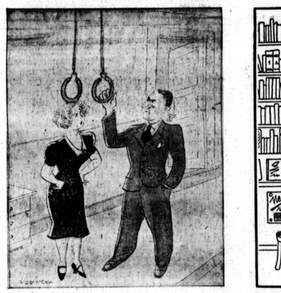
Fragt das kleine Fritzchen: „Herr Lehrer, mit was knirschen denn die alten Leute, die keine Zähne haben?"

(Berliner Illustrierte Zeitung.)

*

Ungeheure Wirkung

„Ich sage Ihnen, sprachlos war der Professor — und das will bei dem was heißen, wo er doch sieben verschiedene Sprachen beherrscht!" (Fliegende Blätter.)



„Aber du hattest mir doch einen Ring zum Geburtstag versprochen!"

„Na, ist das etwa kein Ring — das sind sogar gleich zwei!"

Zeichnung: Rodestock (M).

Buchhändler: „Ein Geschenk soll es sein — vielleicht irgendeine leichtere Lektüre?"

Kundin: „Ach, es kann ruhig etwas Schweres sein, ich habe es nicht weit zum Tragen."

Hannesen (M).

Astronomischer Unterricht

„Siehst du den Stern dort über dem Nachthemd der Nachbarin? Das ist die Venus." (Corriere.)

Dann ist es gut

„Meine Frau versteht mich nicht. Geht es dir auch so?"

„Das weiß ich nicht. Darüber haben wir noch nicht gesprochen."

Zeichnung: Edler (M).

Kindermund

Geburtstagsabend: Der fünfjährige Karl hat zum Geburtstag den heißersehnten Steinbaukasten bekommen. Vater baut damit, und Karl darf zusehen. Nach einer Weile geht der Kleine zur Mutter und heult: Nicht wahr, du gibst mir doch ein paar Klötzchen von meinem alten hölzernen Baukasten, weil ich doch die Steine von Vaters Baukasten nicht haben darf?"

*

Lenchen kommt mit einem Butterbrot in der Hand in die Stube, denkt ein wenig nach und geht auf den Großpapa zu: „Großpapa, gelt, du hast keine Zähne mehr?"

„Nein, Lenchen, schon lange nicht mehr!"

„Gelt, du hast sicher keinen einzigen mehr?"

„Nein, Lenchen, keinen einzigen mehr!"

Dann sei doch so gut und beb mir mein Butterbrot auf!"

*

„Dies ist eine Achttagenehr, die geht acht Tage, ohne daß sie aufgezogen werden muß."

„Das ist das Richtige für mich! Und wie lange geht sie, wenn man sie aufzieht?"

(Stories.)

Hürzlich war meine Kusine mit ihrem vierjährigen Töchterchen aus der Schweiz bei uns zu Besuch. Und wie Kinder sind, die alle Menschen, die ihnen begegnen, entweder mit Vater oder Mutter vergleichen, so auch die kleine Ruth. Als wir bei Tische saßen, schaute sie mich auf einmal ganz verwundert an und sagte dann mit einem Ausdruck, der wohl bedeuten sollte, daß mein Kopf nicht ganz normal sei: „Weitsch, bi mim Vatti goht Hals Stirn bis zum Hals hindere."

*

Mißverständnis

Er: „Den ganzen Tag stehst du vor'm Spiegel."

Sie: „Na, du sagst doch selbst, man müsse immer an sich arbeiten."

Nun aber die Frühjahrskur

Die Winterschlacken und Fettablagerungen belasten den Organismus! Trinken Sie zur Blutauffrischung und zu Gunsten der schlanken Linie den naturgemäßen, völlig unschädlichen

Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee

Auch als Diätabsetzen und Diä- Extra-Diagnosen in Apotheken und Drogerien

Berücksichtigen Sie bei Ihren Einkäufen unsere Inserenten

HEIRATS-WUNSCHE

finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung **„Der 7. Tag"** Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

„DER 7. TAG" Auflage z. Zt. über 40000

Inserieren bringt Gewinn

Anzeigenwerbung hilft auch Ihnen durch steigenden Umsatz mehr zu verdienen

Bleistift wasserscheinfrei. Selbsthärter, für Schreibmüde und Tränengeplagte. Rm. 2,85 und Nachn. Bei Nichtgefallen Geld zurück. Ing. Hannover 60/2 Schließfach 220

Gute Musik durch Instrumente aus neuzeitlichem Werkstoff. HEROLD & Co. MARKNEUKIRCHEN/SA. 15 LIEFERT NUTZEN FÜR HANDWERKSBETRIEBE SONDERWERK VERLANGEN

Eisenbahnuhr diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag R Herne i. W. Mühlenstr. 7

Betten Matratzen Nur gute Qualität. Tausende freiw. Anerkennungen. Verkauf an alle Kdsl. f. Eisenbettstellen. Katalog frei. Bettenhaus Schäfer, Ascheberg/Westf. 78

Billige aber gute Uhren mit Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 1 Herrenarmbanduhr, gut reguliert, verstellbar, Rm. 1.90 Nr. 4 Versilb. Ovalbügel, 7 verzierte Steine, Rm. 2.30 Nr. 5 Besser. Werk, flache Form, M. 3.40 Nr. 6 Sprungdeckhülse, 3 Deckvergoldet, M. 4.90 Nr. 7 Ausführliche, vor sich. m. Leuchtzeiger, M. 2.60 Nr. 8 Ovalform, 15 Steine, Rm. 5.90 Nr. 99 Die Goldschick, 5 jähr. Garantie, Rm. 6.90 Nr. 100 Damen, mit Zierkranz, Rm. 5.90 Herren, vierseitige Form, M. 6.90 Nr. 642 Tischuhr, mod. Form, 8-Tage-Werk Eiche pol. M. 8.— Nr. 140 Gesundheits-Kuckucksuhr, mod. Kuckuck mit Pendel, M. 2.50 Wecker, sehr gutes Werk, M. 1.40 Nickel-Anker, 25 Steine, Rm. 6.90 Taschenuhr, Nickel, M. 2.70 Kassel M.-75. Nr. 617 Damen-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, elegante Monogramme M. 1.—. Nr. 614 Siegelring, 8eckige Platte M. 1.—. Nr. 2803 Siegelring, mod. Form, M. 1.— Trauring, Doub. M. —.80. Double-Ring m. Stein M. —.80. — Alle Ringe, Fabrikat, streng Fein, ges. Marke, Jahresgarantie. Katalog mit ca. 700 Bildern gratis! Fritz Heinecke Braunschweig Abt. A9

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt. v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäuschung. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Kieler Makrofen- Rinder-Unglas, Kleider u. Mäntel, Alter, Körpergröße (Gehalt b. Kaufonkel) Knabe o. Mädch u. Brust weite, Mutterrine-Diffiertrachte, Jagdtrachtenkragen, farb. Kammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider. Fertigstellung, Anzüge, blau und farbig, Alter, Damenmäntel, Kostüme, Kleider. Körperu. Konfektionsgröße unbedingt erforderl. Bemuster Angabe u. Preislage gratis 3—imonatl. Ratenzahlung. Versandhaus B. Preller, Kiel 84.

5 Fahrräder sämtlich 12 Raten Anzahlg. 10.— Anerkannt gut — billig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern gratis Hans W. Müller Ohligs 413

Warzen Leberfl. Muttermale Leichte Beseitigung Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos Koch Nürnberg 2 W 46

Zu Ostern eine Überraschung: *Backen Sie einmal die feine Bananentorte!*

Teig: 150 g Weizenmehl, 1 gestr. Teel. Dr. Oetker „Backin", 65 g Zucker, 1 Päckchen Dr. Oetker Vanillinzucker, 1 Eßl. 65 g Butter (Margarine) oder Schmalz.

Belag: 1 gehäufter Eßl. Marmelade, 250-300 g Bananen.

1/2 Päckchen Dr. Oetker Götterspeise mit Zucker, Pfirsich- oder Zitronen-Geschmack, 1/4 l Wasser.

Verzierung: Haselnußkerne oder abgezogene Mandeln.

Mehl und „Backin" werden gemischt und auf ein Backbrett (Tischplatte) gesiebt. In die Mitte macht man eine Vertiefung eingedrückt. Zucker, Vanillinzucker und Ei werden hineingegeben und mit einem Teil des Mehles zu einem dicken Brei verrührt. Dann gibt man die in Stücke geschnittene, halbe Butter (Schmalz) darauf, bedeckt sie mit Mehl und verknetet von der Mitte aus alle Zutaten schnell zu einem glatten Teig.

Man teilt 2/3 des Teiges auf dem Boden einer Springform aus; von dem Rest formt man eine Rolle, legt sie als Rand auf den Tortenboden und drückt sie an die Form.

Backzeit: 15-20 Minuten bei guter Mittelhitze.

Das ausgebackene Boden bestreicht man mit der Marmelade und legt die abgezogenen, in Scheiben geschnittenen Bananen darauf. Das halbe Päckchen Götterspeise wird nach Vorschrift in 1/4 l Wasser aufgelöst und halt gestellt. Wenn die Speise anfängt steif zu werden, wird sie auf den Tortenboden gegeben. Damit der Guß schnittfest wird, muß die Torte recht kalt gestellt werden. Zur Verzierung streut man die in Scheiben geschnittenen Haselnußkerne oder Mandeln auf den Rand der Torte. Bitte ausschneiden!

mit Dr. Oetker-Erzeugnissen

Neue Geschäftsverbindungen

vermittelt erfolgreich die Anzeige in unserer Zeitung!

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 4. V). 38: 43181. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 15 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 9. April 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Osterfreude

Und zauberselig hat sich weit
das Tor des Lebens aufgetan.
Und eine holde Fröhlichkeit
blickt dich aus allen Dingen an.

Nun laß auch du im Osterlicht
dein Hoffen wieder auferstehn.
Sei zielbedacht und zage nicht,
den neuen Lebensweg zu gehn.

Der Freude gib im Herzen Raum
und lausche diesem Jubelklang,
der hell durchschwingt den Erdenraum
und dich begleitet wegentlang.

Franz Cingia

Die ewige Sehnsucht

Ueber den Vorfrühling herrscht der sanfte schimmernde Mond. — — Die Tage sind noch grau und triefen von Nebeln, aber an den dämmerlichen Abenden beginnen Träume über dem Land zu weben. Der Mond verzaubert die Fluren und Felder und weckt das Ahnen, das nur in der Nacht sich erhebt.

Die Tage sind noch grau, und wir tragen weiter die Not des Winters. Noch ist nicht die Zeit, wo das matte Sonnenlicht, das zuweilen die Wolken umsäumt, als loderndes Feuer hervorbricht. Doch in der Nacht beginnt das Kommende schon unruhevoll sich zu regen.

Die Erde träumt wieder ihren uralten Schöpfungstraum. Alles was wird, ist zuvor einmal gedacht und geahnt, und in den Vorfrühlingsnächten, wenn ein feuchter Wind durch starre Wälder saust, zieht durch den Schlaf der Menschen verschleiert das Träumen der sich erneuernden Erde; die Wunder, die sich vorbereiten, werden Glanz und Rausch in Bildern und Chören und Gesängen: die grünenden Birken und hellseidenen Buchenwälder, der rosenweiße Blütenschaum an den Apfelbäumen, das Blau der Veilchen und das samtene Gras der Wiesen, die weißen Lämmer, die in der Schafherde springen!

Wir wollen den Winter verbrennen, der dürr und fahl geworden ist wie der Strohmann, den wir mit den trockenen Reisern zum Osterfeuer bringen. Dort auf dem Hügel liegt schon ein großer Stapel geschichtet; macht ihn nicht zu hoch, damit wir noch darüberspringen können!

Ja, in der Nacht, wenn der Mond alles unwirklich macht, dann glauben wir, über das Welke und Dürre aus unserem Leben hinwegspringen zu können. Wir glauben es in diesen Vorfrühlingsnächten, daß wir neu werden können, daß wir rein und gläubig von neuem beginnen werden.

Diese Lode sterben wir, bis wir alt werden. Das sagt sich so leicht dahin; doch jedesmal ist es ein Sterben in Qualen, ein Vernichtetwerden. Diese Tode sind wir schon gestorben, und lange Zeit verging, bis ich die Kräfte des inneren Lebens wieder neu aufbauten.

Aber ist es nicht ein Wunder, daß wir diese Auferstehung erlebten? Daß wir sie erlebten nach solch einem Leid? Daß wir, die verzweifelt am Grabe standen, wir, denen Verrat den Glauben an die Menschen zerschlug, daß wir trotzdem wieder aufs neue lernten, die Erde und die Menschen zu lieben? Ja, daß wir wieder jubeln können über die erste Lerche, die sich aus grünem Roggenacker mit glückseligen Liedern in das Himmelsblau aufschwingt? Daß unser Herz singt mit der Lerche, daß es leuchtet aus den goldenen Osterblumen, den sonnenaufsuchenden Narzissen, wenn sie aus der braunen Erde unserer Bauerngärten aufblühen!

„Lieschen und die Osterhäschen." (Zeichnung von Hede Klinge / Bavaria-Verlag, Gauting vor München)

Am Weg, der zu den Bergen führt, steht ein ganz alter, sagenhafter Schwarzdornbusch. So düster und hart war er, als ob kein Tropfen Saft mehr in ihm lebte. Aber es kam ein Morgen, da war er von weißen Blüten überschüttet. Nein, es ist nichts von außen her über ihn gestreut worden, — es ist von innen hervorgetrieben. Ach, mächtig ist das Blut der Erde im Frühling! In den starren Stacheln Stachelstrauch braust es hinein und dringt durch seine welken Zellen und feuchtet sie mit süßem Saft und läßt sie schwellen, bis der Dornenstrauch wie trunken steht und sich ganz dem Wunderbaren hingibt, das in ihm geschieht und nun aus ihm herausbricht in zahllosen weißen Blütensternen! Und wer ihn sieht, fühlt in seinem innersten Sein das gleiche Wunderbare; wie die Schönheit des Blühens unser Herz ergreift!

Die Erde wird neu; in den Nächten des Mondes dringt die geheimnisvolle Erregung alles Geschaffenen in unser Blut und in unsere Seele. Es soll noch einmal Anbeginn sein, Auferstehung! Das Vollkommene, das Göttliche, das Schöne durchbricht die Winterstarre. Ueber die Dornen der Abwehr sprießen verschwenderisch die Blüten. Daß die Liebe ewig ist, stärker als der Tod, hatten wir es im Leid des Winters vergessen? Daß auch wir blühen können, vergaßen wir es in der Bitterkeit, in der Kargheit und Armseligkeit grauer Tage?

Jetzt wissen wir es wieder: Uns zu verschwenden, danach treibt die Sehnsucht unseres Herzens — — —

Maria Kahle

ERNST SANDER

Das verlorene Osterei

Die Überraschung als Hindernis

Hätte in den ersten Februartagen einer seiner Bekannten dem guten Leonhard Berting auf den Kopf zugesagt, Ostern werde er verlobt sein, so würde er mitleidig gelächelt, oder, je nach Stimmung und Gelegenheit, eine Wette auf das Gegenteil abgeschlossen haben. Hätte jener Bekannte indessen überdies noch hellsichtig behauptet: „Leonhard, Ostern werden Sie mit Dagmar Wiegert verlobt sein!", so würde Leonhard mit Recht haben antworten können: „Wer in aller Welt ist Dagmar Wiegert?"

Aber es fand sich kein Bekannter, der Leonhard Berting auf diese Weise gewarnt oder, je nachdem, ihm einen Blick in die verlockende Zukunft eröffnet hätte.

Wer war Leonhard? Ein jüngerer Rechtsanwalt mit guter und stetig wachsender Praxis, neunundzwanzig Jahre alt, dunkelblond, mit einigen Ersparnissen, sodaß ohne Vermögen. Eigentümer eines zweisitzigen Sportwagens. Und wer war Dagmar? Drittes Kind eines mittleren norddeutschen Gutsbesitzers, schmal, hellblond, gesunder Sproß eines schweren, etwas wohlbeleibten Vaters und einer quicklebendigen Mutter, neunzehn Jahre alt und mehr der Stadt als dem Lande zugetan. Denn dort hatte sie auf einem der großen Feste, die um die Faschingszeit gefeiert werden, Leonhard kennengelernt.

Die beiden paßten zueinander und hatten das auch bald herausgefunden. Daß aus ihrer Vertrautheit gleichsam über Nacht eine helle, feste Liebe geworden war, suchten sie, Kinder ihrer Zeit, nach Kräften hinter sportlicher Forschheit zu verbergen, und auf einen Widerspruch von seiten der Eltern Dagmars brauchten sie schwerlich gefaßt zu sein; denn Leonhard hatte bereits einmal als Gast in Hemdenrode, dem Wogerschen Gute, gewohnt und hatte sich dort ebenso wohlgelitten gefühlt, wie er selbst dort gern gewesen war. Altmodisch umständliche Formeln, feierliches Anhalten und was dergleichen mehr ist — darum brauchte Leonhard sich nicht zu kümmern. Aber dennoch war es sowohl ihm als auch Dagmar reichlich nüchtern und prosaisch vorgekommen, als er ihr an einem der unverschämt warmen, blaugoldenen Frühlingstage um Mitte März eine ganz bestimmte Frage gestellt, die das Mädchen mit schöner Unumwundenheit ohne das mindeste Zögern bejaht hatte. Es war auf der Terrasse eines Kaffees gewesen, man hatte schon im Freien sitzen können, und diese Gedanken hatten viele Menschen gehabt — so viele, daß es nicht einmal zu einem Verlobungskuß gekommen war. Nur angelacht hatten sie einander, und sich unter dem Tisch die Hände gedrückt, und Leonhard hatte nicht umhin können, Dagmars Hand festzuhalten und mit dem Daumen zu streicheln, wobei er ein bißchen rot geworden war.

Dann waren sie, da bis zur Abfahrt von Dagmars Zug noch eine gute Stunde Zeit war, in den Anlagen hinüber gegangen; die Forsythien blühten gelb, die Luft roch nach Erde und Veilchen.

„Nun sind wir also heimlich verlobt!" sagte Leonhard, und nachdem er sich umgesehen hatte, ob sie halbwegs allein seien, was glücklicherweise der Fall war, näherte er sein Gesicht dem ihrigen. Aber Dagmar bog den Kopf weg. „Nicht hier", sagte sie, „und eigentlich erst, wenn wir richtig verlobt sind. Mit Ring und Elternsegen. Vor allem aber mit Ring. Sie zog den linken Handschuh aus. „Sieh, da kommt er hin!"

„Wann wollen wir es denn den Eltern sagen?"

„Ach, weißt du — ein bißchen überraschen wird es sie ja vielleicht doch. Ich muß das vorbereiten. Warte mal — am besten Ostern. Ostern ist ein Verlobungsfest. Eigentlich sind das alle Feste. Wir haben Glück — du solltest übrigens auch eingeladen werden, neulich ist davon schon gesprochen worden."

„Ja", sagte Leonhard. „Das ist schön. Zu Ostern also! In gut drei Wochen."

„Aber vergiß den Ring nicht! Ohne Ring — das wäre keine richtige Verlobung!"

„Drei Wochen noch —!" seufzte Leonhard. „Und das schlimmste ist, daß ich dich vorher kaum werde sehen können. Ich muß übermorgen ins Industriegebiet und einen Vertrag ausarbeiten, und dann zu meiner Mutter, zu der ich ja eigentlich über Ostern hatte reisen wollen."

„Gut! Da hast du also noch drei Wochen Zeit zur Selbstbesinnung." Sie sah ihn plötzlich ernst an: „Also, wenn du mir zu Ostern den Ring mitbringst, ist alles gut. Und wenn nicht, dann weiß ich, daß du es dir anders überlegt hast."

Diese halb scherzhaften, halb ernstgemeinten Worte Dagmars lösten in Leonhard die Eingebung zu dem Plan aus, der dann . . .

*

Am Ostermorgen fuhr Leonhard in seinem kleinen roten Wagen nach Hemdenrode. Auf dem freien Sitz lagen, in Seidenpapier gewickelt, Blumen für Dagmar und ihre Mutter, und außerdem stand dort ein Spankörbchen mit Ostereiern. Obenauf lag ein besonders großes, in rosa Stanniol gewickeltes, das Leonhard während der Fahrt hin und wieder mit strahlenden Blicken musterte — denn dieses Osterei war nicht aus Schokolade oder Marzipan wie die übrigen, sondern bestand aus polierten Holz und ließ sich aufklappen, und darin lag, in dunkelgrünen Samt gebettet, der Dagmar zugedachte Verlobungsring. Den eigenen trug er griffbereit in der linken Westentasche; er überzeugte sich während der Fahrt mehrmals, ob er auch noch vorhanden sei.

Als er vor dem Herrenhaus hielt — es standen schon mehrere Wagen auf dem weiten Platz, darunter der Achtzylinder-Direktor Wermkirchens, von dem Leonhard wußte, daß er sich um Dagmar bemüht hatte, ziemlich ohne den mindesten Erfolg — sprang ihm Gisela entgegen, Dagmars fünfzehnjährige Kusine.

„Tag, Leonhard", sagte sie. „Prost Ostern!" Sie duzte jeden, mit dem sie mehr als drei Worte gesprochen hatte, verbat sich aber energisch, daß sie selbst dann ebenfalls geduzt wurde. „Au fein, du hast Ostereier mitgebracht! Zeig mal her. — Die müssen wir nachher verstecken. Nee, laß man — das kann ich besser als du. Und Angst, daß ich sie Dagmar wegesse, brauchst du nicht zu haben. Ich mag das labberige Zeug nicht. Wenn es wenigstens Schokolade wären!"

Und ehe Leonhard aus dem Wagen heraus war und Einspruch erheben konnte, war sie mit dem Korb auf und davon, und Leonhard blieb nichts anderes übrig, als sich zu fügen und das um so mehr, als Dagmar und ihre Mutter jetzt auf der Freitreppe erschienen und begrüßt werden mußten.

Vor dem Frühstück traf er Dagmar in der Halle.

„Schämen solltest du dich!" lachte sie ihn an, „nicht mal Ostereier mitzubringen, wo ich doch so gern Süßes esse!"

Er konnte nicht umhin, ihr Giselas kleinen Streich zu erzählen.

„Das sieht dir ähnlich!" sagte Dagmar.

Leonhard spürte eine gelinde Verärgerung, und als Dagmar weiter fragte: „Hast du wenigstens ‚ihn' mitgebracht?", suchte er die Achseln und machte ein undurchdringliches Gesicht. Um so größer, meinte er, werde hernach ihre Freude sein, wenn sie den Ring in dem Osterei fand.

Das Frühstück zog sich länger hin, als Leonhard lieb war. Dagmar kümmerte sich nicht um ihn, sondern bevorzugte auffällig Direktor Wermkirchen, einen nicht unsympathischen, gescheiten Herrn von fünfundvierzig.

Dann stürmte Gisela ins Zimmer: „Die Eier sind versteckt! Die von Leonhard für Dagmar im Gemüsegarten, die anderen im Park!"

Und nun begann die Eiersuche. Dagmar ging zu Leonhards freudiger Überraschung gleich in den Gemüsegarten, sie trug den kleinen Bastkorb, den Gisela ihr zugeworfen hatte. Leonhard ging ihr nach, die anderen verteilten sich in etwas auffälliger Diskretion im Park.

„Daß du ihn wirklich nicht?" fragte Dagmar, über die Schulter zurückblickend.

Wiederum zuckte Leonhard die Achseln. Da fand sie mit einem Freudenschrei das erste Ei, dann das zweite, das dritte und vierte. Und dann jubelte Dagmar auf: „Jetzt weiß ich es: er steckt in einem Osterei!" Auf der Stelle fing sie an, die gesammelten Eier aufzuwickeln und in den Mund zu stecken, und mit denen, die sie noch fand, machte sie es genau so. Leonhard begann, das schlimmste zu fürchten. Und dann geschah das Unglück. Man hörte vom Park her einen Schrei und aufgeregte Stimmen — die beiden. Dagmar mit vollem Munde — gingen schnell hin. Gisela hatte über eine gefällte Buche springen wollen und sich das Fußgelenk verknackst. Wermkirchen erbot sich, das Kind heimzufahren, was sogleich dankbar angenommen wurde; er trug die Kleine, die ihn kokett anlächelte, zu seinem Wagen und fuhr davon.

Die Eiersuche nahm ihren Fortgang, wenngleich in einer gedämpfteren Stimmung und ohne die vorherige Spannung und Aufmerksamkeit.

Leonhard ging neben Dagmar her, die es auf Ei fand und aß — nur nicht das ganz besondere. Ihm wurde bänglich.

„Sind es jetzt alle?" fragte sie nach einer Weile erfolglosen Suchens.

„Eins fehlt noch", erklärte Leonhard mit mühsam gefestigter Stimme: „Dann suche bitte allein weiter. Ich — mir — mir ist gottübel . . ."

Dagmar wandte sich dem Hause zu, und Leonhard, dem sie dazubleiben bedeutet hatte, suchte allein weiter — allein vergeblich. Vielleicht hatte Gisela das Ei gar nicht versteckt, sondern es einfach zurückbehalten, um den bösen einen Streich zu spielen? Oder ihn mit ihrem kleinen Bruder mitzubringen, der gerade die Masern gehabt und daheim hatte bleiben müssen?

Und plötzlich kam dem guten Leonhard der Gedanke, den Verlobungsring in ein Osterei zu tun und dieses verstecken zu lassen, hermetisch sicher vor, daß er sich scheute, ihn Dagmar einzugestehen. Sie kam gerade zurück, merkwürdig bleich.

„Es ist nochmal gut gegangen", sagte sie und hakte ihn unter; „komm mit ins Haus, die anderen sind schon dort. Und, nicht wahr, vor dem Essen gibst du ihn mir, und dann sagen wir es den Eltern, und dann macht Papa den Tisch bekannt."

Leonhard, in peinlichster Verlegenheit, stotterte etwas. Dagmar ließ seinen Arm los und blieb stehen. „Hast du ihn etwa nicht mitgebracht?" Und als sie sah, daß er rot wurde und nichts Rechtes zu sagen wußte, sagte sie beinahe zornig: „Du, schlimmstenfalls lasse ich dir Zeit bis zum Abendessen — aber keine Minute länger!"

Das Mittagessen ging vorüber — Direktor Wermkirchen war länger wieder da; Dagmar sah traun etwas und beschäftigte sich ausschließlich mit ihm. Leonhard empfand wühlende Eifersucht und verwarf den Gedanken, zu Gisela zu fahren, die auf einem Nachbargute wohnte, um nach dem Verbleib des Osterei zu fragen. Wer weiß, wie Dagmar seine Abwesenheit ausfegen und was mittlerweile geschehen konnte! Der Nachmittagskaffee in der Veranda ging ebenfalls vorüber. Leonhard wurde immer einsilbiger, es dämmerte, es kühlte, man saß und hörte Radiomusik. Dann stand Dagmar, gründlich satt, auf, flüsterte ihrer Mutter etwas zu und verschwand. „Zu den Ostereiern gegangen!" sagte Frau Wiegert zu Leonhard, als die Tür sich hinter Dagmar geschlossen hatte.

Leonhard war zwischen Furcht und Hoffnung in seinem Leben. Er ging hinaus in den Gemüsegarten. Es war kälter geworden, dennoch plärrten vom Teich her die Frösche: ein Nachtvogel strich lautlos schwirrend vorüber.

Und dann, als er sich schon wieder dem erleuchteten Hause zugewandt hatte, sah Leonhard etwas blinken; er bückte sich, und siehe da: in einer Rhabarberpflanze lag das rosarote Osterei — es wäre zwischen den Knollen und rosa Stengeln und unter den breiten Blättern am Vormittag wirklich kaum zu bemerken gewesen.

Leonhard fiel ein Stein vom Herzen. Es hat Dagmars Mutter in die Halle, fragte nach des Mädchens Befinden und bändigte ihr dann das Ei ein: das sei eine Medizin!

Frau Wiegert schüttelte den Kopf, ging aber hinauf zu Dagmars Zimmer, Leonhard folgte.

„Noch ein Osterei?" hörte er durch die angelehnte Tür Dagmar stöhnen. „Leonhard ist ein Esel! Ich kann kein Osterei mehr sehen — uh!"

Da konnte Leonhard nicht anders. In flackerndem Widerspruch zu allen Gesetzen der Schicklichkeit stürzte er ins Zimmer und rief: „Wickele es aus, Dagmar!"

Er hörte einen abgrundtiefen Seufzer, ein leises Rascheln und Knistern und einen Freudenschrei. „Geh nach unten, Leonhard!" jubelte Dagmar. „Ich komme gleich nach. Jetzt bin ich wieder ganz gesund!"

Ostern

Und wieder öffnet wunderbar
Der zauberhafte Himmel sich.
Und schüttet silberhell und klar
Das Licht der Gnade über dich.

Vom Geist der Auferstehung sind
Die Lebensdinge tief erfüllt.
Und lieblich singt der Frühlingswind
Vom Wunder, das sich neu enthüllt.

Erhebe dich aus Schlaf und Traum
Und lausche froh dem Glockenklang,
Der herrlich durch den Erdenraum
Sich schwingt wie schöner Jubelsang.

F. C.

KURT KRISPIEN

Das letzte Mal

Georg las und schrieb. Mochten sie ihn einen Stubenhocker nennen, einen Bücherwurm! Er blieb zu Hause! „Sind Mädels dabei —?", hatte er gefragt, als die Freunde ihn zum Osteranstoß einluden und sich nach Mädels erkundigten. Mädels dabei! Ob er sich vielleicht einen netten Ausflug ohne nette Mädels denken könne? Die gehörten doch dazu wie Sonne, Wald und Blumen! — Nein, hatte Georg kühl darauf erwidert, dieser Ansicht sei er nicht. Er wisse schon, warum; er habe dafür seine tausend Gründe. Ohne Mädchen — schrecklich gern! Wo aber stehe er es vor, zu Hause zu bleiben und zu arbeiten.

Da hatten sie gelacht und die Köpfe geschüttelt über so viel Unvernunft. Arbeiten — — versteht sich, aber doch nicht zu Ostern, in den Feiertagen! „Na, wie du willst, Georg . . ."

Georgs tausend Gründe hießen Edith, aber wie hätte er das seinen Freunden offen zugeben können! Wahrscheinlich würden sie ihn nicht verstanden haben, wahrscheinlich hätten sie gelacht, während an seinem Herzen Zorn und Trauer nagten. Sie lachten ja so gern! Es war der Frohsinn der Unwissenheit, der ihnen möglichst lange noch erhalten bleiben möge. Er selber freilich durfte sich einer neuen Enttäuschung dieser Art nicht mehr aussetzen, er hätte nicht die Kraft, sie nochmals zu ertragen. Er war gelieb und grundlos verlassen worden. Nun war es damit aus. Nein, wahrhaftig, das war das letzte Mal! Er wäre auch nicht mehr imstande, ein so tiefes und starkes Gefühl für ein Mädchen zu empfinden. Jetzt gab es nur noch Arbeit und Beruf für ihn. Er war alt und müde geworden. Georg war fünfundzwanzig Jahre alt . . .

Da saß er nun und schrieb. Er war nicht dabei bei der Sache. Die Sonne schien durchs offene Fenster auf seine Arbeit, und eine Amsel flötete im Garten unentwegt den Osternachmittagsmorgen ein. Das störte Georg, seine Gedanken revolutionierten. War es nicht ein Unsinn, bei so schönem Wetter hier zu hocken? — Und strafte man sich denn nicht selbst damit —? Indem er zumarterte in dem Zimmer nebenan Mark und Matthäus, die sich zum Ausruhen fertig machen mochten. Aber allmählich füllten sich dann doch die Seiten mit Notizen und den juristischen Berechnungen zu einer schweren Brückenkonstruktion.

Leise kribbelte die Feder, die Amsel pfiff. „Dummes Tier!", brummte Georg. Da klopfte es an seine Zimmertür. „Ja —!", rief er zerstreut.

Die Tür ging auf, ein frischer Luftzug durch das offene Fenster faßte die Hefte und die Blätter mit den kostbaren Berechnungen und fegte sie mit kühnem Schwung über den Tisch, die Gardinen flatterten wie Fahnen einer siegreichen Armee.

„Himmelherrgottnochmal, da soll doch aber gleich —!", schimpfte Georg und fuhr empört herum.

Das weitere blieb unausgesprochen. Im Türrahmen stand, selbst wie vom Winde hergeweht, ein schlankes, fremdes Mädchen in blauem Kleid. Ihre großen Augen sahen leicht erschrocken und verwundert auf Georg. „Oh, entschuldigen Sie", begann sie in Verlegenheit, „ist meine Freundin denn noch nicht gekommen? Wir sind doch hier verabredet! Wo ist denn Herr Sennewaldt —?"

Ach, es war eines von den Mädchen für den Ausflug! „Herr Sennewaldt ist in dem Zimmer nebenan, ich bin Georg Ferber", sagte er und machte sich daran, die verstreuten Blätter vom Boden aufzuheben. Sie bückte sich und wollte helfen, dabei gerieten sie beinahe mit den Köpfen aneinander und entschuldigten sich. „Ach, lassen Sie doch, das Zeugs liegen!", sagte er.

Ein neuer Windstoß drohte weitere Verwirrung anzurichten. „Wir müssen das Fenster schließen, oder die Tür", sagte er, und tat es auch. Seine Hände zitterten ein wenig, er wußte nicht, weshalb. Seit ihrem Eintritt hatte er den Blick nicht von ihr lassen können. Dunkles, fast schwarzes Haar und helle, blaue Augen . . . Ein sanfter, roter Mund . . . Wie biegsam und geschmeidig die Gestalt . . .

Sie wurde unter seinen Blicken noch verlegener. „Sie kommen doch auch mit nach der Bergmühle —?", fragte sie.

„Ja", sagte Georg rasch und selbstverständlich, „natürlich komm' ich mit! Gehen Sie nur schon nebenan zu den anderen. Ich bin auch gleich da!" Aber bevor er die Tür hinter ihr schloß, fand er noch Zeit zu den drei Worten: „Wie heißen Sie —?" Er forschte ungeduldig, bedrängend, als hinge ungeheuer viel von ihrer Antwort ab.

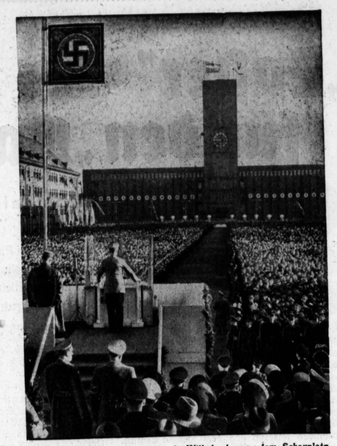
Sie lächelte: „Sibylle Landmann!"

Allein im Zimmer, fand er reglos und wiederholte nachdenklich: „Sibylle . . ." — Was für ein Name!

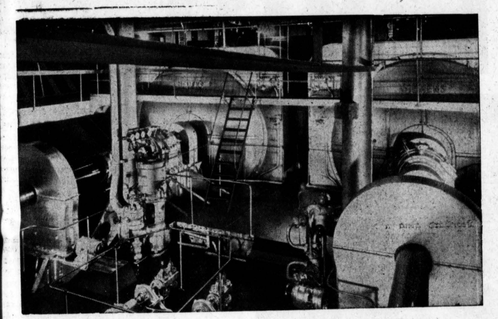
Dann riß er das Jackett vom Stuhl, suchte nach einem anderen Binder — vielleicht den blauen mit den weißen Tupfen? — und pfiff mit der Amsel draußen um die Wette.

Die Welt blickte nach Wilhelmshaven

Im Anschluß an den Stapellauf des Schlachtschiffes „Tirpitz" sprach der Führer an Bord des Schlachtschiffes „Scharnhorst" dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Raeder, in Anerkennung seiner Verdienste um den Aufbau der Kriegsmarine die Beförderung zum Großadmiral aus. (Presse-Hoffmann, Zander-Mult.)



Ein Ausschnitt vom Rathausplatz in Wilhelmshaven, dem Schauplatz der Großkundgebung, während der Rede des Führers. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex)



Der Führer auf der Taufkanzel, neben ihm Frau von Hassell, die Tochter des Großadmirals von Tirpitz, die den Taufakt vollzog. (Pr.-Bild-Zentr., Zand.-M.)

Das neue KdF.-Schiff „Robert Ley"

das am 1. April vom Stapel lief, besitzt keine Dampfkessel, sondern sechs Generatoren (Stromerzeuger), von denen in beiden Hauptmaschinenräumen je drei stehen. Jeder wird von einem Dieselmotor angetrieben und liefert seinen Strom an zwei am Heck des Schiffes befindliche Elektromotoren (unser Bild), die die Schrauben drehen. Diese Art des Antriebes hat zahlreiche Vorzüge, unter anderem den des besonders leichten Manövrierens und des Verzichts auf die sonst übliche, einen großen Teil des Schiffes durchlaufende, riesige Schraubenwelle, da die Motoren nur durch eine ganz kurze Welle, die die Schiffswand durchdringt, mit den Propellern gekuppelt sind. Die Dieselmotoren laufen ständig weiter, und nur die Schraubenmotoren werden auf „Vorwärts" oder „Rückwärts" umgeschaltet. Die gesamten elektrischen Anlagen wurden von den Siemens-Schuckert-Werken hergestellt.

(Scherl Bilderdienst, Zander-Mult.-K.)

Die schnellste Maschine der Welt — ein Heinkel-Jadflugzeug

Auf einem Jagdflugzeug der Heinkel-Flugzeugwerke eroberte Flugkapitän Dieterle mit 746,66 Stundenkilometer den absoluten Geschwindigkeitswelterekord für Deutschland. — Flugkapitän Dieterle wird nach seinem Rekordflug von Angehörigen der Heinkel-Werke begeistert empfangen.

(Presse-Hoffmann, Zand.-Mult.-K.)

Italiens Rekruten rücken ein

In Italien rückten dieser Tage die Rekruten der Jahrgänge 1918 und 1919 in die Kasernen ein. Die Aufschriften ihrer Schilder beziehen sich auf die letzte Rede des Duce. (Weltbild, Zand.-Mult.-K.)

Englisch-französische Generalstabsbesprechung

Der Chef des britischen Generalstabes, Lord Gort, traf in Begleitung mehrerer höherer englischer Generalstabsoffiziere in einem Heeresflugzeug auf dem Flugplatz Le Bourget bei Paris ein, wo der französische Oberbefehlshaber und Chef des Generalstabes, General Gamelin (rechts), die englischen Gäste begrüßte.

Jubel und Begeisterung in Madrid

Ganz Madrid war auf den Beinen, als die ersten Truppen seines Befreiers, General Franco, nach dreijähriger Leidenszeit unter dem roten Schreckenregiment ihren Einzug in die spanische Hauptstadt hielten. Als die nationalspanischen Vorhuten die Peripherie Madrids erreichten, waren ihre Kampfwagen und Lastzüge sofort umringt von einer überglücklichen Menge, die in echt südländischer Begeisterung ihrem Dank und ihrer Freude Ausdruck gab.

(2 Scherl-Bilderdienst, Zander-Mult.-K.)

„Laster" für den „Kantinenbullen"

Kleine Kostprobe der Soldatensprache

„Drei Unteroffiziere" heißt der neue Ufa-Film, der unter der Spielleitung Werner Hochbaums mitten hinein ins volle Soldatenleben packt. Die Außenaufnahmen des Films wurden mit freundlicher Hilfe der Wehrmacht in Döberitz gedreht.

Viele Berufe haben im Laufe der Zeit eigene Ausdrücke und Worte gebildet. Beim Soldatenberuf finden wir sogar einen völlig ausgeprägten Sprachschatz, wie ihn bisher kein anderer Beruf hervorgebracht hat.

Der Soldat ist gewohnt, zu reden, wie ihm „uns Herze" ist. Für alles hat er seine passenden Ausdrücke gefunden. Und daß dieser Sprachschatz wirklich aus dem Herzen kommt, sieht man daran, daß er niemals verletzend wirkt. „Rauh, aber herzlich, das ist die Soldatensprache!"

Bevor der gern gehörte Ruf: „Essenholer raus!" ertönt, „schiebt der Soldat Kohldampf". „Kohldampf" ist ein unvorschriftsmäßiger Zustand für ihn. Um diesen „abzuwehren", nimmt er sein „Schanzzeug" (Eßbesteck) und seinen „Picknapf" oder auch „Freßnapf" — deshalb ißt der Soldat auch nicht, sondern „pickt". Er tritt an der Essenausgabe, beim „Küchenbullen", an und bekommt seinen „Schlag" oder „Zug" Essen. Die tägliche Ration, die er bekommt, heißt „Spatz".

Die Speisekarte des Soldaten dürfte in ihrer Art wohl einzigartig sein: „Blauer Heinrich mit Regenwurm" ist nicht, wie man vermuten konnte, irgendein undefinierbares chinesisches Gericht, sondern dicker Reis mit kleinen Knackwürsten, übrigens ein beliebtes Gericht der „Gulaschkanone".

„Scheibenkleister" oder „Pamps", Ausdrücke, die auch den Weg „zu uns gefunden haben", bezeichnen Mehlsuppe oder auch dicken Reis. Wenn es Graupen gibt, dann spricht der Soldat von „Zielmunition" oder auch von „Kälberzähnen". Erbsbrei mit Sauerkohl nennt man „Stroh und Lehm", grüne Bohnen eigenartigerweise „Stacheldraht" und Weißkohl mit Nimmel sehr treffend „Fußlappen mit Flöh". Mohrrüben führen den wenig poetischen Namen „Polizeifinger", und Dörrgemüse wird „tieferen Sinnes" „Drahtverhau" genannt.

Das „Kommißbrot" ist bereits Allgemeingut geworden. In den deutschen Landen führt dieser ferngesunde und kräftige Brotlaib seit der Ernährung des Soldaten verschiedene Namen. Die Sachsen nennen es „Hanf", und wenn es ziemlich hart geworden ist, sagen sie „Backstein" dazu, während die Bayern „Barras", die Königsberger „Kiro" dafür gefunden haben.

Der Brotaufstrich wird „Schmiere" geleistet". Während er hier seine „Fressalien" kauft, wird er sich auch einmal „einen hinter die Binde gießen" und zwar meistens einen Schnaps, den er „Wisierwasser" nennt.

Hier in der Kantine ersteht er sich auch seine Zigaretten. Der Sachse nennt sie „Stäbchen", der Berliner „Affenfiete", und der Bayer „sammelt sich einen Rotzbalken in die Fresse", wenn er sich nach dem „Fraß" eine Zigarre genehmigt. Raucht der Soldat Pfeife, dann spricht er von ihr nur als „Rotzlocher" oder auch „Kokosofen".

Zum „Rotzbalken", zum „Stäbchen" oder zu „Rotzlocher" gehört eine gute Tasse „Schlamm" — Kaffee! Für Tee hat er einen herrlichen Ausdruck „Nagerschweiß" erfunden.

Immer, wenn es um das liebe Essen geht, „geht der Soldat ran wie Hektor an die Bouletten", und hat er sich ordentlich satt gegessen

Budenzauber
Die „Sorgenkinder" der ausbildenden Unteroffiziere, die Rekruten haben sich häuslich in ihrer Stube eingerichtet

Bild oben:
Kriegerische Silhouette:
Ausmarsch im Morgendämmer

Bild links:
Hier werden Zukunftspläne geschmiedet. Ein kleines Haus irgendwo am Waldesrand — dann fehlt nichts mehr zum Glück

Fotos: Ufa

Bild rechts:
Was wünschen sie sich: Es kann sich nur um eine vergnügliche Erinnerung an den netten Bummel-Abend handeln

nannt. Ist es Schmalz, sagt der Soldat „Affenschmiere" oder auch „Karussellschmiere" dazu. Mit dem letzten Ausdruck bezeichnet er auch Marmelade, wenn ihm das treffende Wort „Magenschmier" dafür nicht gerade einfällt.

Aehnlich wie der „Küchenbulle" wird der Kantinenwirt der „Kantinenbulle" genannt. Hier erhebt der Sodat für sein Geld, für seinen „Laster" oder für sein „Kies", vieles, was sein Magen und Herz begehren. Fleisch und Wurstwaren, soweit sie nicht von Muttern geschickt werden, kauft er sich hier als „Fettigkeiten".

Und was geschieht in dem Film?

Die Unteroffiziere Rauscher, Struve und Kohlhammer sind einander in fadelloser Kameradschaft verbunden; junge, tüchtige Soldaten unserer Wehrmacht, die auch jenseits des Dienstes trotz ihrer unterschiedlichen Temperamente wie Pech und Schwefel zusammenhalten. Sie machen zusammen Dienst, freuen sich gemeinsam, helfen sich gegenseitig in menschlich schwierigen Situationen, kurzum: sie erweisen sich immer wieder als Vorbilder vertrauensvoller, herzlicher Verbundenheit.

Die Schauspielerin Gerda Cyrus, die Rauscher kennenlernt, faßt eine launenhafte Neigung zu ihm, für Rauscher indes steigert sich diese Beziehung zu einem tiefen Erlebnis, das mit bedrohlichem Nachdruck auf ihn eindringt und bald schon sein soldatisches Pflichtempfinden gefährdet. Gerda setzt trotz ihrer gegenteiligen Beteuerungen das frühere Verhältnis zu dem Kapellmeister des Theaters, an dem sie engagiert ist, fort. Unteroffizier Rauscher aber wird von der leichtfertigen Spielerei seiner Geliebten immer tiefer gerissen, bis er schließlich sogar den Entschluß faßt, ohne Urlaub mit Gerda für mehrere Tage zu verreisen.

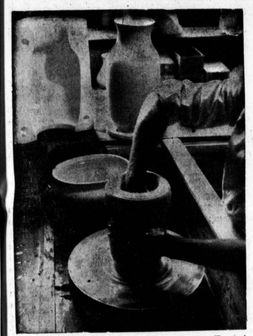
In dieser Situation, die Rauscher unmittelbar an den Rand der Ehrlosigkeit bringt, bewährt sich die hundertfach bewährte Kameradschaft der drei Unteroffiziere ihre Feuerprobe. Struve und Kohlhammer dringen auf Rauscher, der bereits in bürgerlichem Stroh in der Bahnhofshalle auf Gerda wartet, mit allen Mitteln und Tricks ihrer herzlichen Beredsamkeit ein und bringen ihn im allerletzten Augenblick zur Besinnung. Rauscher überzeugt sich, daß er sich zum Objekt einer oberflächlichen Tändelei machte und beweist bei einer anschließenden Manöverübung mit einer tapferen selbstlosen Leistung, durch die er das Leben vieler Kameraden rettet, daß er nach dem verhängnisvollen Irrtum seines Herzens innerlich wieder der disziplinierte, tüchtige Unteroffizier ist, der er immer war: ein vorbildlicher Soldat und Kamerad.

EDELSTES Porzellan

Ein Besuch in der Staatlichen Porzellanmanufaktur Meißen

Hoch über die Elbe hinweg schaut das Wahrzeichen Meißens, der malerisch zwischen den Gebäuden der Albrechtsburg eingebettete Dom, in das sächsische Land. Auf dieser Burg erfand Johann Friedrich Böttger, von August dem Starken gefangen gehalten, das „Meißener Gold", das Porzellan. Er hatte behauptet, Gold machen zu können und der Kurfürst von Sachsen zwang ihn zu entsprechenden Experimenten, denn für seine politischen und künstlerischen Ziele brauchte er Gold, viel Gold. Im Jahre 1710 erfand dann Böttger — zwar nicht das gelbe Metall, doch das goldwertige Porzellan. Schon ein Jahr zuvor hatte er ein Steinzeug erfunden, das die Feinkörnigkeit und Härte des Porzellans besaß, aber braunrot aussah: das rote Böttger'sche Steinzeug. Aus China kannte man schneeweißes Porzellan und das wollte Böttger herstellen. Und er fand das Geheimnis im — Porzellenpuder, der den Hauptbestandteil des edelsten keramischen Stoffes, das Kaolin, enthält. Zu diesem Kaolin mischte er noch Feldspat und Quarz. Das weltberühmte Meißener Porzellan war erfunden.

Das Wahrzeichen von Meißen, der Dom mit der Albrechtsburg, der Geburtsstätte des Porzellans



Der Porzellandreher bei der Arbeit. Es entsteht der „Hubel" einer Vase, die in der im Hintergrunde links stehenden Form ihre genaue Gestalt erhält. Siehe die fertige Vase links

August der Starke sah sofort den Wert dieser Erfindung für Kunst, Gebrauch und Wirtschaft. Er suchte sie vor jedem Konkurrenten zu verheimlichen, aber schon nach kurzer Zeit entstanden überall berühmte Porzellanfabriken, so in Berlin, Wien, München und im Ausland. Bis 1863 wurde das Porzellan auf der Albrechtsburg hergestellt, dann zog die Fabrik in die noch heute benutzten Gebäude.

Der Wert des Meißener Porzellans besteht nicht nur in der alten Tradition der Meißner Manufaktur, sondern vielmehr in der Mannigfaltigkeit an Formen und Mustern, die mehrere Hundertausend zählen. Der Wert besteht weiter in der ungemeinen Härte, die es ermöglicht, Glockenspiele jahrhundertelang ihre Lieder erschallen zu lassen. Solche Glockenspiele klingen schon seit etwa 200 Jahren im Turm der Frauenkirche zu Meißen und im Dresdener Zwinger. Ferner zeichnet sich das Meißener Porzellan aus durch seinen schneeweißen Scherben und die kristallklare Glasur.

Vier Berufe wetteifern in der Gestaltung der herrlichen Gebrauchs- und Luxusgegenstände: Modellierer, Former, Dreher und Maler. Mit unendlicher Geduld und liebevoller Sorgfalt arbeiten geschickte Künstlerhände an der Herstellung der Tassen, Teller, Kannen, Plastiken usw. Wir sahen eine wundervolle Madonna im Rokokostil, das Meisterwerk

Der Erfinder, Johann Friedrich Böttger. Porzellanbüste in der Schauhalle der Manufaktur

Staendlers, nachentstehen, ein Geschenk der Reichsregierung an Papst Pius XII., dem früheren Nuntius in Berlin. Jedes kleinste Glied, die feinste Falte im Gewande, das kleinste Blümchen wird mit rührender Liebe gearbeitet. Alles ist peinlichst sorgfältige Handarbeit.

Die Bestandteile des Porzellans, Quarz und Feldspat, zu feinstem Staube zermahlen, eingeschlämmt und durchgeknetet, ergeben die rohe Porzellanmasse. Dreher oder Modellierer verarbeiten sie der Form nach. Bei 1000 Grad Hitze erfolgt dann der erste Brand, man sagt, das Stück wird verglüht. Es ist jetzt so fest, daß es bemalt werden kann, aber leicht zerbrechlich. Erst beim Eindrennen der Glasur bei 1500 Grad Hitze bekommt das Porzellan seine Härte.

Bei der Porzellanmalerei gibt es zwei Methoden, Unter- und Uebenglasurmalerei. Erstere verträgt große Hitze, es eignen sich dafür aber nur die Farben Kobalt und Chromgrün. In Kobaltmalerei ist in Meißen das Zwiebelmuster beliebt, das von Steingutfabriken nachgemacht wird. In Chromgrün sahen wir das gesetzlich geschützte Weinlaubmuster. Die Uebenglasurmalerei wird nach dem zweiten Brand, dem Gutbrand, aufgetragen. Schmutzig grau, braune oder schwärzliche Metalloxyde

Der Maler trägt Uebenglasurfarben auf eine Vase auf. Es ist ein altberühmtes indisches Blumenmuster in Kupferfarben

Photos (6): Staatl. Porzellan-Man.

werden mit Pinsel und Feder aufgetragen und leuchten nach dem Brand in den buntesten Farben auf. Am wertvollsten sind die Kupferfarben, die für die traditionellen indischen Muster verwendet werden. Das berühmteste Muster ist der korallenrote indische Drache, das Geschirrzeichen des Sächsischen Königshauses, das erst vor wenigen Jahren den Verkauf des Musters freigegeben hat. Müssen mehrere Farben übereinandergelegt werden, wie es z. B. fast immer bei Goldaufsagen der Fall ist, so muß jede einzelne Farbe gesondert bei 800 bis 900 Grad gebrannt werden, so daß ein sechs- bis siebenfaches Brennen nicht selten ist.

So manchen kleinen Schmuckstück aus Meißener Porzellan, das in Luxusgeschäften ausgestellt ist oder das wir vielleicht selber besitzen, sehen wir es nicht an, daß seine Herstellung Monate gedauert hat. Ein Besuch in Meißen, der jedem zu raten ist, beweist, daß in einer schlichten Sammelkasse mehr Kunst und Arbeit steckt, als wir jemals dafür bezahlen. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, ist das Meißener Porzellan, das als einziges in der Musik, im Ballett und auch sonst verherrlicht wird, sehr preiswert. Das angenehmste aber ist, daß man seinen Porzellanbestand immer in demselben Muster bereichern kann, weil jedes im Laufe der Jahrhunderte geschaffene Modell aufbewahrt worden ist und jedes Muster nachgearbeitet werden kann.

Hans Grünthal, Magdeburg

Ein lustiges Meisterwerk des Rokoko, Schneider auf Ziegenbock, Plastik von Kaendler

Professor Esser schuf eines der edelsten Werke der Neuzeit, Möve auf einer Welle

DER LETZTE AUFTRITT

4. Fortsetzung

Bonnefous zieht gut

Tragödien aus der Welt des Varietés

Von Ulrich von Uechtritz

Schön blau angestrichen ist der Wohnwagen des Direktors Marx, der mit seiner Tierschau — um die Wende der neunziger Jahre in den französischen Provinzstädten wohl bekannt — von Stadt zu Stadt reist.

Schön blau ist der Wagen und sein Lack blitzt in der Sonne, wenn er an der Spitze einer langen Kolonne die Landstraßen entlangfährt.

Aber er ist nicht immer so blank lackiert gewesen; damals, als ihm noch, vom Direktor selbst gelenkt, zwei magere Gäule zogen. Dann trat eines Tages das Glück an die elende Gauklerkarre heran in Gestalt eines anderen Kollegen von der Landstraße, der zwei Bären, die er nicht mehr ernähren konnte, fast geschenkt anbot. Damals waren die beiden Tiere, die später die „große Bärennummer" werden sollten, fast am Verhungern.

Nun reist Direktor Marx nur noch mit der Eisenbahn und überläßt die Aufsicht der großen Tierschau während der Ueberlandfahrt seinem bewährten Stallmeister. Der blaulackierte Wagen aber fährt leer an der Spitze der Kolonne, nur aus Prestigegründen; denn was wäre eine reisende Tierschau ohne Direktionswagen? Und der Direktor, der mit Frau und Kind stets im ersten Hotel der Stadt absteigt, benutzt ihn nur noch als Büroraum.

Die Bärennummer hat den kleinen fahrenden Komödianten allmählich zum wohlhabenden Manne gemacht. In keiner Stadt versehlen die großen, gelben Plakate ihre Wirkung:

„Direktor Marx und seine Gattin, die weltberühmten Dompteure mit ihren beiden riesigen Bären!:

Es ist schon etwas daran, wenn Direktor Marx im roten Frack und seine noch jugendliche Frau in tiefausgeschnittener Gesellschaftstoilette in den großen runden Eisenkäfig hineintreten, als beträten sie das Parkett eines Ballsaals. Und wenn auf ihre leisen Winke und Befehle die Bestien gehorchen, als seien sie im Innern statt des wilden Raubtierblutes die feine Mechanik eines genial erdachten Automaten.

Ein Schlag

Ein heißer Sommertag neigt sich zu Ende.

Noch sind die Eingänge zu dem großen Zelt, in dem allabendlich die Vorstellung stattfindet, dicht verhängt. Von den Käfigwagen kommt ein scharfer Tiergeruch, und Schwärme von Fliegen umkreisen die Gasse der Wagen.

Da kommt Frau Marx die Wagengasse hinauf: „Wo ist das Kind?"

Eine Sekunde verstörtes Schweigen. Dann läuft die Frau auf den Bärenkäfig zu. Die Klappe, durch die den Tieren die Fütterung zugeschoben wird, steht offen; — auf allen Vieren, halb schon im Käfig drin, kriecht das zweijährige Kind. Die Bären schnüffeln ihm am Kopf.

Kein Schrei — die Frau weiß, ein Prankenhieb der Bärin könnte schneller sein!

Behutsam geht sie an das Gitter, — hebt langsam ihren seidenen Sonnenschirm, — schlägt blitzschnell zu, der Bärin auf die Nase. Die andere Hand greift in das Kleid des Kindes — reißt es zurück.

Die Bärin sieht verwundert aus, dann trottet sie brummend in den dunklen Hintergrund des Käfigs.

Die „Bärennummer"

Das Zelt ist ausverkauft. Die vielen Lichter blitzen in den Flitterland, der an den roten Lozen hängt.

... Gut — August — gut!" — Lachsalven durch den großen Raum.

Direktor Marx ist guter Laune: den sechsten Abend schon ein ausverkauftes Haus.

Jetzt noch der Tuffoch, das Cowboys; — und nach der großen Pause die Attraktion des Abends: die „Große Bärennummer".

Frau Marx sitzt in der Garderobe vor dem Spiegel. Sie ist nervös. Zum zweiten Male schminkt sie sich schon; doch ihre Hände zittern, es will nicht recht gelingen. — Das ist der Schreck der ihr noch in den Gliedern steckt.

Aber sie k..ll ihn abschütteln. Lächelnd sagt sie zu ihrem Mann: Fritz krümmt sich, was ein Hätchen werden will — Helenchen ist doch ein echtes Zirkuskind — wie sie es schon zu den Tieren sieht! Aber ein Schreck war es doch, und die Marie die nicht genügend acht gibt auf das Kind, entlassen wir!"

*

In der Pause ist der große runde Bärenkäfig aufgebaut worden. Die Musik intoniert den Toreromarsch.

Der Käfig ist nach der einen Seite geöffnet, die ihn durch eine Gittergasse mit dem heranrollenden Käfigwagen verbindet. Der Eingang zu dem Käfig wird von Herrn und Frau Direktor Marx flankiert.

Die Musik setzt aus.

Atemlose Stille ist im Raum.

Da trotten sie schon heran, die beiden Ungetüme. Voran das männliche Tier, das größere von beiden — die Bärin folgt in einem kleinen Abstand.

Der Bär hat den Eingang schon passiert, da ist's ihm, als sähere die Bärin ein wenig — dann trottet auch sie weiter, dem Eingang zu.

Doch plötzlich biegt sie scharf nach rechts und stößt mit ihrer riesigen Schulter wie absichtslos, ganz zufällig, gegen den Rücken der Meisterin.

Drei Schüsse krachen im Zirkus

Bären sind rachsüchtig. — Wollte das Tier Rache nehmen für den Schlag, den es am Nachmittag bekommen hat? Wäre der Stoß wirkungslos geblieben, so hätte das Tier sicher seinen schwerfälligen Trott zu seinem vorgeschriebenen Platz in der Mitte des Käfigs fortgesetzt.

So aber — da durch den wuchtigen Anprall Frau Marx vornüberstürzt — ein Schrei aus ein paar hundert Kehlen durch das Zelt —, stürzt sich die Bärin auf die Liegende. Ein Prankenhieb zerfleischt ein Bein, und das Gebiß greift sich in ihren Hals.

Und ehe noch Direktor Marx die Pistole aus dem Westentaschen ziehen kann, hat sich blitzschnell die Bestie gegen ihn gewendet; — ein Hieb der Tatze — auch er liegt, überströmt von Blut, am Boden.

Das Publikum stürmt schreiend zu den Zeltausgängen.

Zwei Schüsse krachen.

Beide Tiere brechen zusammen wie gefällte Urwaldbäume. Der Dompteur Bonnefous, von plötzlichem Geschrei herbeigelockt, hatte gut gezielt.

Wo eben noch Musik und frohes Lachen herrschten, liegt plötzlich Totenstille in dem großen Zelt.

*

Frau Marx starb schon in gleicher Nacht, der Mann überlebte sie nur achtundvierzig Stunden. Ein Kapitel Artistenleben hatte einen tragischen Abschluß gefunden. (Schluß folgt.)

Der „7. Tag" wird in einer Skipause hoch in den Bergen gelesen (Foto: Fenske.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Mr. Percy Hurst, ein wohlhabender Kaufmann, der jetzt in London gestorben ist, scheint mit den Gerichten keine gute Erfahrung gemacht zu haben. Sonst hätte er nicht in seinem Testament die Verfügung getroffen, daß sich die nächsten zehn Jahre ein Mann auf seine Kosten jeden Vormittag vor dem Obersten Londoner Gerichtshof aufstellen sollte zur Abschreckung aller Prozeßsüchtigen. Dieser Mann solle einen hohen Hut tragen, der mit der Aufschrift versehen sein müsse: „Hütet Euch vor den Gerichten!" — „Ich hoffe, mit dieser Maßnahme zu verhindern", schrieb Mr. Hurst in seinem letzten Willen, „daß sich manscher, der in Gerichtssälen und bei Advokaten Recht sucht, ins Unglück stürzt. Ich selber habe durch Prozesse Tausende und Abertausende eingebüßt und möchte meine Mitmenschen vor ähnlichem Schaden bewahren." Nun haben sich die Anverwandten des Verstorbenen mit der Anfrage an die Behörden gewandt, ob denn eine solche Demonstration gegen das Gerichtswesen überhaupt erlaubt sei. Es wurde ihnen erwidert, daß gegen derartige „Warnung" nichts einzuwenden sei, solange sie keine Beleidigung enthalte und kein öffentliches Aergernis errege. In Kürze wird man also in London den Mann mit dem Hut, auf dem die vorgeschriebene Warnung steht, seinen Posten beziehen sehen.

*

Paul Reese, der Dirigent eines amerikanischen Orchesters, hatte sich in den Kopf gesetzt, die Sängerin Frances Maddux zu heiraten. Mit einer Zähigkeit ohnegleichen verfolgte er sein Ziel und ließ sich auch durch ablehnende Haltung seiner Angebeteten nicht beirren. Fünfzehn Jahre dauerte dieser Kampf um die Frau, die ihm erst nach dem 140. Heiratsantrag ihr Jawort gab. Aus allen Städten Amerikas, in die ihn sein Beruf führte, telegraphierte und telephonierte Reese an die Sängerin und foderte sie immer wieder auf, die Seine zu werden. Auch als Frances Maddux einen reichen kalifornischen Börsenmakler heiratete, gab der Musiker die Frau, die er erträumte, nicht auf. Es drang in Frances' in zahllosen Briefen und Telegrammen, sich scheiden zu lassen. Frances ließ sich tatsächlich scheiden, aber nicht um Reese zu heiraten, sondern um ein Londoner Bühnenengagement anzunehmen. Abermals wurde sie fast zehn Woche aus Amerika mit einem gekabelten Heiratsantrag bedacht. Da schmolz endlich das Eis. Im September 1936 kehrte Frances nach New York zurück. 14 Tage später ließ sie sich mit ihrem hartnäckigen Anbeter trauen. Am Ziel seiner Wünsche aber mußte Reese die Enttäuschung erleben, daß er mit Frances nicht glücklich war. Er bezeichnete sie als den „großen Irrtum seines Lebens" und möchte sich gerne scheiden lassen. Damit ist aber Frances ganz und gar nicht einverstanden. Sie gibt ihrem Mann keinen Scheidungsgrund, benimmt sich als mustergültige Gattin und versichert, sehr glücklich zu sein. Ein Ende nicht der unerquickliche Zank, sich von Reese zu trennen und werde sich hüten, ihm einen Anlaß zur Scheidungsklage zu geben.

*

Im Elendsviertel des New Yorker Stadtteils Brooklyn werden im Zuge der amtlichen „Gesundungskampagne" gegenwärtig viele Häuser abgebrochen, um endlich gesünderen Wohnungen Platz zu machen. Dieser Tage erhielt eine Abteilung Arbeiter der Stadt den Auftrag, das Haus Nummer 158 Belmont Avenue abzubrechen. Unglücklicherweise ist aber hier die Mehrzahl der meist nur ein- oder zweistöckigen, winkschiefen Häuser sehr schlecht numeriert. Den meisten dieser heruntergekommenen Bauten fehlt sogar die Hausnummer. So hielten die Arbeiter, als sie am Morgen erschienen, vergnügt nach der Nummer 158 Ausschau. Als sie aber ein Haus mit der Numer 102 entdeckten, nahmen sie an, daß Nummer 158 das zweite Haus daneben sein müsse. Sie machten sich kurzerhand an die Arbeit und mit bewundernswürdigem, echt amerikanischem Tempo war das zweistöckige Gebäude am selben Abend vom Erdboden verschwunden. Im Augenblick, wo sie mit ihrem Werk fertig waren, kam ein Herr mit Nummer 160 gar nicht existierte, stellte sich erst heraus, als der Besitzer dieses Hauses am Abend von der Arbeit heimkehrte. Er rieb sich die Augen und rief voller Entsetzen: „Mein Haus ist verschwunden! Und heute früh stand es noch da, als ich zur Arbeit ging!" Der Zufall wollte es, daß das obere Stockwerk am Tage zuvor leer geworden war, so daß sich die Abbrucharbeiter erschienen, keine Menschenseele im Hause befand. Der obdachlos gewordene Hausbesitzer hat wutschnaubend einen Protest gegen die Stadt New York angestrengt.

*

Nach 32 Jahren hat ein amerikanischer Farmer namens William H Smith ein Werk beendet, das vor ihm noch nie ein Mensch allein ausgeführt hat. Mr. Smith, der seine einsame kleine Farm in Kern-County, Kalifornien, bewirtschaftet, lebt ganz für sich allein — ohne Frau und ohne Gesellschaft. Gleichwohl ist es ihm niemals langweilig gewesen, denn er hatte gar keine Zeit für solche Empfindungen, und ohne jegliche Hilfe bohrte er einen 800 Meter langen Tunnel durch den Berg, um sich selbst den Weg durch die Stadt zu verkürzen und den Warentransport von und zu seiner Farm zu erleichtern. Als 30jähriger begann er seine Sysiphus-Arbeit, ohne die geringsten Fachkenntnisse zu haben. Mit einer Zähigkeit ohnegleichen setzte er das Werk fort, obwohl er geglaubt hatte, es in spätestens drei Jahren vollenden zu können. Nun, da Mr. Smith 66 Jahre geworden ist, kann er zum ersten Male seinen Tunnell, der ihm den Weg verkürzt und viel Zeit erspart, benützen. Freilich hat er ein halbes Menschenleben opfern müssen, um diesen „Wegabkürzer" herzustellen. Die meiste Arbeit verursachte die Beseitigung der aufgelockerten Erd- und Steinschichten, die er in einem kleinen Handkarren, den er tausende und abertausendmal hin- und herzog, abfuhr. Dabei benützte Mr. Smith nicht ständig auf Sprengstoff und mechanische Hilfsgeräte.

*

Aus dem Studienbericht einer nach Belgisch-Kongo entsandten Sonderkommission geht hervor, daß die bereits vollständig in den Hinterwäldern des Kongo-Urwaldes bei den Eingeborenen in gewissen Distrikten wieder stark im Zunehmen begriffen ist. Es handelt sich dabei um jene Gebiete, wo man die Eingeborenen als Arbeitskräfte für die Kautschukpflanzungen benötigt. Ein paar Schlauköpfe hatten die Entdeckung gemacht, daß es derjenige Familienvater am ehesten zum Wohlstand bringt, der möglichst viel Frauen als Arbeiterinnen auf die Plantagen schicken kann. Daraus entwickelt sich ein höchst eigenartiges Geschäftsprinzip, das wenig mit den Bestrebungen der europäischen Kolonisatoren in Einklang steht. Die Neger kaufen mit ihren Löhnen Frauen und ließen diese für sich arbeiten. In manchen Fällen konnten die geschäftstüchtigen Ehemänner selbst „privatisieren" und auf der faulen Haut liegen, während sich ein ganzes Dutzend Ehefrauen in den Baumwollplantagen für sie abmühte und dann gehorsam ihren Verdienst ablieferte. Man will jetzt von amtswegen gegen diesen Mißbrauch der Ehe vorgehen und ein Gesetz gegen die „Polygamie aus Geschäftsinteresse" in Kraft treten lassen.

Xaver Xanten

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

12. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Und Mister Wilmot schrie:

„Aber — aber Herr Doktor, das . . . das kann ja die allerschlimmsten . . . Folgen nach sich ziehen . . ."

Er war in heller Verzweiflung.

Arthur Pobland lächelte trübe dazu. „Damit mögen Sie recht haben! Ich muß sofort alles versuchen, ihr zu Hilfe zu kommen!"

„Alles muß getan werden!" echote Mister Wilmot. „Alles!"

Und schon hatte Doktor Pobland wieder den Hörer des Apparates in der Hand. Er wußte alle Nummern auswendig, die bei den Stockholmer Behörden für seinen „Fall" in Betracht kamen. Er hatte binnen einer halben Minute den Herrn, den er haben wollte.

„Ich brauche Ihre sofortige Hilfe, Herr Erikson!"

Der freundliche Schwede lachte.

„Es ist mitten in der Nacht, Herr Doktor Pobland!"

„Gleichviel, verehrter Herr Erikson! Es wird nichts anderes übrigbleiben!" Arthur Pobland verbindlich in den Apparat hinein, obwohl er seine Nerven zum Reißen gespannt fühlte. „Es hat sich eine völlig neue Lage ergeben! Werden Sie für mich zu sprechen sein, wenn ich in — sagen wir zehn Minuten bei Ihnen bin?"

„In zehn Minuten, ja! Sie müssen wissen, Herr Doktor, daß Sie mit meiner Privatwohnung sprechen und daß ich im Bett liege!" Der Herr von der Polizei war sehr heiter, als er das sagte.

„Es tut mir aufrichtig leid!" Auch Arthur Pobland lachte. „Aber trotzdem werde ich Sie behelligen müssen. Und nicht nur Sie allein. Ich brauche alles, was Sie an Polizeibooten verfügbar haben, Herr Erikson. In dieser Stunde ist einer der Mitäter unterwegs nach dem von uns so lange vergeblich gesuchten Versteck. Er fährt ein dem Grafen Lallerstedt gehörendes Motorboot. Jetzt oder nie bietet sich die Gelegenheit, zuzugreifen, Herr Erikson! In zehn Minuten bin ich bei Ihnen, ja?"

„Ich erwarte Sie!"

Das Gespräch riß ab.

Arthur Pobland aber, geistesabwesend, in Gedanken ganz woanders, sah erstaunt in die weit aufgerissenen Augen des Mister Wilmot.

Der war in einer höchst merkwürdigen Verfassung.

In einem Zustand, der sich nicht im mindesten mit der von dem Privatsekretär einer so prominenten Familie zu beobachtenden Würde vereinbaren ließ.

„Wir müssen alles tun, Herr Doktor", stammelte er.

„Selbstverständlich muß alles Nötige geschehen! Jetzt hat die Uhr geschlagen. Diese Nacht noch kann Marina frei sein!

Er rief diese Worte, indem er schon zu laufen begann, aus der Schreibtischschublade den Revolver nahm, in der Garderobe seinen Mantel vom Haken riß.

Mister Wilmot aber lief hinter ihm her, wie ein Hündchen hinter seinem Herrn.

„Ich möchte mit, Herr Doktor! Will dabei sein! Mich vergewissern, daß nichts verkommt . . ."

„Meinetwegen können Sie auch dabei sein!" Pobland sah die Ungeduld in der Kehle. „Aber ob Sie Miß Marina deshalb früher zu sehen bekommen, steht noch dahin!"

Man war schon auf der Treppe.

Und Mister Wilmot sagte, Doktor Pobland mit erstaunten Augen anschauend: „Aber ich spreche ja gar nicht von Miß Marina! Ich meine doch Miß Lilly! Ich meine doch unsere junge, tapfere, kleine Lilly!"

Mister Wilmot geriet ins Schwärmen.

Nun aber rib Arkur Pobland endgültig die Geduld.

„Für Ihre privaten Gefühle, Mister Wilmot, müssen Sie sich schon eine passendere Zeit aussuchen!"

Damit ließ er den Amerikaner einfach auf den Treppenstufen stehen. Er rannte, der Herr Doktor Artur Pobland. Soß zwei Minuten darauf schon in einem Auto, das ihn zu seinem Freunde Erikson brachte.

*

In den Bereitschaftsräumen der Stockholmer Polizeidirektion war Alarm. Die Telephone rasselten. Klingeln lärmten. Türen unterwegs nach dem von uns so lange vergeblich gesuchten Versteck. Er fährt ein dem Grafen Lallerstedt gehörendes Motorboot. Jetzt oder nie bietet sich die Gelegenheit, zuzugreifen, Herr Erikson! In zehn Minuten bin ich bei Ihnen, ja?"

„Ich erwarte Sie!"

Das Gespräch riß ab.

Arthur Pobland aber, geistesabwesend, in Gedanken ganz woanders, sah erstaunt in die weit aufgerissenen Augen des Mister Wilmot.

Der war in einer höchst merkwürdigen Verfassung.

In einem Zustand, der sich nicht im mindesten mit der von dem Privatsekretär einer so prominenten Familie zu beobachtenden Würde vereinbaren ließ.

„Wir müssen alles tun. Herr Doktor", stammelte er.

„Selbstverständlich muß alles Nötige geschehen! Jetzt hat die Uhr geschlagen. Diese Nacht noch kann Marina frei sein!

Er rief diese Worte, indem er schon zu laufen begann, aus der Schreibtischschublade den Revolver nahm, in der Garderobe seinen Mantel vom Haken riß.

Mister Wilmot aber lief hinter ihm her, wie ein Hündchen hinter seinem Herrn.

„Ich möchte mit, Herr Doktor! Will dabei sein! Mich vergewissern, daß nichts verkommt . . ."

„Meinetwegen können Sie auch dabei sein!" Pobland sah die Ungeduld in der Kehle. „Aber ob Sie Miß Marina deshalb früher zu sehen bekommen, steht noch dahin!"

Man war schon auf der Treppe.

Und Mister Wilmot sagte, Doktor Pobland mit erstaunten Augen anschauend: „Aber ich spreche ja gar nicht von Miß Marina! Ich meine doch Miß Lilly! Ich meine doch unsere junge, tapfere, kleine Lilly!"

Mister Wilmot geriet ins Schwärmen.

Nun aber rib Arkur Pobland endgültig die Geduld.

„Für Ihre privaten Gefühle, Mister Wilmot, müssen Sie sich schon eine passendere Zeit aussuchen!"

Vorhin, in Stockholm, hatte der Motor auf den ersten Druck sogleich reagiert.

Seltsam!

Der junge Mann drückte jetzt sekundenlang den Finger auf den Anlaßverknopf. Es war immer das gleiche. Schnurren des Starters — und Schweigen des Motors.

„Verdammt!" Coloman Petsch bekam es mit der Ungeduld. Er sprang auf. Riß die Motorhaube hoch.

Vom Haus her kam ein schwacher, rasch erstickter Schrei.

Marinas Stimme.

Colomans Stirne färbte sich. Er beugte sich über den Motor. Irgendwo mußte der doch auch mit der Hand anzuwerfen sein?

Aber da wurden des Mannes Augen plötzlich weit.

Was war das? Wessen Hände waren an dem Motor gewesen.

Coloman Petsch wollte seinen Augen nicht trauen. Aber ob er auch wieder und wieder hinstarrte, es blieb immer dasselbe Bild:

Keine einzige Zündkerze war mehr auf dem Motorblock zu sehen. Alle waren sie samt und sonders herausgeschraubt und verschwunden.

Coloman Petsch fühlte es kalt im Nacken.

Er fuhr herum, als sei da schon eine Hand, die nach ihm griff.

Aber nur die Nacht war hinter ihm, und das leise Geplätscher der herankrollenden Wellen. Dennoch, als sei ein unsichtbarer Feind ihm auf den Ferlen, sprang Coloman aus dem Boot. Rannte, als sei der Teibhaftige hinter ihm her, dem Haus zu.

In der Tür stieß er auf Demeter und Karic. Sie hielten rechts und links Marina untergefaßt, die keinen Schritt machte, sondern sich schleppen ließ, als sei sie ohne Leben.

Ihr Mund war geknebelt. Nur die Augen waren frei und groß. Sie leuchteten von Angst. Oder war es Haß? Man konnte es nicht wissen.

Coloman wandte den Blick weg.

Er sprach herbisch. „Setzt sie ab! Es ist etwas geschehen!" Er keuchte. „Wir sind — nicht allein auf dieser Insel! Oder der Teufel hat die Hand im Spiel! Am Bootsmotor fehlen alle Zündkerzen. Wir können nicht fahren!"

Da schrie Demeter Stojkow. Sein Kopf lief rot an, wie der eines Puters. Marina loslassend, trat er auf Coloman zu, packte ihn an den Aufschlägen des Fracks, den dieser noch immer unter dem Mantel trug, und schüttelte ihn. „Das hat man davon! Man ist verloren, wenn man sich auf euch verläßt, ihr junges Gesindel! Aber ich will dir zeigen, daß wir Alten doch noch die besseren Augen haben. Ich habe das Gespenst gesehen, das die deine Zündkerzen stahl! Ein Weib ist es! Such die Insel ab! Sie kann nicht weit sein!"

Coloman und Karic sahen sich an. Der Lange schien noch nicht zu erfassen, um was es sich eigentlich handelte. Er hielt Marina fest und lachte töricht dazu.

In diesem Augenblick streifte zum ersten Male das Lichtbündel eines der Scheinwerfer das Haus. Er kam von weit her; sein Licht war schwach. Aber dennoch war das wie ein Alarmruf. Als habe ein dräunender Trompetenstoß über die Köpfe der Männer hingeschmettert.

Demeter war wie ein Rasender. „Nun laßt sehen, was ihr könnt! Gefangen sind wir auf diesem lächerlichen Mistbrocken, wie Ratten in einer Falle! Schafft das Weib weg! Das Wasser mit ihr! Man darf sie hier nicht finden!"

Coloman Petsch verfärbte sich. „Du bist von Sinnen, Demeter!" stieß er hervor. „Komm, Karic! Wir durchsuchen das Boot! Vielleicht daß wir irgendwo Ersatzkerzen finden!"

Aber Demeter schrie wütend: „Sucht lieber die Insel ab! Der Dieb kann nicht weit sein!" Seine Stimme hallte weithin. Sie drang bis in das entfernteste Gebüsch, auch zu den Ohren Lillys, die sich unter einem Busch versteckt hatte.

Später hat sie nie zu sagen gewußt, wie sie diese Stunde durchlebte und überstand. Diese Minuten, in denen sie wie über einem gähnenden Abgrund zu schweben vermeinte, von Angst geschüttelt und doch von einer Art verbissener Tapferkeit bis zum letzten Nerv förmlich geladen. Wie eine wilde Katze, die sich unstillbar wehrt, kauerte sie unter ihrem Busch, alle Sinne bis zum Aeußersten angespannt, die Augen kreisrund geweitet, die Zähne in den Unterlippen, die Nägel ihrer Finger in die Handballen gebohrt. Sie sah und hörte das Toben der drei Männer, die Coloman Petsch und den langen Karic, den sie kannte, das ganze Boot durchwühlten; und sie fühlte ihre Glieder vor Schreck erstarren, als zuletzt die beiden jungen Männer anfingen, das Buschwerk der Insel zu durchstreifen, wobei sie ihre Waffen in den Händen hielten.

Jetzt — dachte Lilly und wurde zu Eis.

An Artur Pobland dachte sie noch einmal und warf einen gehetzten Blick über die Schulter auf das Wasser hinaus, wo in weiter Ferne, schon fast nicht mehr sichtbar, ein Boot mit Lichtern dahinglitt.

Ein Boot, das sie nicht kannte.

Ein Boot, das sie nicht mehr kümmerte.

Ein Boot, das sie nicht mehr sah.

Ein Boot, das sie nicht mehr sehen wollte.

Ein Boot, das sie nicht mehr sehen konnte.

Ein Boot, das sie nicht mehr sehen durfte.

Ein Boot, das sie nicht mehr sehen sollte.

Ein Boot, das sie nicht mehr sehen muß

der, ach, wie entsetzlich weiter Ferne die Boote der Polizei kreuzten.

Dann waren die zwei Männer heran, und der lange Karic war es, der zuerst den hellen Fleck unter dem Busch wahrnahm.

Es machte gelvenstig aussehen, und er schrie unbeherrscht auf, abergläubischer Naturbursche, der er war.

Und schon hob er auch den Revolver, den er schußbereit trug, instinktiv, gedankenlos, ganz im Banne seines Schreckens; — er drückte ab, ohne zu zielen, blindlings in der Richtung auf die helle Gestalt hin Feuer gebend, die sein Entsetzen erregte . . .

Einer der Schüsse aber traf . . .

Lilly, die gerade aufgesprungen war, um im letzten Augenblick noch eine aussichtslose Flucht zu versuchen, fühlte einen dumpfen, harten Stoß gegen ihre linke Schulter prallen.

Sie machte noch eine halbe Drehung auf dem Absatz.

Dann war es ihr, als brause etwas über sie hin, wie Wellenschlag — wie fegender Sturm — wie das Flügelrauschen eines mächtigen Vogels.

Ein dunkles Gefühl kreisenden Schwindels erfüllte sie, als würde sie schwebend in die Lüfte gehoben.

Langsam, taumelnd, ohne einen Laut sank die tapfere kleine Lilly um, wie eine Flocke, die vom Himmel herniedergewirbelt zu Boden sinkt . . .

Sekundenlang noch standen die beiden Männer, als habe man sie vor die Stirne geschlagen. Zu rasch, zu unvermittelt war das alles gekommen.

„Was hast du gemacht, Mensch!" stieß Coloman dann hervor. Er mußte sich einen Ruck geben, ehe er es wagte, näher an die Liegende heranzutreten. Er beugte sich über die Regungslose, suchte mit den Augen das klare Gesicht — und erschrak.

Er kannte dieses Mädchen, das da vor ihm lag. Es war keine andere als — seine Tischdame aus dem Palais Kallerstedt, jene kleine Freiin von Wambolt, mit der er vor wenigen Stunden noch gesitzt.

Wirre Kreise gingen in Colomans Schädel.

Er begriff nichts mehr von dem, was er sah.

Langsam, wie einer, der viel getrunken hat, kam jetzt auch Karic herangestapft. Die Glieder schlotterten dem langen Burschen. „Ist sie tot?" brachte er wimmernd hervor, mit flackernden Augen auf Coloman schauend.

„Weiß ich es?" schnarrte dieser böse, die Schultern hebend. Aber als sich nun auch Karic über das Mädchen beugte und in ihr Gesicht sah, stieß er einen unterdrückten Schrei der Ueberraschung aus. Er fuhr zurück. Sein Gesicht war entstellt. Er hatte keine Spur vor Farbe mehr auf den Wangen.

„Die da — kenne ich!" stammelte er ohne alle Fassung.

„Du kennst sie?" Coloman schaute ungläubig.

„Ich kenne sie genau! Sie ist aus Berlin. Sie heißt Lilly Beyer und wohnt nicht weit von meiner Behausung in der Grünauer Straße . . ."

Darauf wurde es still. Minutenlang.

Bis endlich Coloman wieder Worte fand.

„Nun fange ich an zu bereifen!" sagte er. Und jetzt wurde er plötzlich lebendig. Als habe ihn etwas geweckt und zu neuer Regsamkeit angespornt. „Vorwärts, Karic! Gaffe nicht lange mehr! Wir müssen . . . sie durchsuchen! Sie ist es ja uns den Motor unbrauchbar machte! Vielleicht hat sie die Zündkerzen einzesteckt . . .?"

Karic nickte stumpf. Aber er wagte es nicht, sich der Liegenden zu nähern.

Coloman mußte es allein tun. Er durchsuchte mit hastigen Griffen den hellen Mantel und das dünne Kleid der Bewußtlosen, ohne etwas zu finden.

Nur der Mantel hatte Taschen. Und darin steckte außer einem Taschentuch nur ein winzig kleines, rotes Lederbeutelchen.

Das war alles.

Durch die Nacht aber kam jetzt die grobe Stimme Demeter Stoikows. „Zum Henker mit euch! Wie lange soll das noch dauern? Denkt ihr, ich kann diesen Racker da noch eine Stunde lang festhalten?"

Und Coloman Petsch fuhr auf.

„Komm, Karic! Er hat recht! Wir müssen fort! Fort um jeden Preis! Wir haben nichts, als den kleinen Nachen vorn an der Bucht! Unsere letzte Chance! Los, Karic!"

8.

Es brennt in den Schären

Man bemerkte es zur selben Zeit auf dreien der suchenden Polizeiboote zugleich.

Dicker Rauch qualmte aus dem Grün einer kleinen Schäreninsel. Bald zuckten auch rote Flammen flackernd hindurch.

Wie schwarze Wolken eines Unwetters ballte sich der Qualm zum Himmel hinauf über den schon die ersten Streifen des Frühlichts huschten.

Es war beinahe ganz hell geworden.

Die Polizeiboote wechselten Signale. Sie hielten in voller Fahrt auf die Brandstelle zu. Tief steckten ihre Nasen in dem Weiß der aufschäumenden Bugwellen. Man fuhr äußerste Kraft.

Und man erreichte die Insel in weniger als zehn Minuten.

Als einer der ersten sprang Arthur Pohland ans Ufer.

Alles in ihm kochte von peinigender Ungeduld.

Er verwünschte mit heißen Worten diesen neuen Zwischenfall. Dieses lächerliche Feuer, das jetzt die ganze Aufmerksamkeit der Polizei in Anspruch nehmen zu wollen schien. Das den flüchtigen Verbrechern vielleicht eine neue Gelegenheit zum Entkommen bieten konnte.

Aber dann ging plötzlich alles Schlag auf Schlag.

Die Boote knirschten noch auf dem Ufersies, da fingen die Polizisten schon zu rennen an. Pohland mitten unter ihnen. Man lief durch ariine Büsche und über die Anlagen eine Gartens. Sah die weißen Wände eines Hauses schimmern. Der Rauch biß in die Augen. Pohland hustete und lief weiter.

Dann sah er:

Auf einem freien Platz vor der Treppe lag ein Stoß Holz, Reisig, Lumpen, Fetzen von Kleidern.

Leere Blechkannen lagen dabei, die Oel, Petroleum und Benzin enthalten haben mochten.

Meterhoch schlugen die Flammen in die Luft, dicken schwarzen Qualm emporsagend.

Es war ein Signalfeuer, wie man es sich nicht besser wünschen konnte.

Unter der Tür des Hauses aber stand zurgeschwärzt, die Augen rotgerändert — Marina Parsons.

Sie hatte eine lange Stange in der Hand, mit der sie immer von neuem in die Glut hineinstieß, dem Feuer stets wieder Luft schaffend.

Umweit davon stand noch eine Frau. Ein altes Weib mit breiten Schultern und harten Zügen, auf denen ein stumpfes Lächeln zu sehen war. Es sah aus, als habe diese Alte ein kindliches Vergnügen an dem schönen Feuerchen vor ihrer Tür.

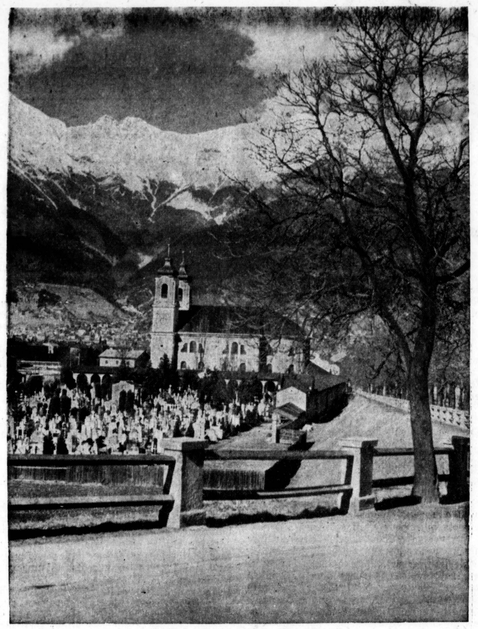
Als die Polizisten heranstürmten, warf Marina die Stange weg, die sie in den Händen hielt.

Die Arme sanken ihr am Körper herab. Sie sagte etwas, was niemand recht verstand.

Es mochte „Gott sei Dank" heißen sollen oder etwas Aehnliches.

Man sah erst jetzt, in welchem Zustand der Erschöpfung sich das junge Mädchen befand.

Die Polizisten sahen auf Doktor Pohland. Ihre Augen fragten.



Frühling im deutschen Innsbruck (Bittner, Zandet-M.)

„Sie ist es!" bestätigte dieser, und dann trat er vor Marina hin. „Guten Morgen, Miß Parsons! Ich freue mich, Sie als erster begrüßen zu können!"

Aber es war seltsam.

Jetzt, da dieser große Augenblick gekommen war, nun, da die Augen des Mädchens, das er unter Außerachtlassung all seiner anderen Pflichten, unter vollem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit gesucht, zum erstenmal auf ihm ruhten, weit geöffnet, glänzend, voll Dunkelkarheit und strahlendem Wiedererkennens, jetzt hatte Pohland nicht eine einzige Sekunde Zeit für Marina Parsons; er faßte nur in einer ungestümen Hast nach des Mädchens Handgelenk, und seine Stimme war heiser, als er fragte:

„Sagen Sie mir, Miß Parsons, wissen Sie, ob im Laufe dieser Nacht einer Ihrer Entführer mit einem Motorboot hier angelegt hat?"

Aber Marina brauchte nicht mehr zu antworten.

Von irgendwo rief einer der Polizisten: „Hierher! Hier liegt das Lallerstedtsche Boot!"

Und die Beamten rannten dem Ufer zu.

Marina aber winkte Dr. Pohland mit den Augen.

„Kommen Sie! Sie müssen leise sein! Und es muß so rasch als möglich ein Arzt herbei!"

In einem Zimmer zu ebener Erde lag die kleine Lilly.

Sie hatte die Augen offen, in denen ein seltsamer Glanz leuchtete. Sie lächelte den Eintretenden entgegen. Ihre Stirne fürbte sich dunkelrot, als Doktor Pohland an ihr Lager trat, mit erschrockener Frage nach ihren heißen Händen greifend.

Es sah aus, als wolle sie um Verzeihung bitten für die Umstände, die ihretwegen erforderlich werden würden.

„Hat man sie gefangen?" war dann ihre erste Frage. „Sie sind mit einem Nachen fort. Sie können nicht weit sein! Das Motorboot — habe ich unbrauchbar gemacht!"

Sie lächelte, die tapfere Lilly, lächelte, als sei das alles eine neckische, kleine Selbstverständlichkeit.

Vor dem Hause war neuer Lärm.

Erikson war eingetroffen.

Er bohnte sich durch Rauch und Menschen einen Weg.

Man befam allmählich das rechte Bild.

Und schon erging ein neues Kommando. Zwei der Polizeiboote legten unverzüglich wieder vom Ufer ab, drehten und preschten in voller Fahrt auf See hinaus.

Es galt, die schon halb erledigte Aufgabe noch restlich zu erfüllen.

An Lillys Lager aber saß Arthur Pohland.

Er schien ganz zu vergessen, was um ihn herum geschah, schien gar nicht mehr zu wissen, was vor sich ging.

Er saß nur und hielt des Mädchens Hände.

Er wußte, in der linken Schulter steckte das Geschoß. Lilly litt. Sie fieberte schon. Schoß zuweilen die Augen. Aber ihre heißen Finger klammerten sich ohne nachzulassen um des Mannes Hände.

Bist du da? fragten ihre Blicke, wenn sie die Augen öffnete. Wirst du bei mir bleiben?

Marina ging ab und zu. Sie brachte Wasser, brachte Tee. Sie kommandierte mit der Alten draußen herum, als sei das immer so gewesen.

Endlich war es soweit.

Man konnte daran gehen, Lilly auf dem Polizeiboot zu verstauen. Erikson hatte seine Erhebungen gemacht und sein Protokoll aufgenommen.

Es war hohe Zeit. Sie wußte nicht mehr allzuviel von sich, die arme Lilly.

29.

Telegramme fliegen nach Berlin

Der Bildhauer Erhard Pramstaller liebte Schatten und Kühle. Er führte alljommerlich einen erbitterten Kampf gegen die seine Atelierfenster allzu heftig bedrängende Sonne, gegen die Hitze des Berliner Hochsommers.

Er lag auch an diesem Nachmittag, während draußen die Hitze flirrte, mit einem dünnen Leinenmantel angetan, auf einem Ruhebett seines Ateliers, hatte alle Fenster verhängt, alle Läden geschlossen und sich einen labenden Trank „komponiert", der di Erfrischung einer Zitrone und die Anregung eisgekühlten Kognaks in einem enthielt.

Er arbeitete nicht in diesen Stunden der ärgsten Hitze. Und noch weniger schätzte er es, an solchen Nachmittagen von Besuchern behelligt zu werden.

Pronl, die Wackere, hatte für diese Fälle ganz erschreckliche Weisungen, worunter der Befehl, etwaige Besucher „ganz einfach die Treppen hinabzuwerfen" noch der mildeste war.

Um so größer war seine Empörung, als die Unglückselige trotz alledem an der Ateliertür erschien und mit zaghafter Miene meldete, es sei jemand da, der sich durchaus nicht abweisen lassen wolle. Jener Amerikaner sei es, der damals mit den zwei schrecklichen Hunden . . . Und der doch die Mädchenbüste in Auftrag gegeben habe.

„Halte den Mund!" schrie Erhard Pramstaller gröblich. „Rede nicht von Dingen, die du nicht verstehst! Was will er denn noch, der närrische Bruder Jonathan?"

„Ich weiß nur, daß er nicht fortgehen will, ohne Sie gesprochen zu haben!" antwortete die Proni schüchtern. Und der Bildhauer ferte mit einem Zuge sein Kühles Getränk, gleichsam von seiner bedauerlichen Siestastunde Abschied nehmend, um sich dann mit einem Fluch auf die Beine zu stellen.

„Alsdann", schnaufte er, „breche mit ihm!"

Und Austen Strachen kam.

Diesmal ohne seine Peking-Hündchen. Er schien überhaupt merkwürdig und nicht zu seinem Nachteil verändert. Gelaste nicht mehr die übereleganie Aufmachung, in der er sich vordem gefallen. Es sah vielmehr ganz so aus, als sei aus dem Dandy von gestern ein seriöser Mann von Welt geworden, seines Wertes bewußt, vom Scheitel bis zur Sohle „ein Fremder von Distinktion".

Erhard Pramstaller bemerkte es auf den ersten Blick. Er verzichtete darauf, diesen mit einem Male so gereiften Herrn mit der Schnoddrigkeit zu empfangen, die er ihm eigentlich zugedacht. Er lächelte statt dessen beinahe verbindlich und rückte einen der Atelierstühle zurecht, dem Gaste einen Platz anzubieten.

Aber Austen Strachen blieb stehen und sah sich um, als suche er etwas.

„Sie kennen mich noch, Herr Pramstaller?" fragte er dabei, und wenn das Deutsch, dessen er sich bediente, auch ein miserables war, so bewies es doch, daß sich Mister Strachen auch in dieser Hinsicht Mühe gegeben hatte. „Ich habe . . . Ihnen damals geschrieben, daß ich meinen Auftrag zurückziehen wolle. Sie erinnern sich!?"

„So zahlreich ist die Kundschaft in diesem Laden nicht, daß ich meine Aufträge von heute auf morgen vergesse!" antwortete Pramstaller belustigt. „Ich habe sogar — ganz nebenbei und zu meinem Vergnügen — trotz Ihrer Absage noch ein wenig an der Büste des Fräulein Marina weitergearbeitet. Ohne Modell. Ohne jeden Ehrgeiz. Lediglich deshalb vielleicht, weil . . . mich das seltsame Schicksal des armen Mädchens bewegte . . ."

Beide Männer waren ernst geworden. Erhard Pramstaller aber ging zu einem verhängten Bildstock und zog ein Tuch von einer Form.

Das Antlitz Marina Parsons kam zum Vorschein.

Und in das Atelier sank ein langes Schweigen.

Schluß folgt.

Welt der Frau

Experiment mit Erfinderinnen

Sechstausend deutsche Frauen erhielten in 30 Jahren Patente auf Erfindungen
Wesensgemäße Neuaufteilung der Arbeitsvorhaben auch in der Technik

Einer neuen Erkenntnis kann man auf zwei Wegen beikommen, die seit alters her die Wege der Forschung gewesen sind: mit Hilfe des Experiments oder auf empirische Weise. Wo das eine nicht zum Ziele führt, tut es meist das andere. Wir entschlossen uns zunächst zum Experiment, als man uns jüngst die Frage vorlegte, ob Frauen auf technischem Gebeit jemals schöpferisch sein könnten oder gewesen seien, kurzum, ob es weibliche Erfinder gäbe.

Es fing damit an, daß wir Männern unseres Bekanntenkreises auf den Zahn fühlten. Ob sie etwas von weiblichen Erfindern wüßten? Wie sie über die Einstellung der Frau zur Technik dächten? Es waren Männer aus verschiedenen Lebenskreisen. Ein Patentanwalt schelte geringschätzig und meinte, er habe noch nie etwas davon gehört, daß ein Patent an eine Frau verliehen sei. Ein Ingenieur behauptete, der Frau fehle geradeau die technische Ader, so was sei angeboren und könne nie erworben werden. Ein Betriebsführer wiegte zweifelnd den Kopf, gab aber zu, daß in seinem — technischen — Betrieb die Frauenleistung keinesfalls hinter der Männerleistung zurückbleibe, daß die Durchschnittsfrau das gleiche Verständnis für die Maschine aufbringe und ebenso gut technische Vorgänge erfaßt wie der Durchschnittsmann. Ob sie aber auf technischem Gebiet schöpferisch sein könne, bezweifle auch er. Allerdings konnte er die Zweifel nur damit begründen, daß er noch nie etwas von Erfinderinnen gehört habe.

Ein Bibliothekar, dem die technische Literatur eines bekannten technischen Vereins geläufig ist, war aufs höchste betroffen, als wir ihn nach Erfinderinnen fragten. Erfinderinnen? Gibt's denn so was? Wir trieben unser Experiment mit ihm soweit, daß wir mit ihm in Karteien und Kompendien seiner Bibliothek wühlten, wir blätterten in Handbüchern der Erfindungen, in technischen Nachschlagwerken, in Erfinderbiographien — nirgends der Name einer Frau! Der einzige winzige Lichtblick im Laufe unseres Experiments war die Feststellung eines technischen Leiters innerhalb der Rundfunkindustrie, der wußte, daß eine Frau auf dem Gebiet der Röhrenentgasung eine entscheidende Vervollkommnung — das sogenannte getter — erfunden hat, mit dessen Hilfe es erst möglich ist, die Röhren vollkommen zu evakuieren.

Wir beschlossen, uns den Erfahrungstatsachen auszuwenden und sie aneinanderzureihen. Wir betraten den Weg der Empirie. Und siehe da, wir erlebten Ueberraschungen. Bis ins graue Mittelalter führte uns dieser Weg, wo schon ein Hartmann von Aue ein Werkhaus mit 400 fleißigen Frauen beschäftigen hat. Nichts spricht gegen die Tatsache, daß diese Frauen, denen damals so in weitem Maße die Herstellung aller zum Leben notwendigen Dinge, wie Kleidung, Teppiche, Schuhe, Vorhänge, Gebrauchsgegenstände aller Art oblag, daß diese frühen Frauen Technikerinnen aus dem Effeff gewesen sind. Die Aebtissin Herradon Landsberg hat uns ein Lehrbuch hinterlassen, in dem sie mit eigenen Handzeichnungen ihren Nonnen die Herstellung einer Wassermühle, einer Handpresse und dgl. schildert. Auch das Bedrucken von Stoffen mit der Hand war der Aebtissin geläufig.

In Annaberg im Schlesien steht eines der wenigen Denkmäler, die die Nachwelt tüchtigen Frauen errichtete. Es zeigt eine Frau mit einem Klöppelkissen. Barbara Uttmann, die Mutter der weltberühmten Spitzenindustrie im Erzgebirge. Eine soziale Tat von geschichtlichem Ausmaß war die Erfindung einer anderen Frau, Maria Theresia von Paradies, die — selbst von Kindheit an blind — auf den Einfall kam, Buchstaben als Reliefs zu prägen, so daß man sie mit den Fingerspitzen abfühlen konnte. Zusammen mit dem berühmten Mechaniker ihrer Zeit, Wolfgang von Kempelen, konstruierte sie die erste Blindenschriftmaschine. Alle heutigen Blindenschriften gehen auf ihre Erfindung zurück. Und vor kurzem kam aus Leipzig die Kunde, daß die Leiterin der dortigen Hilfsmittelwerkstatt für Blinde, Frau Toni Mahler, eine tönende Landkarte und ein tönendes Einmaleins für blinde Schulkinder geschaffen hat.

Das Mitleiden der Not ihrer Mitmenschen machte eine dritte Frau ebenfalls zur Erfinderin. Vor hundert Jahren lebte in Berlin die Bandagistin und Masseurin Caroline Eichler, die zum erstenmal bewegliche künstliche Gliedmaßen anfertigte. Sie kam zu Ruhm und Ansehen und war bekannt in ganz Europa. Um die gleiche Zeit erfand eine Berliner Hausfrau, Marie Trenn, eine Fäkluhr für die Berliner Fiaker; auf ihr beruhten alle modernen Taxameteruhren.

Briefmarkenautomat, Fahrradbremse, Postkarten — alles Erfindungen von Frauen. Das Wasserrohrknie, nicht fortzudenken aus der modernen Hygiene, geht auf den Einfall einer Französin Benoit zurück, der 1898 patentiert wurde; das englische Mädchen Christina Shaw machte schon im 18. Jahrhundert die Erfindung der Spule am Webstuhl und schaffte durch ihren Einfall Tausenden von Menschen Arbeit; ein anderes junges Mädchen aus New Jersey, Mary Anderson, erfindet das Lockeneisen, aus Wiederstreben mit Löchern versehen, schloß sie dann an ihre Gasleitung an, steckte sie in einen Blechkasten und zündete sie an, und siehe da, es war ein idealer Wärmeofen für ihre Speisen entstanden.

Der Senf, der Camembertkäse — Erfindungen von Frauen. Unzählige häusliche Einrichtungsgegenstände. Koch-, Dampf-, Einmachtöpfe, Verwandlungsmöbel, Kaffeefeier, Kunststopfnadeln, Backrohre, und was es der Erleichterungen für die Wirtschaftsführung alles, erfanden Frauen. Wo sind sie, wie heißen sie, wer kennt sie? Vor ein paar Jahren hat sich erstmalig die Leiterin der Frauenwende am Deutschen Museum in München damit befaßt, den Erfinderinnen auf die Spur zu kommen. Das Ergebnis war verblüffend: in Deutschland haben in den letzten dreißig Jahren 6000 (sechstausend) Frauen Patente auf Erfindungen bekommen. In Amerika, wo die Frau weit geschäftlicher denkt, wurden im laufenden Jahr (1938) nicht weniger als 15 000 Frauenerfindungen patentiert.

Was sagt unser Patentanwalt? Er sagt, daß Patente nur nach dem Vatersnamen registriert würden. Woher solle er also wissen . . .! Was sagt der Ingenieur? Er ist platt — wie der Volksmund es so anschaulich nennt — und meint, man könne auf die Kollegin von morgen gespannt sein. Was sagt der Betriebsführer? Er habe es bisher ja vorwiegend mit technischen Hilfsarbeiterinnen in mechanischen Tätigkeiten zu tun gehabt. Aber er halte es durchaus für möglich, daß bei entsprechender Ausbildung auch die Frau in die Reihe der großen Erfinder treten würde. Er beruft sich auf Frau Curie, aber nun nicht mehr auf eine Naturnahme von der Neuzeit, wie bisher!

Wir hegen nicht den geringsten Zweifel, daß die heute daselbst Frauen ihren Weg in der Technik machen wird. Wenn es nur wenig Ingenieurinnen gab, so lag das an Ursachen. Die mit Interesse oder gar den Fähigkeiten der Frau für technische Dinge nichts zu tun hatten. Vielfach schreckten die Frauen vor einem Praktikum als Bau- oder Betriebsingenieur, als Monteur oder ähnliches zurück, weil durch das bisherige Fehlen von Frauen in diesen Ausbildungen die durchaus möglichen Belästigungen ihrer körperlichen Gaabenheiten nicht zur Debatte stand. Im Verlauf einer im ständigen Fortschreiten begriffenen, den Erfordernissen des modernen Arbeitseinsatzes entsprechenden Neuaufteilung aller Arbeitsvorhaben unter Mann und Frau nach ihren wesensgemäßen Kräften und Anlagen werden sich auch in der Technik für die technisch begabte Frau Bereiche auftun, in denen sie ihre frischen und unverbrauchten geistigen Kräfte neben denen des Mannes zum Besten des Ganzen einsetzen kann.

Dr. Ilse Buresch-Riebe

Besuch bei Meister Mümmelmann

Bereits auf der Straße zogen uns süße Düfte entgegen, als wir dem Reiche Meister Mümmelmanns näher kamen, bei dem nun eine Arbeit abgeschlossen ist an der in Deutschland Hunderttausende in mehr als 4000 Betrieben monatelang gearbeitet haben. Wenn die Statistik errechnet hat, daß allein im Ostermonat in den letzten Jahren im Altreich jeweils ungefähr 150 Millionen Mark für Süßigkeiten ausgegeben wurden, dann kann man sich ungefähr vorstellen, welch eine Arbeit dabei dem Osterhasen zufällt, denn das süße Osterei ist nun doch einmal das wahre Ostergeschenk, wenn natürlich auch andere Süßigkeiten, vor allem Pralinen in entsprechender österlicher Packung, nicht verachtet werden.

Als wir den großen Arbeitssaal betraten, in dem gerade diese letzteren, und zwar in mehr als 80 Sorten, hergestellt wurden, merkten wir, daß unser Mümmelmann durchaus modern ist, denn er benutzt die modernsten Maschinen, wie Mandelschäler und Schneider, Knet- und Mischmaschinen und was die Technik sonst noch an arbeitssparenden Maschinen und Geräten erfunden hat. Vor allem interessierte uns aber die Fondantmaschine, in der die aus Zucker und Wasser gemischte Fondantmasse zu Creme verarbeitet wird, dem nun die verschiedenen Fruchtsäfte — eine gute Fabrik verarbeitet niemals Essenzen — zugesetzt werden. Orange, Erdbeer, Himbeer, Zitrone usw., je nachdem, welche Art von Pralinen man anfertigen will. Die Fondantmischung fällt in großen Tropfen in Formen aus Weizenmehl, wird dann durch ein Laufband in ein erwärmtes Bassin befördert und kommt mit braunalkanenem Schokoladenüberzug als fertige Pralinen heraus, die man sogleich zum Erkalten in Kühlkammern verbringt. Sollen die Pralinen aber verziert werden, so werden sie auch einzeln mit langen Gabeln durch das Schokoladenbad gezogen und sodann, nachdem sie schnell getrocknet sind, mit kandierten Veilchenblättern, mit Hasel-, Walnüssen und dergleichen belegt.

Schnelligkeit ist keine Hexerei, sagt man wohl, bei der Herstellung der bekannten kostbaren Pralinen in kleinen Aluminiumformen möchte man dieses jedoch fast annehmen. Kaum ist die warme Schokoladenmasse in die Form gegossen, wird sie auch schon wieder herausgegossen, denn bei der Berührung mit dem kalten Metall ist die Schokolade an der Wandung der Form schnell erstarrt und kann nun sofort die Füllung wie Marzipan, Nougat, Fondant, Krokant u. a. aufnehmen.

Sicherlich haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie die in ihren süßen, alkoholischen Flüssigkeit schwimmenden Kognakkirschen in die Pralinen kommen. Nun, ganz so einfach wie der vorstehend geschilderte Vorgang ist ihre Herstellung nicht. Auch hierbei wird zuerst die Schokoladenhülle gegossen, in diese kommt die mit Fondant umhüllte, in Weinbrand konservierte Kirsche, dann schließt man die Pralinen mit Masse und überzieht alles weitere getreu der Zeit. Der Alkohol beginnt nunmehr bald den Zucker zu lösen, von dem sich ein Teil an den Schokoladenhülle als feste Kruste wieder niederschlägt, während die Kirsche in der verbleibenden Flüssigkeit liegt. Auf dem gleichen Vorgang beruht die Herstellung von Likörbohnen, nur wird hierbei der mit Likör vermischte Zucker in Weizenmehl getrocknet, wo der sich wieder absetzende Zucker eine Kruste bildet, die mit Schokoladenmasse überzogen wird.

Fast wären wir aber beim Anblick all dieser interessanten Vorgänge von der Unproduktion des Osterhasen, nämlich derjenigen der Ostereier, abgekommen. Diese werden in Doppelformen gepreßt, von denen zwei Teile immer ein geschlossenes Ganzes bilden. Sollen die Eier irgendwelche Füllung erhalten, so wird diese zuerst in besonderer Form gegossen und die fertige Einlage sodann zugleich mit der weichen Schokoladenmasse in die größere Form gefüllt, und nun beginnt ein Eierlogen, daß die Leistung der besten Henne dagegen verblaßt.

Die große wirtschaftliche Bedeutung unserer Süßigkeiteninduatrie deuteten wir oben ja bereits an. Diese stellt im Jahre ungefähr 150 Millionen Kilogramm Süßigkeiten her, von denen allein gegen 80 Millionen Kilogramm Pralinen sind. Oesterreich und das Sudetenland nicht mitgerechnet. Daß bei einer solchen Fülle jeder Deutsche auf eine reiche Gabe von Mümmelmann rechnen kann, ist hiernach klar, vorausgesetzt, daß er sich rechtzeitig gut mit ihm gestellt hat.

Osterei-Scherze

Das Färben der Ostereier dürfte so allgemein bekannt sein, daß wir hier nicht näher darauf einzugehen brauchen. Weniger kennt man wohl folgendes Verfahren, durch das man einen netten kleinen Scherz für den Ostertisch bereiten kann: Man schreibt mit einer Lösung aus 45 Gr. Essig und 25 Gr. pulverisiertem Alaun irgendeinen Scherz oder Glückwunsch auf ein rohes Hühnerei und trocknet die Schrift dann rasch am offenen Feuer. Dann legt man das Ei einen Tag in Essig, läßt es trocknen und kocht es hart. Viel Ueberraschung wird es dann am Ostertisch geben, wenn die Schrift nach Abschalen auf dem Eiweiß sichtbar wird.

Folgende Reime, aus der Schweiz stammende, alte Eierssprüche werden sicherlich viel Freude erregen:

Wohl macht ich mich mit allem schmücken,
Was schönes uns im Leben lacht.
Doch kann ich nur dies Eilein geben,
Es sei von Herzen Dir gebracht!

Innig und herzlich klingt auch der kleine Vers:

Aus Liebe und aus Dankbarkeit
Schenk' ich Dir dieses Ei
Und wünsch', daß Deine Lebenszeit
Recht froh und heiter sei!

Mehr von den tieferen Gefühlen des Spenders verrät schon der Vierzeiler:

Freundin, wenn ich malen könnte,
Rat' einmal, was malt' ich mir?
Dich in einem Brautgewande
Und ein Jüngling neben Dir!

Die ganze Nachbarschaft wundert sich über Frau Krüger!

Wie oft sieht man sie schon am frühen Nachmittag ausgehfertig auf der Straße! Sie hat freie Zeit, um Einkäufe zu erledigen oder Besuche zu machen. Dabei muß sie ihre Wohnung ganz allein in Ordnung halten. Aber bei der täglichen Putzarbeit hat sie eine zeit- und arbeitsparende Hilfe: das so vielseitige Imi! Imi läßt sich nicht nur überall verwenden – es erleichtert die Arbeit und bringt strahlenden Glanz in die entferntesten Winkel!

IM WOHNZIMMER können Sie Imi z. B. zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Kamine, Kachelöfen, Vasen, Aschbecher, Korbmöbel, Marmorplatten, Ton- und Keramikgeschirre, Kupfer- und Messingsachen, Zinn- und Zinkgeräte, Kunstharz- und Alabastergegenstände, Porzellan, Glas, Kristall, Heizkörper, Lampenschalen und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne Imi's Hilfe aus!

Wir machen eine Perücke

Kurzer Besuch bei Meister Figaro

Hellblonde Lockenperücke

Hier werden kurze und lange Haare gewellt, gelockt, geflochten und gescheitelt. Der Perückenmacher ist sich seiner hohen Aufgabe bewußt und ist mit recht stolz darauf, dem menschlichen Antlitz eine entscheidende Note verleihen zu können. Er weiß, wie man einen vorhandenen Charakterzug unterstreicht oder Schönheit steigert, er ist darüber hinaus dazu berufen, den Nimbus und Geist vergangener Zeit durch Frisur und Lockenwerk auferstehen zu lassen.

Schauen wir uns einmal die Werkstatt eines „Figaro" etwas näher an, so findet zunächst ganz besonders unsere Damenwelt

Hier werden Lockenwickel gedreht

alles, was zu ihrem Glücke fehlt. Duftig gerollte Stirnlocken umschmeicheln „männerverführend" die Stirn und verlängern ein zu breit gebautes Gesicht in angenehmer Weise. Der Kopf hält erstaunlich schnell jenen Rhythmus, den wir schlechtweg Schönheit nennen, durch ornamental gebildeten Lockenschmuck im Nacken oder andere vom Fingergefühl des Perückenmachers entdeckte Stellen. Ebenso wie feierliche Kleidung vermag eine entsprechende Frisur in ihrem Träger festliche Stimmung zu erzeugen.

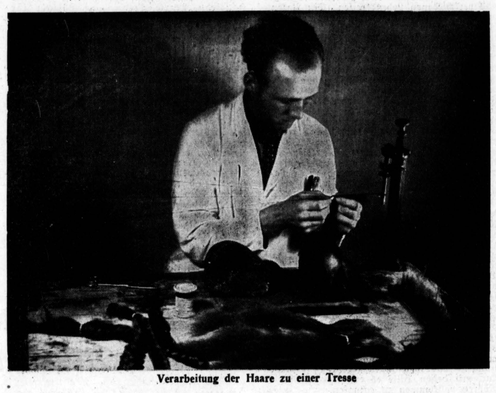
Woher kommen nun aber die vielen Haare? Alle wurden sie doch wohl nicht abgeschnitten, oder doch?

Vor 10 oder mehr Jahren trugen noch sehr viele Frauen lange Haare, dann wurden diese, besonders von der berufstätigen Frau als lästig empfunden und der Zopf fiel. Der Perückenmacher bekam damals mehr als genug lange und schöne Haare zum Kauf angeboten. Oft bieten auch die Angehörigen von verstorbenen Frauen aus Not die Haare an. Zum größten Teil sind es jedoch ausgekämmte und gesammelte Wirrhaare. Die Entwirrung und Aufbereitung geschieht auf folgende Weise. Es werden helle und dunkle, lange und kurze Haare wahllos zusammen getan und dann einer gründlichen Reinigung mit nachfolgendem Trocknen auf Stöcken unterzogen. Im darauffolgenden Arbeitsprozeß legt man das gereinigte Material in eine Stiftpresse, aus welcher der Arbeiter, nun Haar für Haar **herausgezieht und nach Haaranfang und** Länge ordnet. Ist diese Arbeit getan, so beginnt das Einfärben und Bleichen der Haare. Dies ist eine ganz besondere Kunst. Es gehört mehr als handwerkliches Können dazu, um den Haaren alle jene Schattierungen vom Platinblond, Goldblond, Naturblond und all den mittleren Blonds bis hinab zu Brünett und Schwarz zu geben. Dabei sei noch ganz besonders des Bleichens der ganz weißen Haare gedacht. Sie brauchen eine besondere Pflege, damit sie nicht gelb werden. Die kürzeren Haare werden außerdem noch dauergewellt. Nur ist hier

Jedes Haar wird einzeln in den Tüll geknüpft

das Verfahren bedeutend einfacher, als bei Eigenhaaren der Damen. Die Lockenwickel werden einfach in einen Kessel geworfen und darin gekocht.

Jetzt sind alle Vorarbeiten beendet und nun kann die eigentliche Arbeit an der Perücke beginnen. Holzköpfe in allen Größen sind vorhanden und werden nach Bedarf ausgesucht. Auf einem solchen markiert der Meister mit einer Litze zuerst einmal rund um den Kopf den Haaransatz. Darüber wird ein dazu ganz besonders geeigneter Tüll gespannt und befestigt. Bei allen Perücken wird schon von Anfang an festgelegt, ob und auf welcher Seite dieselbe einen Scheitel tragen wird. Dafür muß an einer jener Stelle noch ein feineres Gewebe eingenäht werden. Zuletzt kommt die mühsame Arbeit des **Einknüpfens der Haare in den Tüll.**



Verarbeitung der Haare zu einer Tresse

Ein ganz besonders meisterliches Können gehört zum Knüpfen eines Scheitels; denn die Haare müssen hier sehr dicht und fein eingeknüpft werden.

Die fertige Perücke wartet nur noch auf eine „Elsa" oder „Elisabeth", einen „Wotan" oder „Hagen", denn Bühne und Film sind ja die Hauptabnehmer all der vielen Perücken, Bärte und Zöpfe.

Zur Anfertigung von Zöpfen werden in der Regel ausgesucht schöne und lange Haare verwendet. Wie eins unserer Bilder zeigt, werden Haare mit dem Haaransatz mehrere Male zwischen 3 starken gespannten Fäden hindurch gezogen und befestigt. Ist die Tresse, die daraus entsteht, genügend lang, d. h. sind genügend Haare zu einem Zopf vorhanden, so wird die Tresse zusammengedreht und mit einer Schlinge versehen. Kürzeres und weniger wertvolles Haar verarbeitet man zu Puppenperücken und die kleinen Mädchen sind denn an Weihnachten überglücklich, wenn ihre Susi oder Lotte ganz echte Haare haben.

Fotos (5): Bavaria-Verlag.)

Eine fertige Perücke von innen gesehen; ein Meisterwerk feiner Handarbeit

Haus, Hof und Garten

Das Wandspalierobst verdient größere Beachtung

Vierjahresplan und Erzeugungsschlacht verlangen gebieterisch die Ausnutzung aller Hilfsquellen unserer Heimat. Deshalb ist es auf die Dauer unverantwortlich, wenn wir infolge der völlig unzureichenden Ausnutzung der Wände unserer Wohnhäuser, Wirtschaftsgebäude usw. ein Kapital ungenützt lassen, das eine geradezu glänzende Verzinsung bringen und außerordentliche Werte für unsere Ernährung schaffen könnte. Heute werden überall Schutzpflanzungen für Obstanlagen, namentlich von Pappeln, die nichts einbringen, sondern den Boden stark aussaugen, vorgenommen, während wir den natürlichen und kostenlosen Schutz der Gebäude unverwertet lassen. Wir könnten dann auch in weniger günstigen Standortverhältnissen, in denen sonst trotz vielleicht idealen Bodens ein erfolgreicher Obstbau nicht in Frage kommt, noch mit großem Erfolg wertvolle, selbst wärmebedürftige Obstarten und Sorten anbauen.

Zunächst leidet die Blüte namentlich bei überstehenden Dächern weniger unter Regen und Frost, welche Gefahr durch Schutzdecken noch bedeutend verringert werden kann. Die katastrophale Mißernte des letzten Jahres, die größtenteils dadurch verursacht wurde, hätte eigentlich allen die Augen über viele Fragen öffnen sollen. Die unregelmäßigen, ja häufig völligen Mißernten verschulden ja nicht nur die Unwirtschaftlichkeit des Obstbaues unter bestimmten, weniger günstigen klimatischen Verhältnissen, sondern auch die volkswirtschaftlichen Schwierigkeiten infolge der deshalb nötigen größeren Einfuhr. Infolge der längeren Entwicklungszeit und der gleichmäßigeren höheren Temperaturen entwickeln sich die Früchte an Wandspalieren bedeutend besser und können dadurch bei guter Pflege der Bäume den in günstigen Verhältnissen gezogenen völlig ebenbürtig werden. Ich kenne ein Gut, das an sämtlichen Wirtschaftsgebäuden Spalierbirnen angepflanzt hat, meist Birnen in breiten, regelmäßigen Formen, von denen jede durchschnittlich 40 Reichsmark brachte! Allerdings wurden die Bäume, bei denen auch die Sortenfrage günstigen gewählt war, in jeder Hinsicht vorbildlich gepflegt. Tut das aber nicht jeder Landwirt und Gärtner, ja selbst der einfache Tagelöhner bei seinen einjährigen Kulturpflanzen? Warum ist das also nicht auch im Obstbau einfach selbstverständlich?

Die meisten vergessen freilich vor allem die Tatsache, daß die Bäume, namentlich bei unterkellerten Gebäuden, ihre Wurzeln nur nach einer Seite hin ausbreiten können und daß sie auch dann noch außerordentlich unter Trockenheit leiden, da namentlich die Ost- und Südwände und die überhängenden Dächer fast alle Niederschläge abhalten. Bei Bäumen auf schwach wachsenden Unterlagen muß sich das verhängnisvoll auswirken. Starkwüchsige, weit auslaufende Wurzeln können sich zwar von weither Nahrung und Feuchtigkeit holen, die Wurzeln in der Nähe des Stammes verkümmern aber meist infolge von Wassermangel. Vergessen wir dabei vor allem nicht, daß die Verdunstung infolge der höheren Temperaturen an den Wänden bedeutend größer ist. Es empfiehlt sich deshalb dringend, zwischen Wand und Bäumen und ebenso vor diesen einen schmalen Graben zu ziehen und diesen mit Wasser oder verdünnter Jauche zu füllen, namentlich während der Blüte und ersten Entwicklung der Früchte. Von großem Vorteil für die Bäume ist es auch, davor Gemüse wie Salat, Gurken, Tomaten, Bohnen zu pflanzen. Die dafür verwendeten größeren Düngermengen und namentlich die wiederholte Bodenlockerung und Bewässerung kommen auch den Bäumen außerordentlich zugute, ganz abgesehen von dem Vorteil der Bodenbeschattung, die übrigens auch durch Bedecken mit Stallmist erfolgen kann.

Im allgemeinen gedeihen an die Wände vor allem die wärmebedürftigen Obstarten wie Birnen, Pfirsiche und Wein. Mit am dankbarsten sind Schattenmorellen, und zwar nicht nur an Nordwänden. An Südwänden ist auch vor allem der gegebene Platz für anspruchsvolle, großfrüchtige Pfirsiche und Tafelbirnensorten. Gerade ein erfolgreicher Pfirsichanbau ist dann weit über die Grenze hinaus möglich, die sonst vor allem das Klima, weniger der Boden, dem Freilandanbau zieht. Wir könnten dadurch bei dieser so besonders beliebten und gesuchten Obstart viele kostbare Devisen sparen, die für unentbehrliche Rohstoffe nötiger sind.

Studienrat Pohl, Zittau

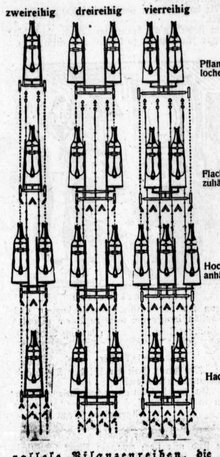
Vielfachgeräte

erleichtern Hackfruchtbestellung und -pflege

Ein Vielfachgerät vereinigt eine ganze Reihe von Maschinen in einem einzigen Gerät, und zwar Kartoffel-Pflanzschmaschine, Kartoffellegedrillmaschine, mehrreihiges Hack- und Häufelgerät und Hackmaschine für Rüben, Mais u. dergl. Es ist also eines der best ausgenutzten Geräte des ganzen bäuerlichen Maschinenparkes! Dabei braucht niemand ein mühsames oder zeitraubendes Umbauen des Gerätes von einer Arbeit zur anderen zu befürchten, da alles in wenigen Minuten und ohne Schraubenschlüssel, Werkzeug oder Rollstod umgewechselt werden kann. Das Vielfachgerät spart Arbeit, weil Gespannarbeit ersetzt wird. So bedingt die Leistung eines Mannes beim Bearbeiten der Kartoffeln mit dem zwei-, drei- und vierreihigen Vielfachgerät das Zwei-, Drei- oder Vierfache wie mit dem alten Hack- oder Häufelpflug, auch die Pferde werden besser ausgenutzt. Man kann rechnen, daß die Tagesleistung je Reihe etwa 1 bis 1¼ Hektar ausmacht, je nach Größe der Schläge. Die mit einem Vielfachgerät zu bearbeitende Kartoffelanbaufläche beträgt nach praktischen Erfahrungen etwa 5—8 Hektar beim zweireihigen Gerät, 12—15 Hektar beim dreireihigen Gerät und 18—20 Hektar beim vierreihigen Gerät. Beim vierreihigen Gerät in den größeren Betrieben wird die Grenze von 20—30 Hektar nur durch die Forderung bedingt, daß die Pflegearbeiten rasch genug hintereinander erfolgen können. Im Kleinbetrieb dagegen greift der Bauer schon viel früher zum nächst größeren Gerät, weil er seine Arbeitskraft damit besser ausnutzen kann.

Das Vielfachgerät leistet bessere Arbeit und steigert die Erträge

Im Gegensatz zu den üblichen Geräten gewährleistet das Vielfachgerät gleichmäßige, flache Tiefenlage, schnurgerade Pflanzenreihen, schnurgerade Dämme über diesen Pflanzenreihen, lockere, nicht ausgetretene Dämme und gekrümelte Furchen. Gerade und passende Pflanzenreihen, die beim Pflanzen hinter dem Pflug, dem Rillpflug, dem Pflanzholz oder mit dem Spaten nicht erzielt werden können, sind unbedingt notwendig. In krummen Reihen werden beim Häufeln und Bearbeiten Keime und Wurzeln beschädigt, ferner greift bei der Ernte das Schar der Rodemaschine seitlich unter die Pflanzen, so daß die Knollen z. T. angeschnitten werden oder im Boden verbleiben.



Aus denselben Gründen sind aber auch die schnurgeraden Dämme über diesen Pflanzenreihen erforderlich. Die geraden Pflanzlochreihen nützen uns nichts, wenn nachher krumme Dämme über diesen Dämmen angewendet werden. Mit dem bisher üblichen Häufelpflug ist das kaum zu vermeiden, da er keine sichere Führung im Boden hat, das Vielfachgerät ist dagegen sicher zu steuern. Bei geraden Dämmen kommen die Pflanzen genau in der Mitte der Dammkrone heraus und werden weder beim Häufeln noch beim Hacken oder Hacken beschädigt, so daß sie einen gleichmäßigen Bestand ergeben. Auch das Schar der Erntemaschine erfaßt alle Knollen. Bei den krummen Dämmen des Häufelpflugs kommt dagegen ein Teil der Pflanzen rechts oder links seitlich aus dem Damm heraus, so daß die Wurzeln schon beim Blindhäufeln und Behäufeln schwer beschädigt werden. Die Folge ist ein ungleichmäßiges Auflaufen, lückenhafter Bestand und schlechter Ertrag.

Ein lockeres Gefüge des Dammes muß unbedingt erhalten bleiben, da die Kartoffel mehr als andere Kulturgewächse tatsächlich, luftigen, lockeren Boden haben will. Die meisten der üblichen Häufelpflüge quetschen aber den Damm zusammen, da sie die Furche mit ihren Seitenflügeln seitlich auftreiben; an den glattseitigen Dammwänden und Furchensohlen treten dann obendrein Wasserverluste durch Wind und Sonne auf. Die Häufelförderer moderner Vielfachgeräte schneiden die Furche dagegen heraus, ohne den Damm zu quetschen und legen über die Anschnittfläche eine geschlossene Krümeldecke, so daß keine Wasserverluste eintreten.

Reihenfolge und Zeitabstände der Arbeitsgänge müssen richtig gewählt werden

Die Arbeiten mit dem Vielfachgerät müssen in sinngemäßer Reihenfolge und in richtigen Zeitabständen erfolgen, etwa nach folgendem Schema. Vorarbeiten: Gutes Lockern und Krümeln des Bodens, da sonst keine einwandfreien Pflanzlöcher zu erzielen sind. Pflanzlochen: Nicht auf Vorrat, da Löcher einweichen und austrocknen. Frische Löcher gut sichtbar, daher sofort legen. Zudecken: Stets am gleichen Tage. So flach wie möglich zudecken, damit die Sonnenwärme bis zur Knolle eindringt und die Keime sich rasch entwickeln. Hochhäufeln: Nach etwa 8—10 Tagen, um über der Kartoffel genügend Erdreich für das Eggen zu haben. Bald darauf Abeggen, wozu nur noch die Netzegge („Unkrauttriegel", „Unkrauteggen" usw.) verwendet werden sollte, und zwar auf den Rücken gelegt, wo sie nur mit kurzen Zinken versehen ist. Da sie sich dem Boden anschmiegt, vermeidet man sicher Beschädigungen der Keime, wie sie bei allen starren Rahmeneggen auftreten müssen. Diese Netzegge hat zu dem Vorteil, daß sie die Furchen nicht ganz einebnet, sondern sichtbar läßt, so daß das Vielfachgerät in den nächsten Arbeitsgängen eine sichere Führung hat.

Nach dem Aufgang der Kartoffeln folgt das Hacken, und zwar wenigstens zweimal, wenn möglich dreimal. Um das Wurzelwerk zu schonen, sollten die Messerstiele der äußeren Winkelmesser nach innen gekehrt sein, statt wie üblich nach außen. Ferner können zweckmäßig diese äußeren Winkelmesser schräg nach oben gebogen sein, so daß sie das Wurzelwerk gar nicht berühren, sondern nur wie Hackmesser das ja den Vorteil hat, daß sie die Furchen nicht ganz einebnet, sondern sichtbar läßt, so daß das Vielfachgerät in den nächsten Arbeitsgängen eine sichere Führung hat.

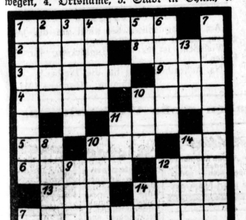
Nach dem Aufgang der Kartoffeln folgt das Hacken, und zwar wenigstens zweimal, wenn möglich dreimal. Um das Wurzelwerk zu schonen, sollten die Messerstiele der äußeren Winkelmesser nach innen gekehrt sein, statt wie üblich nach außen. Ferner können zweckmäßig diese äußeren Winkelmesser schräg nach oben gebogen sein, so daß sie das Wurzelwerk gar nicht berühren, sondern nur wie Hackmesser das Dammes flach schälen. Als die Flanken des letzten Arbeitsganges folgt das Häufeln das nicht übertrieben hoch zu gehen braucht.

Diese Pflegearbeiten können auch in anderer Reihenfolge erledigt werden, indem z. B. zwischen dem Hacken flach gehäufelt wird. In jedem Falle sollen aber diese Pflegearbeiten rasch aufeinander folgen, daß das Unkraut in der Zwischenzeit sich nicht entwickeln kann, so daß eine zusätzliche Handhacke praktisch entbehrlich wird.

Reichskuratorium für Technik in der Landwirtschaft

Magisches Kreuz- und Querworträtsel

Waagerecht und senkrecht: 1. Eierkuchenart, 2. römische Frühlingsgöttin, 3. Ort in Norwegen, 4. Ortsname, 5. Stadt in China, 6.



Fluß in Italien, 7. Kosmetikum, 8. Stadt in Görz und Gradisca, 9. Tonerde, 10a. Treffer im Roulettespiel, 10b. weiblicher Vornamen, 11. Stadt in Spanien, 12. Grundstoff, 13. chemischer Grundstoff, 14a. Gleichklang zweier Wörter, 14b. französische Insel.

Synonym

An Stelle eines jeden der nachfolgenden 16 Wörter ist ein Synonymes, sinnverwandtes Wort zu setzen. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann, aneinandergefügt, ein Frühlingsblümchen.

1. Ruhe, 2. Quacksalber, 3. Pracht, 4. Schaden, 5. Mitleid, 6. Besitzer, 7. Randbemerkung, 8. Drehorgel, 9. Schuß, 10. Insel, 11. Sekt, 12. Gaststätte, 13. Vorgesetzter, 14. Frohsinn, 15. Strebsamkeit, 16. Gewinn.

Erdkundliches Silbenrätsel

ach — ba — ba — bet — bolst — chiem — dar — den — den — dus — el — furt — gol — i — il — in — in — la — lem — ler — lörr — mont — nos — o — schwein — se — se — see — stadt — ti — to — ver — vil — wies

Aus vorstehenden 34 Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Wort von Goethe ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Bad am Taunus, 2. Stadt in Dänemark, 3. nordamerikanischer Bundesstaat, 4. Stadt in Bayern, 5. Insel im Mittelmeer, 6. Stadt in Baden, 7. Insel im Ägäischen Meer, 8. Stadt an der Nahe, 9. Gewässer in Oberbayern, 10. Stadt in Sibirien, 11. Nebenfluß der Donau, 12. Stadt in Spanien, 13. Hochland in Innerasien, 14. Strom in Südasien, 15. Stadt am Main.

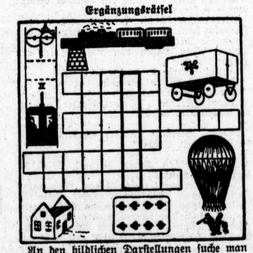
Füllrätsel

In die zwölf leeren Felder vorstehender Figur setze man die Buchstaben

a — a — a — b — e — e — l — l — s — t — t — u

derart ein, daß die senkrechten wie waagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben.

Ergänzungsrätsel



An den bildlichen Darstellungen suche man die fehlenden Dinge zu ergründen und trage diese waagerecht in die Felder nach Anzahl der einzelnen Wörter ein. Die Buchstaben der stark umrandeten Felder ergeben dann, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Freiheitskämpfers.

Scharade

Die beiden ersten sausen
Dahin und daher;
Die dritte ein Gewicht ist,
Doch nicht schwer;
Das Ganze sehr geschätzt wird,
Aber doch nur dann,
Wenn es dir gegeben hat
Ein berühmter Mann.

Weinkarte

Tafeler — Enkircher — Geisenheimer — Graacher — Laubenheimer — Lorcher — Markobrunner — Niersteiner — Piesporter — Rüdesheimer — Scharzhofberger — Trabener, Wehlener

Bei einem Festessen gibt es vorstehend verzeichnete Weine. Um zu ergründen, bei welcher Gelegenheit dieses Festessen stattfand, hat man nur nötig, die fettgedruckten Buchstaben richtig aneinanderzureihen.

Auflösung aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Quecksilber, 8. Ahle, 9. Tuelle, 12. Herford, 18. Hoelle, 19. Laon, 20. Lapislazuli. — Senkrecht: 2. Uhu, 3. Eich, 4. Gi, Einflet, 5. Veer, 6. Elm, 7. Rent, 10. Li, 12. Kobl, 13. Elli, 14. Ob, 15. Drau, 16. Goa, 17. Pol.

Silbenrätsel: 1. Wiesenschaumkraut, 2. Ebro, 3. Raabe, 4. Elen, 5. Imperfekt, 6. Reisel, 7. Speisefaal, 8. Anker, 9. Miau, 10. Dahme, 11. Unsinn, 12. Särche, 13. Drechsler, 14. Eiweiß, 15. Teheran, 16. Dachstuhl, 17. Unrast, 18. Veteran 19. Diesel. — „Wer einsam duldet, duldet schwer!" (Shakespeare.)

Buchstabenfüllrätsel: Werner — Insel — Glimmer — Radler — Feder — Wanne — Werft — Magier — Gebot — Seine — Forum — Schlitz — Baku — Dresden — Jagst — Hirn. — Wenn's im Maerz donnert, gibt's ein fruchtbares Jahr.

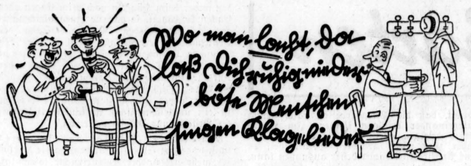
Tätigkeitsrätsel: Stenograph.

Silbenbuchstaben: Ist groß der Brunnen oder klein, / Das laß dir keine Sorge sein. / Aus beiden trinkt du frischen Mut, / Ist nur das Wasser rein und gut. Robert Reinick.

Diamanträtsel: 1. Lid, 2. Seele, 3. Siemens, 4. Mein, 5. und, — Siemens.

Literarisches Versteckrätsel: Julius Sturm.

Vorlaubaufgabe: Grasmücke, Eberesche, Oberlahn, Rheinland, Goldammer, Edeltanne, Schauspiel, Tantze, Eigelb, Postkarte, Hofhund, Eisenbahn, Neunauge, Sternbild, Ohring, Nebelhorn. — George Stephenson (Erfinder der Lokomotive).



Zweideutig

Minkel hat Kopfschmerzen. Minkel geht zum Arzt.

„Nun, Herr Minkel, wo stimmt's denn nicht?" fragt der.

„Im Kopfe", sagt Minkel.

*

Der junge Rechtsanwalt hielt seine Jungfernrede. Er stammelte: „Mein unglücklicher Klient . . ." — Hier blieb er stecken. Mutig begann er abermals: „Mein unglücklicher Klient . . ." Räuspernd fuhr er fort und begann zum drittenmal: „Mein unglücklicher Klient . . ." Abermals versagte ihm die Stimme.

Wohlwollend sagte der Richter: „Fahren Sie ruhig in Ihrer Rede fort. Bis jetzt ist das Gericht ganz Ihrer Meinung!"

(Berliner Illustrirte Zeitung.)

„Es fällt auf, daß Ihre Freundschaft mit Kuhlmann in die Brüche ging, als er sich gerade einen neuen Wagen kaufte!"

„Stimmt, weil er sich absichtlich einen kleinen Wagen genommen hat!"

Zeichnung: Radestock (M).

Die Entschuldigung

Minners ist sehr schüchtern. Minners spricht im Park eine junge Dame an. Die sagt empört: „Was unterstehen Sie sich, Sie frecher Mensch!"

Meint Minners kleinlaut: „Ja, mein Freund, der dort hinten steht, hatte mir dazu geraten!"

Verdoppelung

Der Medizinalrat Grimmler schneidet gern ein wenig auf. Quick, sein Stammtischbruder, ärgert sich darüber.

„Der Grimmler", meint er, „scheint mich für sehr dumm zu halten. Kürzlich hat er mir erzählt, er heile durchschnittlich die Woche 100 Patienten."

Da meldet sich auch Schick, ein anderer Stammtischbruder:

„Mir hat er sogar neulich von 200 pro Woche erzählt."

„Da siehst du's", freut sich Quick, „dich hält er sogar für doppelt so dumm wie mich!"

Leicht erklärlich

„Wenn ich nur wüßte, wie es kommt, daß der Kapitän immer die richtige Karte nimmt!"

(Passing Show.)

Zwei Treffer

Sie: „Na, Paul, hast du bei der Treibjagd auch Bekannte getroffen?"

Er: „Ja, zwei! Den einen ins Knie und den andern in den Arm!"

(Allgemeiner Wegweiser.)

Eigene Schuld

„Sie sind mir noch zwanzig Mark schuldig! Es ist mir sehr peinlich, Sie daran erinnern zu müssen."

„Warum tun Sie's denn?"

(Fliegende Blätter.)

*

In einem Ballgespräch fragt ein Professor der Zoologie eine Dame: „Gnädiges Fräulein, haben Sie schon einmal eine Laus unter dem Mikroskop betrachtet?"

„Nein, Herr Professor", antwortet die Dame, „wir haben ein Mikroskop nicht im Hause."

(Karikaturen.)

Im Eifer

„Das Fünfmarkstück, das Sie mir da gaben, ist falsch; ich seh's auf den ersten Blick!"

„Dann nehmen Sie dieses hier; das ist besser geraten."

(Fliegende Blätter.)

Glück gehabt

Ein Junggeselle kam von seinem Stammtisch heim. Man hatte den ganzen Abend Gespenstergeschichten erzählt und dabei tapfer getrunken, um sich das Gruseln zu vertreiben. Als er im Zickzack nach Hause gekommen war, entkleidete er sich und wollte ins Bett steigen — da sah er plötzlich eine weiße Gestalt vor sich! Entschlossen griff er zum Revolver, gab einen Schuß ab und verkroch sich unter der Bettdecke. Dann lugte er hervor, doch immer noch war die weiße Gestalt da. Er machte Licht und sah, daß die weiße Gestalt sein Oberhemd war. Befriedigt legte er sich wieder ins Bett mit dem Stoßseufzer: „Gott sei Dank, daß ich nicht mehr drinsteckte!"

*

Berlin ist ein großer Tierfreund. Bei Tante Anna sieht er ein Bernhardinerfell als Bettvorleger. Vorwurfsvoll sagt er: „Aber Tante, warum hast du denn den Hund so breitgestampft?"

*

„Sie sind hier im Städtchen wohl nicht näher bekannt?"

„Erlauben Sie mal, nicht bekannt? Die Leute weichen mir direkt schon aus!"

Aufgeteiltes Erbe

„Man behauptet, daß wir die Intelligenz unseres Blattes geerbt haben!"

„So, so, aber ihr seid sicher viele Geschwister gewesen, daß ihr euch darin geteilt habt!"

(Söndagnisse.)

*

„Na Herr Professor, Sie arbeiten?"

„Jawohl, ich suche einen Stoff, der alles auflöst."

„Und wenn Sie ihn haben, worin wollen Sie ihn aufbewahren?" (Neue Zz.)

Schlimm

Dr. Brown aus Cincinnati war erst kurze Zeit Anwalt. So passierte es, daß er dem Gericht folgenden Schriftsatz einreichte:

„Der Angeklagte hat mir seine Verteidigung übertragen. Ich beantrage, ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen."

(Koralle.)

„Welches Glück, daß wir endlich allein sind."

(Dobry Wieczor.)

Martin maust. Martin wird entwöhnt.

Martin mauft wieder.

Martin wird wieder entwöhnt.

Meutert Martin: „Das ist doch gerade, als ob ich nicht mausen sollte!"

*

Adolf von Menzel wurde einmal von Bekannten gefragt: „Haben Sie jemals ein Herz für Frauen gehabt?"

Menzel erwiderte: „Nein — immer nur ein Auge!"

(Jugend.)

„Von Kölle"

Ein Kölner vernimmt auf der Reise unverfälschte heimatliche Laute. Erfreut redet er den Mitreisenden an: „Ehr sitt ävver och ene Kölsche."

„Enä, ech ben ene Hamburger."

„Ehr sprecht ävver, als wenn Ehr nun Kölle wört."

„Ech benn ävver ene Hamburger, nor minge Vatter un ming Mutter sin von Kölle."

„Dann sitt Ehr doch ne Kölsche, oder meint Ehr, wenn en Kuh in einem Feschäde Junge kräg, dat wären dann Schellfesch?"

(Neue Z. Z.)

„Ich habe aber Glück gehabt. Als ich gestern zum Förster die Ostereier brachte, wollte man mich gleich dabehalten."

(Flemig, Zander-M.)

Schwieriger Auftrag

Kommt eine Dame zum Photographen.

„Ich möchte gerne das Bild vergrößert haben."

„Wie groß?"

„Etwa doppelt. Aber den Mund bitte so lassen."

*

Er: „Gut, wenn es zwischen uns aus sein soll, dann gib mir den Ring zurück."

Sie: „Sei nicht so komisch — gegen den Ring habe ich doch gar nichts."

Vorsichtig

Trippe will zu Schullers. Auf der Treppe trifft er den kleinen Schuller: „Ist dein Vater daheim?"

Guckt Fritz und meint bereitwillig: „Wenn Sie mir Ihren Namen sagen, kann ich ihn ja eben mal fragen!"

Mitgefühl

„Lieber Freund, du tust mir so leid!"

„Aber warum denn?"

„Ich habe eben meiner Frau einen Pelz gekauft."

„Na, und?"

„Und jetzt ist sie im Begriff, deine Frau zu besuchen."

*

Es war in der Bar zur Bunten Birne. Das Wort Gallien fiel.

„Wer war Gallien?"

„Ein Entdecker!"

„Was hat er denn entdeckt?"

„Daß die Erde sich dreht."

Stiffel nickt:

„Aha! Auch ein Betrunkener!"

Zwiegespräch

„Am Freitag sollten Sie nicht auf die Jagd gehen, das ist ein Unglückstag!"

„Vielleicht ist es ein Unglückstag für die Hasen."

„Na, hoffentlich nicht für die Treiber."

Zeichnung: Hannesen (M).

Der Roman / Eine Groteske von Jo Hanns Rösler

Famulus wollte einen Roman schreiben. Warum auch nicht? Worte wußte er zuhauf und seine Phantasie füllte Bände. Warum also nicht einen Roman?

„Gehen wir ans Werk!", rief er.

„An welches Werk?"

„Ich schreibe einen Roman."

„Worüber?"

„Worüber? Worüber?", spottete Famulus, „muß ein Roman immer über etwas handeln? Müssen stets Probleme gewälzt werden? Ich schreibe einen Roman der Handlungen — in meinem Roman geschieht etwas, da überstürzen sich die Ereignisse, daß man gar nicht zum Nachdenken kommt — ein Kriminalroman ist eine Schlummerrolle dagegen!"

„Hast du schon angefangen?"

„Morgen beginne ich."

*

Zwei Wochen später traf ich Famulus wieder. Er saß in seiner Stube und machte einen überarbeiteten Eindruck. Auf seinem Schreibtisch häuften sich die Papiere.

„Und dein Roman?"

„Ich arbeite Tag und Nacht."

„Wie weit kamst du?"

Er zählte die beschriebenen Blätter.

„Zweihundert Seiten schon!"

„Der Knoten ist also bereits geschürzt?"

„Wo denkst du hin? Ich bin noch in der Entwicklung — ich schreibe noch am ersten Kapitel."

„Darf man es lesen?"

Famulus reichte mir die Bogen.

Ich las:

„Der alte Baron von Rakotts war vierzig Jahre lang in seiner Gegend Jagdkönig gewesen. Aber seit sechs oder sieben Jahren fesselte ihn eine Lähmung der Beine an den Stuhl, und er konnte nur noch vom Fenster seines Wohnzimmers aus Tauben schießen. Unter dem Sofa, dem Fenster gegenüber, schlief sein Hund, den Kopf auf die Pfoten gebettet. Plötzlich wachte der Hund auf, hob den Kopf, reckte den Hals und stieß ein dumpfes Geheul aus —

Hier mußte ich die Seite umwenden, denn Famulus hatte den Beginn seines Romans weit unter die Mitte des Bogens gesetzt. Ich las weiter: „Der Baron von Rakotts rief den Hund:

„Aja! Hierher! Komm her!"

Der Hund rührte sich nicht.

Der Baron wiederholte:

„Aja! Hierher! Sofort hierher! Wirst du herkommen, Bestie?"

— — — — — —

„Aja! Hierher! Sofort hierher! Wirst du herkommen, Bestie?"

— — — — — —

„Aja, hierher! Sofort hierher! Wirst du herkommen, Bestie?"

Ich rieb erstaunt meine Augen. Die ganze Seite hindurch stand immer wieder, Zeile für Zeile, derselbe Satz. Ich nahm den dritten Bogen. Auch hier immer wieder die gleichen Worte. Nichts anderes, kein anderer Satz. Auch auf der vierten Seite nicht und nicht auf der fünften, sechsten und zehnten. Es ging so fort. Zweihundert Seiten durch stand weiter nichts, als eng untereinander geschrieben, lautende Male wiederholt:

„Aja, hierher! Sofort hierher! Wirst du herkommen, Bestie?"

„Wie lange soll das so fortgehen?", fragte ich Famulus, den Dichter. Er zuckte resigniert die Schultern.

„Ich weiß es nicht", antwortete er, „vielleicht noch fünfzig, vielleicht noch hundert Seiten —"

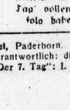
Ich schüttelte den Kopf:

„Bist du verrückt geworden?"

Er lächelte schmerzlich:

„Es ist doch nicht mein Fehler — kann ich dafür, daß der Hund unter dem Sofa nicht hervorkommt?"

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!



Spüren Sie auch den Frühling? Er macht uns müde und legt einen schwer „in den Knochen!" Ein paar Quick — und die Arbeit macht wieder Freude. Herzerfrischend und kräftigend ohne aufzuputschen — wirkt QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell Anfragen. Bewerbungen usw auf d. Inseraten i „7. Tag" Bezug Nur so wird den Inserenten be kannt daß di Anzeig un „7 Tag" vollen Erfolg haben

„DER 7. TAG" Auflage z. Zt. über 40000

HEIRATS-WUNSCHE finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonnabendzeitung **„Der 7. Tag"** bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

Eisenbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag N Herne i. W. Mühlenstr. 7

Schlank Ärztlich empfohlen Gewicht Form in Glas Medaille Aufklärung kostenlos Hans W. Müller Ohligs 413

Kieler Matrosen- Rinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Alter, Körpergröße (Scheitel b. Fußsohle) Knabe o. Mädch. u. Beruf angeb. Maße ohne Offerte unbedingt erforderl. Bemin Angeb. u. Preislage gratis 3-tmonatl. Ratenzahlung. Verlandhaus B. Preller. Kiel 84

Raucher Ehrenpreis Ausstellung Präm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos R. Roth Nürnberg S. R. 46

Ab 3 Mark monatlich 12 Raten Anzahlg. 10.- Anerkannt gut — billig 95 Modelle Katalog mit Fahrschulunterricht gratis **Hans W. Müller Ohligs 413**

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Rötteger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 39: 45 388. Zur zeit ist Preisliste Nr. 9 gültig

8. Jahrg. – Nr. 16 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 16. April 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Wieviel Geld haben Sie bei sich?

Eine Rundfrage von Hans Hackenberg

Die Stirn des großmächtigen Direktors, mit dem wir flüchtig bekannt waren, umwölkte sich, als er diese Frage hörte. „Tja", antwortete er zögernd, „das ist aber . . . hm! Wieviel soll es denn sein? Ganz allgemein muß ich Ihnen sagen, daß ich höchst ungern Geld verleihe . . . wieviel brauchen Sie denn?"

Die Aufklärung, die ihm zuteil wurde, ließ seine Miene rasch wieder heiter werden. Nein, wir wollten kein Geld leihen. Wir wollten wirklich nur wissen, wieviel Geld er in der Tasche habe, er und noch eine ganze Reihe fremder Menschen, die wir auf unserem Streifzug befragen wollten. „Denn schließlich", so hatten wir gedacht, „muß auch in dem Geldbetrag, den die Menschen mit sich herumtragen, eine gewisse Gesetzmäßigkeit zu finden sein, eine Psychologie der Geldbörse gewissermaßen, die wir einmal ergründen wollten."

„Wer viel Geld hat, hat wenig Geld bei sich; und wer wenig Geld hat, hat oft viel Geld bei sich!" hatte uns einmal ein Kellner als Lebenserfahrung anvertraut. Und er schien recht zu haben. Denn als der Direktor seine Taschen untersuchte, brachte er 14 Pfennig zum Vorschein, und er war doch gewiß ein reicher Mann. „Ich glaube, mehr habe ich schon seit vorgestern nicht bei mir", gestand er. „Was ich brauche, wird mir meist in die Wohnung geschickt und dort bezahlt. Oder ich bekomme eine Monatsrechnung. Und außerdem habe ich ja für alle Fälle stets mein Scheckbuch bei mir."

„21 Mark 90!" erwiderte ein Postinspektor auf die gleiche Frage. „25 Mark im Monat behalte ich für mich zurück. Die habe ich immer bei mir, die Ausgaben für ein paar Glas Bier am Abend natürlich abgezogen. Aber mehr als acht oder neun Mark verbrauche ich im Monat nicht für mich. Den Rest bringe ich am Monatsende auf die Sparkasse."

Die Tochter dieses Beamten, sie ist 22 Jahre alt und in einem Büro als Stenotypistin angestellt, trug, wie sie uns anvertraute — stets 35—40 Mark mit sich herum; „damit ich", so sagte sie, „sofort Geld zur Hand habe, wenn ich einmal etwas Schönes kaufen möchte. Meine Kolleginnen haben alle höchstens zwei bis drei Mark in der Tasche, aber die sind ja auch zum größten Teil älter . . ."

Beim Sonntagsvergnügen geht es fröhlich zu

Zeichnung: A. Wegener (Bavaria-Verlag)

Aha! Die Kolleginnen sind älter! Und auch vorsichtiger, will es scheinen. „Aber das ist doch selbstverständlich!" meinte eine „ältere" berufstätige Dame. „Wenn man jung ist, möchte man die Taschen voll Geld haben. Aber wenn man erst ganz für sich sorgen muß . . . nun, ich nehme nie mehr als 1,50 Mark mit, um nicht in Versuchung zu geraten. Aber ich habe gefunden, daß unsere männlichen Kollegen noch weniger Geld bei sich tragen, wenigstens die Verheirateten, nämlich höchstens 50 Pfennig für Zigaretten."

35 Pfennig trug ein verheirateter Arbeiter bei sich. „Morgen ist Zahltag, da kaufe ich mir den Tabak für die ganze Woche, und 1,50 Mark behalte ich als Taschengeld. Den Rest gebe ich meiner Frau; die hat die Kasse!"

65 Mark trug ein junger Rechtsanwalt bei sich. „Ich habe durchschnittlich jede Woche 75 Mark von meinem Postscheckkonto ab; davon lebe ich, bis nichts mehr da ist. Und dann hole ich mir eben wieder 75 Mark", erklärte er.

Genau den zehnten Teil, nämlich 6,50 Mark, besaß merkwürdigerweise ein bekannter Rechtsanwalt mit bedeutendem Einkommen, den wir vormittags bei Gericht befragten. „Wie lange reichen Sie damit?" — „Zwei, drei Tage!" war die Antwort. „Es ist ja auch nur für Kleinigkeiten gedacht. Größere Ausgaben erledigt das Büro; und wenn ich abends mit meiner Frau ausgehe, ins Theater oder so, dann nehme ich natürlich soviel mit, wie wir mutmaßlich brauchen."

Am meisten Geld tragen, wie wir feststellten, die Hausfrauen bei sich. Zwar schwanken die Beträge zwischen 5 und 100 Mark, dem Einkommen ihrer Männer gemäß, aber wenn Hausfrauen ausgehen, wollen sie einkaufen. Und das kostet Geld.

Das Ergebnis unserer Rundfrage, die sich auf etwa 60 Personen erstreckte, ergab folgendes: Je mehr Einkommen jemand hat, um so weniger Geld trägt er gewöhnlich mit sich herum. Das heißt nun nicht, daß „reiche Leute" sparsamer sind oder billiger leben, sondern es ist so, daß sie weniger „kleine Summen" ausgeben, um kleine Vergnügungen zu haben.

Bestimmte Summen tragen meist alle die bei sich, die über ein regelmäßiges, festes Einkommen verfügen. Je jünger jemand ist, desto größer wird der Einkommen-Anteil sein, den er in seiner Tasche mit sich herumträgt. Dieser Anteil wird mit den Jahren immer kleiner, genau so wie die Bereitschaft, das in der Geldbörse liegende Geld auch wirklich für Nebensächlichkeiten auszugeben, immer geringer wird.

Ganz unregelmäßig ist die Höhe der Geldsummen, die Angehöriger „geistiger" oder „schöpferischer" Berufe mit sich herumtragen. Das wird zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß deren Stellung zum Geld an sich anders ist; sie ist — wenn man so sagen darf — „achtloser"; man achtet weniger darauf, was man bei sich führt. Ist es viel, so ist es gut; ist es wenig . . . nun, so kümmert man sich wenig darum. Und wenn man in der glücklichen Lage ist, neues holen zu können, so holt man es eben. —

In jedem einzelnen Falle aber kann man von der Geldbörse nicht nur auf die wirtschaftliche Lage seines Besitzers schließen, sondern mehr noch bis zu einem gewissen Grad auf seinen Charakter. Vom Gleichgültigen bis zum Pedantischen; vom Sparsamen bis zum Erlebnishungrigen, der stets für Möglichkeiten gerüstet sein möchte; vom Vorsichtigen, der eine Summe bei sich trägt, weil „doch mal etwas passieren könnte", bis zum Leichtsinnigen, der bereit ist, alles auszugeben, was er besitzt, entdeckten wir auf unserem Streifzug die verschiedensten Charaktere . . . ganz zu schweigen von den Mißtrauischen, die bei unserer Frage „Wieviel Geld haben Sie in der Tasche?" sofort antworteten, sie liehen leider kein Geld aus: „Grundsätzlich nicht, verstehen Sie?" . . .

„Heute schaff' ich 's"

Von Chr. Broehl-Delhaes

Im schwach belegten Kamin züngelte eine Flamme hoch, eine, noch eine. Der helle Flackerschein tauchte für Sekunden das Zimmer, in dem es dämmerte, in sonderbare, fast unheimliche Helle. Aus dem Reich banger Träume kehrte Frau Franziska in die Wirklichkeit zurück: heute vor zwanzig Jahren war ihr Mann in den Alpen bei einer Bergbesteigung tödlich verunglückt. Ob diese Berge, diese harten, grausamen Berge mit ihren unerbittlichen, tückischen Gletschern, Spalten, Zacken und Abgründen!

Franziska deckte beide Hände über die Augen, als erstände ihr aus dem knisternden Flackerschein des Kaminfeuers aufs deutlichste Donatus' brennend leidenschaftlicher Blick, als hörte sie wieder wie vor zwanzig Jahren die Worte, in denen Begeisterung ausbrach wie mit tausend Feuern: „Heut' erstieg' ich das Joch —! Heute schaff' ich's!"

Das „Joch" hatte vor ihm keiner erklommen; es erklomm auch keiner nach ihm, da man ihn als zerschlagenen und verstummelten Toten dem jungen Weibe und seinem Knaben ins Haus getragen. Haß den Bergen, die so schuldlos waren, schwor Franziska, dem Irrsinn nahe, und dann, als der wildeste Schmerz zerschrien und zertobt war, kam die wildeste Angst: der Bub wird es nachmachen! Er wird erreichen wollen, was dem Vater mißlang, er wird auch auf die Berge klettern und die gleichen, geliebten und gefürchteten Juchuhe-Schreie ausstoßen, und die Leute werden ihm erzählen vom „Joch". Das Fieber wird über ihn kommen, der seines Vaters ungestümes Blut hat; vielleicht wird er einmal den gleichen Ausspruch tun: „Ich ersteig' das Joch! Ich schaff' es!"

Und diese Worte wurden in ihr zur Wahnvorstellung, zerrissen das Herz der Frau, die schon zu argwöhnen begann, ging der blaue Blick des Knaben nur einem Falter nach, der in die Sonnenluft hineingaukelte, denn die Mutter befürchtete, er betrachte die gestirnten Häupter der Berge, um sie dereinst zu besteigen.

Als sich der Todestag des Gatten zum ersten Male jährte, faßte Frau Franziska den Entschluß, das ihr verhaßt gewordene Reich der Alpen für immer zu verlassen, ins Flachland zu ziehen und dort heimisch zu werden, wo nichts, o, gar nichts mehr an die Gefahr erinnerte, die in der bisherigen Heimat drohte. Diesen Beschluß führte sie aus.

Frau Franziska hielt erschreckt inne in der bitteren Erinnerung ihres Lebens. Das war ja Sturm, der durch den Kamin fauchte und die Flammen entblies, daß die Scheite im Nu aufgezehrt wurden und immer neue davon nachgelegt werden mußten; zugleich grollte ein unerwartet starker Regenguß herniederr.

Die Frau erhob sich in plötzlichem Schrecken und riß einen Fensterflügel auf. Wie aus Eimern geschüttet, trieb das Wasser gegen das Haus, Luft und Wind waren von wunderlicher Wärme: Tauwetter — Schneeschmelze — Hochwasser!

Zum ersten Male seit den neunzehn Jahren, da sie im Flachland die Wassergefahr erlebte, zitterte Frau Franziska: Gerd war noch nicht daheim. Was aber war so Sonderbares daran, daß er noch nicht zurückgekehrt war? Blieb denn der nun fast Fünfundzwanzigjährige ein kleines Kind, dessen Schritte man immer und überall behüten mußte? Nein, sicherlich nicht. Aber — es war der Todestag des Vaters . . .

Die Mutter zwang sich zur Ruhe. Er hatte eine Sonnabendwanderung machen wollen, wie er es liebte, junge Birken und Haselzweige zu brechen, frühlingverheißende Symbole, aber sein Richtweg führte nahe dem Strome und über die Landstraße, die immer als erste und mit oft unbegreiflicher Schnelligkeit vom Hochwasser erobert wurde. Grauen und Angst faßten in Frau Franziskas Kehle. Heute war Todestag! Sie war den Bergen entronnen, aber niemand entging seinem Geschick. Wie nun, wenn das Schicksal hohnlachte und ihr dennoch den Sohn nähme, wenn sie ihn dennoch verlöre —? Nicht an die Berge, nein, an das Wasser?! Vielleicht war auch Gerd längst wieder im Dorfe und sah bei Lene Störmer, die er liebte, ihr die ersten Lenzblumen in die österliche Stube zu stellen.

Frau Franziska wurde mit einem Male ganz ruhig. Sie griff nach ihrem Umschlagetuch und hüllte sich hinein. Einen langen Blick warf sie zurück, als sie die Tür schloß. Erst draußen dachte sie daran, wie sehr es regnete. Sie hätte einen Schirm mitnehmen sollen, gleichviel: das Tuch war schwer und dicht, es ließ sobald keinen Regen durch. Atemlos rannte die Frau den Berg hinab, den kleinen, weißen Hügel, auf dem ihr Haus stand, dann aber, noch vor dem Dorfe, blieb sie stehen und spähte durch die Nacht, die nun stemmlos und sturmdurchtost hereingebrochen war. Lichter blitzten stromauf, wie von aufgeregt geschwungenen Handlaternen. Verworren trug der Sturm abgerissene Sätze, die wie Kommandos klangen, an das Ohr der Hinhorchenden. Was konnte geschehen sein?

Unter dem strömenden Regen verharrte die Frau nicht länger, sondern eilte, von neuer Furcht geschüttelt, bergab. Vor Störmers Häuschen kam sie atemlos an. Es war ja alles Unsinn mit dieser törichten, ewigen Furcht. Lene würde die Tür öffnen, und hinter ihrem hellen Gesicht würden Gerds Augen lachen. — Ja, Lene öffnete die Tür, aber sie war allein.

„Kommt 'rein, Mutter", sagte das Mädchen erschreckt, „ist denn was geschehen? Wie seht ihr denn aus? Wo ist — Gerd?"

„Ja, wo ist Gerd?" stöhnte die alternde Frau. „Ich dachte, er wäre bei dir, Kind! Heute morgen ist er fort, zu seinem Samstagsgang — du kennst ihn ja — aber er ist noch nicht da, und der Rhein wächst mehr und mehr, und — — oh, mein Gott, wenn er mir nur nicht in das Wasser gerät — — —"

Das Mädchen schwieg nun auch und bekam weiße Lippen. Eigentlich war es ihr unbegreiflich, warum die Furcht so hochkroch in ihr, denn das über Gebühr lange Ausbleiben eines erwachsenen Menschen brauchte doch durchaus nicht gefährlich zu sein. Aber — es ist seines Vaters Todestag, und die dumpfe Bedrückung des Tages lastet nun auch auf ihrer gesunden, lebensbejahenden Frische.

Draußen tobt losgelassener der Sturm. Der Strom feucht, und das Brüllen der letzten, losgerissenen Schollen läßt die beiden Frauen erzittern.

„Paß auf, was das für eine Nacht gibt —" klagt Frau Franziska. „Der Regen bringt den Rhein zum Uebertreten, bald wird hier wieder alles überflutet sein, auch die — Landstraße!"

„Ist er — — in den Wald von Stahlhofen gegangen?" flüstert Lene.

„Du weißt es doch!"

Wieder ist Stille. Aber dann bricht es plötzlich aus Frau Franziskas Innerstem, stöhnend, wie aus sterbendem Herzen:

„Heute fährt es sich wieder, daß mein Mann in den Bergen abstürzte — — ich floh mit dem Buben ins Flachland — — ich bin dem Schicksal davongelaufen — — aber ich werde die Ahnung nicht los, Lene, nein, ich kann mich dagegen wehren, soviel ich will, daß ich den Buben zwar vor den Bergen behütet habe, daß ihn mir aber das Wasser nehmen kann!"

Das Mädchen erschauert, setzt sich auf einen Stuhl an das Fenster und beginnt hilflos zu weinen. Die Mutter hingegen faltet ihre Hände. Bis das Mädchen sich erhebt und die Untätigkeit nicht mehr aushalten kann.

„Man muß ihm entgegengehen", sagt sie entschlossen, und sie will an der alten Frau vorüber ins Freie.

Im gleichen Augenblick reißt jemand die Tür auf. Gerd Stellinger steht auf der Schwelle. Sein Haar hängt wirr und durchnäßt ins Gesicht, seine Kleidung ist zerfetzt, die Stiefel tragen Pfunde von Lehm und Ackerboden an Sohlen und Schäften, seine Züge aber sind die eines Menschen, der dem Tode ins Auge gesehen hat.

Wie erstickter Laut taumelt die Mutter an seine Brust, während das Mädchen seine rechte Hand umklammert.

„O, Bub, Bub, was hab ich nur ausgestanden, heute, an Vaters Todestag — —" wimmert die alte Frau und jetzt, in dieser Stunde der Todesangst gesteht sie dem Sohne das ängstlich gehütete, unselige Geheimnis, warum sie mit ihm, dem Kinde, aus den Bergen ins Flachland geflohen sei. Nichts als die Angst habe sie gekannt, der Sohn möchte der gleichen Bergleidenschaft verfallen wie sein Vater, aber heute habe die Angst sie ergriffen, die in jedem Bewußtsein liegt, daß niemand imstande ist, seinem Schicksal zu entrinnen, ob in den Bergen, ob auf dem Wasser — — —

Ernst und ergriffen hört Gerd seiner Mutter zu. Seine firnenumbrandete Hand legt sich auf den weingewordenen Scheitel in großer, unendlicher Liebe.

„Ach Mutter, unten am Meer ist der Deich gebrochen. Im Nu stand alles unter Wasser. Städtchen und der Wald sind überflutet. Wenn du gesehen hättest, wie die Wellen aufgesprungen kamen! Ich bin quer über die Felder in der Dunkelheit, konnte kaum etwas sehen, der Regen peitschte, der Sturm tobte und warf einen fast zu Boden. Hinter mir war schon alles überflutet — — Du konntest den Tod reiten sehen. Und sieh doch, trotzdem bin ich nicht umgekommen. Und hätten wir in den Bergen gelebt, wäre ich dort ebensowenig vor Unglück in den Felsen wie hier im Meeresungeheuer — — Bestimmung ist alles. Und das törichteste ist die Furcht!"

„Ja, das alles ist Bestimmung — —" wiederholt die Mutter ergeben. „Keiner entrinnt ihr — — keiner — — keiner — —" und sie erkennt, daß alle ihre Angst unbegründet und ohne Sinn gewesen war.

Lene lächelt glücklich unter ihren Tränen, und sie nimmt dem geliebten Manne den Rucksack von den Schultern, denn dieser leinene Gesell enthält Weidenkätzchen und zartfingerlige Schlüsselblumen, Anemonen und ersten Krokus, die sich aus der Sturmnacht gerettet hatten, ihr lächelnd verheißendes Gesicht einem neuen, frühlingsschweren Tag zu schenken.

Achtzig Pferde auf einen Pfiff

Eine heitere Geschichte von Otto Anthes

Als die Franzosen nach der Schlacht bei Jena Thüringen überschwemmten, kam ein Truppenteil unter Marschall Soult auch nach Sondershausen. Der Fürst von Sondershausen gehörte dem Rheinbund an. Aber er hätte auch sonst, wenn er nicht des Kaisers Vetter gewesen wäre, nicht mit anders handeln können als er tat: daß er den Marschall auf dem Schloß mit allen Ehren empfing und zwei Tage lang aufs beste bewirtete. Der Marschall ließ sich das gern gefallen, gab aber dennoch, als er bereits am dritten Tage sich verabschiedet hatte, den Befehl, sämtliche Pferde aus dem Marstall, achtzig an der Zahl und alles edle und kostbare Tiere, mitzunehmen. Als der Stallmeister entsetzt und ratlos fragte, was sein Herr denn ohne Pferde bloß anfangen solle, bekam er zur Antwort: der Fürst solle zusehn zu Fuße gehen, das werde seiner Gesundheit nach diesen Tagen des Schlemmens ganz besonders zuträglich sein. Und so sah der arme Herr, dem man die Sache nur abgerend gemeldet hatte, von seinem Fenster aus tränenden Auges zu, wie seine schönen Pferde, immer zu drei und drei, den Schloßberg hinab und in die Weite entführt wurden.

Nun hatte er aber einen Leibjäger namens Hermann, der seinem Herrn treu ergeben war und seinen Kummer im tiefsten Herzen mitempfand, zumal er ja, wenn jener zu Fuß gehen sollte, auch selbst nicht fahren konnte. Der steckte sich alsbald in eine Kleidung, wie sie dortzulande die Viehhändler trugen, nahm einen Bereiter mit, den er als seinen Knecht verkleidete, mietete in der Stadt ein Wägelchen und fuhr, so schnell es gehen konnte, über die Windleite hinüber dem Franzosenzug nach in die goldene Au. Dabei übergenaute er sich, daß hinterwärts das Gesind von Soldaten nämlich frei war, da die Truppe auf erhaltenen Befehl eilfertig gegen Halle und Magdeburg hin abgerückt war. Den Pferdezug, der ansehnlich hinterher zottelte, erreichte er bald; er sah, daß die Beschirmannschaft durchwegs aus maroden Kerlen bestand, die man auf diese Weise beschäftigte und mitschleppte; und machte sich an den Sergeant-Major heran, der das Kommando hatte. Er tat so, als ob er ihm so unter der Hand ein paar Pferde abhandeln wolle. Der Franzose verstand recht gut Deutsch, wie denn auch der Leibjäger in seinem langen Hofleben manchen Brocken Französisch aufgeschnappt hatte, so daß sie ganz gut miteinander auskamen. — „Nein", sagte der Sergeant-Major, „an Verkauf ist nicht zu denken. Die Pferde sind für den Kaiser selbst bestimmt, dem sie der Marschall zum Geschenk machen will." — „Das ist zu dumm", meinte darauf der Leibjäger. „Denn . . . wetten, daß ich sie dir alle samt stehle? Und dann hast du für deine Person gar nichts und der Kaiser auch nichts." — Der Franzose wollte sich ausschütten vor Lachen und behielt den vermeintlichen Händler, in dem er einen Wiyhold erblickte, gerne bei sich, bis sie nach Wallhausen kamen, wo für die Nacht Quartier gemacht werden sollte. Auf dem Gut wurden alle Ställe frei gemacht und die achtzig untergebracht, damit sie hübsch beisammen blieben. Dann zechten der Leibjäger mit dem Sergeant-Major und der Bereiter mit den Pferdehaltern bis tief in die Nacht, worauf die Franzosen in einen tüchtigen Schlaf verfielen.

Nun muß gesagt werden, daß der Fürst von Sondershausen ein eigentümlicher Herr war, der in manchen Stücken seine besonderen Einfälle hatte. So durfte keines seiner Pferde jemals mit der Peitsche oder Gerte angetrieben werden, sondern allesamt hörten sie auf einen bestimmten Pfiff, der auf zwei in den Mund gesteckten Fingern hervorgebracht wurde und den alle bei den Pferden Bedienstelen erlernen mußten. Als nun die Franzosen schliefen, schlich sich der Leibjäger hinaus und steckte einen Schuppen in Brand, der ein wenig abseits stand und mit Heu und Stroh gefüllt war. Und sobald die Rauchwolken mit dem Winde über die Ställe herüberwallten, erhob er ein schreckliches Feuergeschrei. „Alle Pferde heraus!" brüllte er, und der Bereiter brüllte mit. So daß die Franzosen, als sie schlaftrunken herbeikamen, ihm noch behilflich waren, die Rösser auf dem freien Platz bei der Kirche zu sammeln. Dann aber schwang er sich fröhlich auf eines hinauf, steckte zwei Finger in den Mund, pfiff darauf und sprengte zum Dorfe hinaus. Worauf alle Pferde sich im Galopp ihm anschlossen. Der Bereiter erwischte gerade noch das letzte und kam auch mit davon, während die Franzosen, lahm vor Schrecken, soweit sie nicht ohnedies lahm waren, mit offenen Mäulern zurück blieben.

Auf Umwegen brachte der Leibjäger seine Beute dann nach Sondershausen zurück, wo sie allerdings noch wochenlang nicht im Marstall, sondern in allerlei Ställen hier und da in der Stadt verborgen gehalten wurde. Es machte auch die Beschwerde, die der Fürst inzwischen an seinen hohen Verbündeten abgesandt hatte, dazu beitragen, daß nichts weiteres erfolgte. In ganz Thüringen aber sagt man noch heute, wenn man einen lustig-listigen Menschen bezeichnen will: mit dem kann man Pferde stehlen.

Aprilwetter (Ost, Zander-M.)

Dies nebenbei

Eine ergötzliche Geschichte, die sich am Rande des großen Weltgeschehens abspielt und so recht den schnellen Pulsschlag unserer Zeit widerspiegelt, wird aus Genf berichtet. Die durch die Rückkehr des Sudetenlandes ins Großdeutsche Reich entstandene Verkleinerung der ehemaligen Tschecho-Slowakei hatte verschiedene verwaltungstechnische Einschränkungen zur Folge, zu denen auch die am 31. Dezember erfolgte Auflösung des tschecho-slowakischen Konsulates in Genf gehörte. Einer der Konsulatsbeamten faßte den Entschluß, anstelle des abgeschafften Konsulates eine private tschechisch-slowakische Handelskammer ins Leben zu rufen. Er mietete sich also ein Büro und ließ sich Briefbogen mit der Aufschrift „Comtoir Tschechoslowaque" anfertigen. Ehe diese Bogen fertig wurden, wurde der amtliche Trennungsstrich als Symbol für die Eigenstaatlichkeit der Slowakei geschaffen. Die Briefbogen mußten also in „Comptoir Tschecho-Slovaque" umgeändert werden. Abermals schickte der Drucker die Korrekturabzüge. Aber wiederum war die Weltgeschichte schneller. Die Slowakei erklärte ihre Unabhängigkeit, und die Briefbogen sollten nun mit der Aufschrift „Comptoir Tschequ" versehen werden. Aber noch ehe diesmal die Korrekturabzüge geliefert werden konnten, war auch die jüngste Bezeichnung bereits wieder überholt. Böhmen und Mähren hatten sich in den Schutz des Großdeutschen Reiches begeben. Eine tschechische Handelskammer erübrigte sich, und der Druckauftrag, der mit dem Tempo des Weltgeschehens nicht Schritt halten konnte, erledigte sich von selbst, ohne daß jemals fertige Briefbogen geliefert wurden.

*

Aus einem Bericht über die Finanzlage des amerikanischen Bundesstaates Nevada geht hervor, daß hier im vergangenen Jahre allein durch Ehescheidungen rund fünf Millionen Dollar verdient wurden. In Nevada liegt nämlich das bekannte „Scheidungsparadies" Reno, das Ziel aller Ehemüden, wo man nach sechswöchentlichem Aufenthalt auf Grund der dort herrschenden Scheidungsgesetze garantiert aller Ehefesseln ledig wird. „Grausamkeit" und „Unverträglichkeit" werden in Reno als durchaus ausreichende Scheidungsgründe betrachtet, wobei man mit diesen dehnbaren Begriffen sehr großzügig umgeht. Es ist selbstverständlich, daß der Zulauf, den Reno von Seiten der Scheidungslustigen erhielt, sich denkbar günstig auf Handel und Industrie auswirkten. Man ließ, um sich die Wartezeit zu vertreiben, einen Batzen Geld sitzen, sehr zum Vorteil der Geschäftsleute. Diese Konjunktur hat die Eifersucht des Staates Montana erweckt, der auch einen Teil der klingenden Beute erobern möchte. Darum wurde in Montana ein Gesetz angenommen, das die Scheidung innerhalb dieses Staates bereits nach vierwöchentlicher Wartezeit ermöglicht. Man hofft auf diese Weise, den Strom der Scheidungslustigen nach Montana zu lenken. Die unter der Wirtschaftskrise schwer leidende Bergwerksstadt Butte soll auf Staatskosten in ein Scheidungsparadies mit Luxushotels, Schwimmbädern, Vergnügungsstätten aller Art und Spielsälen umgewandelt werden. Mit großer Besorgnis nimmt Nevada von dieser neu erstandenen Konkurrenz Kenntnis, und es wird sich vermutlich zu einer weiteren Lockerung der Scheidungsgesetze entschließen müssen, um seine zahlungskräftige Kundschaft nicht zu verlieren. Und das nennt sich Amerika!

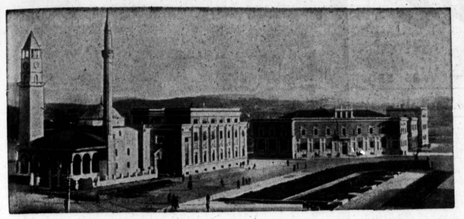
*

Daß Zwillinge häufig gleichartige Schicksale haben, zeigt ein merkwürdiger Scheidungsprozeß, der in nächster Zeit die Gerichte der amerikanischen Stadt Detroit beschäftigen wird. Vor einem Jahr hatte die aufsehenerregende Doppelhochzeit der Zwillingsbrüder Alfred und Emil Bonahoom mit den Zwillingsschwestern Agnes und Mary Bancroft stattgefunden. Die vier jungen Leute hatten sich gleichzeitig kennengelernt und sich sozusagen auf den ersten Blick ineinander verliebt. Sie bezogen zwei nebeneinander liegende Kleinwohnungen und lebten einige Zeitlang im besten Einvernehmen. Nun sind vor wenigen Wochen plötzlich die beiden Schwestern in die eine Wohnung zusammengezogen, während die beiden Brüder ihr gemeinsames Quartier in der anderen Wohnung aufschlugen. Der Trennung waren in den beiden Zwillingsfamilien eheliche Auseinandersetzungen vorangegangen, die zum „Abbruch der Beziehungen" führten. Die Schwestern entdeckten, daß beide Brüder dieselben Untugenden, nämlich Neigung zur Trunksucht und zu Gewalttätigkeiten, aufwiesen und haben nun gemeinsam den Scheidungsprozeß gegen ihre Männer eingeleitet.

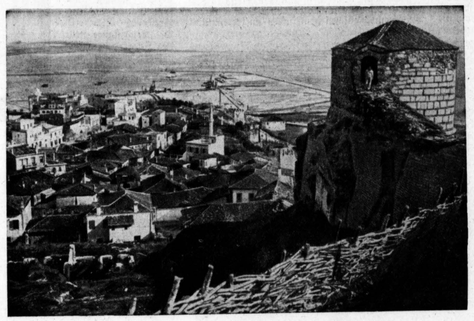
*

Ebenso wie das Auto ist auch das Telephon in einem Siegeszug begriffen, dessen Abschluß noch garnicht abzusehen ist. So hat die Zahl der Fernsprechstellen im Deutschen Reich (ohne die Ostmark und Sudetenland) 1938 nach den jetzt vorliegenden Zählungen vom 31. Dezember eine Erhöhung auf 3 787 484 erfahren. Ein Jahr vorher betrug sie 210 000 weniger. Dabei stieg die Zahl der Hauptanschlüsse auf 2 147 750, die der Nebenanschlüsse auf 1 551 273 und die der öffentlichen Fernsprechstellen auf 88 461. An dieser Entwicklung ist Berlin als größte Stadt des Reiches naturgemäß führend beteiligt. Auf 100 Einwohner entfielen 13 Sprechstellen, sodaß rund jeder achte Berliner ein Telephon besitzt. Da die Entwicklung seit dem Frühjahr 1938 aber ganz beträchtliche weitere Fortschritte gemacht hat, wird man für die Gegenwart noch höhere Ziffern vermuten dürfen

Italien schafft Ordnung in Albanien



In den letzten Tagen und während der Besprechungen zwischen der italienischen Regierung und König Zogu für den Abschluß eines neuen engeren Vertrages kam es in Tirana und anderwärts zu bedrohlichen Kundgebungen von bewaffneten Banden, die die persönliche Sicherheit der in Albanien ansässigen Italiener schwer gefährdeten. Die Landung italienischer Truppen in den Häfen von Santi Quaranta, Valona, Durazzo und San Giovanni di Medua hatte Freitag früh, bei Tagesanbruch stattgefunden, Es wurde nirgends eine nennenswerte Reaktion verzeichnet, es sei denn in Durazzo, wo ein Versuch des Widerstandes sofort niedergeworfen wurde. Von Durazzo aus haben die italienischen Truppen den Vormarsch in das Innere begonnen. — Bild oben links: Tirana, die Hauptstadt Albaniens. Blick auf die alte Moschee und den Hauptplatz mit den Regierungsgebäuden. (Scherl Bilderd., Zander-Multiplex-K) Bild mitte: Die Hafenstadt Durazzo, in der die ersten italienischen Truppen landeten. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.) Bild oben rechts: Der italienische Außenminister Graf Ciano traf mit dem Flugzeug in der albanischen Hauptstadt Tirana ein. Zweiter von rechts General Alfredo Guzzoni. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

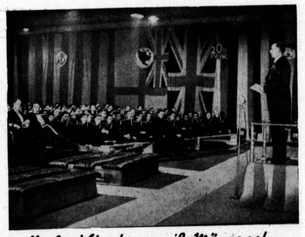


König Achmed Zogu I.

der einen Handstreich gegen Jugoslawien führen wollte und sich jetzt auf der Flucht befindet. (Presse-Hoffm., Zander-M.-K.)

Friedrich Kayßler 65 Jahre alt

Am 7. April vollendete der bekannte Staatsschauspieler und Schriftsteller Friedrich Kayßler sein 65. Lebensjahr. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multipl.-K.)



Als Lord Stanhope weiße Mäuse sah

Der englische Marineminister, Lord Stanhope, bei seiner Rede an Bord des Flugzeugträgers „Ark Royal", die eine Sensation für die ganze Welt darstellte, und die englische Regierung jetzt gern ungeschehen machen möchte. Im Vordergrund links die berühmten „leeren Plätze", die unbesetzt waren, weil nach der Rede des Lords die dafür vorgesehenen Mannschaften an den Flakgeschützen stehen mußten.

(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Der Duce sprach in Capua

und bestätigte aufs neue die Unzerbrechlichkeit der Achse Berlin—Rom. „Glauben, gehorchen, kämpfen!", die Parole der Faschisten, und andere Treuebezeugungen grüßten in langen Spruchbändern den Duce des Faschismus. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die Aufruhr-Stimmung in Damaskus wächst

Seit einigen Tagen tobt in Damaskus, der Hauptstadt Syriens, der offene Aufruhr. Es ist eine französenfeindliche Bewegung, die sich in immer stärkerem Maße gegen Frankreich als Mandatsherrn aufleht. Unser Bild zeigt die Demonstration in Damaskus, bei der Polizei und Militär die Demonstranten mit der Waffe vertreibt. Die Opfer dieser Kundgebung waren vier Tote. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Der französische Staatspräsident Lebrun

Der Präsident der Republik, Lebrun, der am 5. April von der Nationalversammlung auf weitere 7 Jahre zum Staatsoberhaupt gewählt wurde.

(Associated Preß-Archiv, Zander-Multiplex-K.)

Der König des Irak tödlich verunglückt

Der 28 Jahre alte König Ghazi vom Irak ist durch einen Autounfall ums Leben gekommen. (E Zander, Archiv, Multipl.-K.)

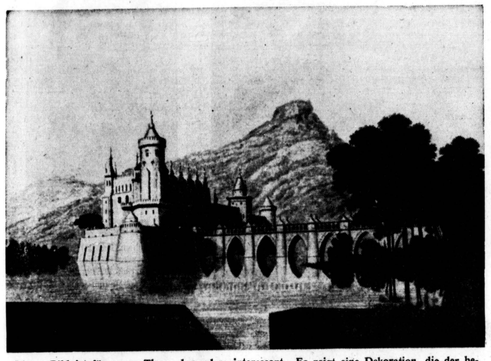
Fliegerkommandant Garcia Morato tödlich abgestürzt

Der spanische Fliegerkommandant Garcia Morato, der am spanischen Befreiungskampf vom ersten Tage bis zuletzt teilgenommen hatte und Sieger in über 30 Luftkämpfen war, stürzte bei einem Schauflug über Madrid tödlich ab. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Das „Doppelgenie"

Kleine Untersuchung einer interessanten Frage — Was sagt die moderne Wissenschaft zur künstlerischen Doppelbegabung?

Es gab und gibt auf der Welt nur sehr, sehr wenige Menschen, die auf zwei oder mehreren Gebieten wirklich Bedeutsames geschaffen haben. Die „echten", die genialen Doppelbegabungen werden fast stets früher oder später vor die Entscheidung gestellt, welcher Muse sie dienen wollen. Dieser Entschluß mag gerade für den Künstler schwer sein, um so mehr, je ausgeprägter seine beiden Veranlagungen sind — aber erspart ist er selbst den Größten fast nie geblieben. Besonders aufschlußreich ist die Untersuchung der Frage, in welcher Verbindung die Künste am häufigsten zusammen auftreten. Sieht man sich die wertvollsten „Doppelkünstlerschaften" näher an, so ist offenbar die bevorzugteste Zusammenstellung die Verbindung von Dichtung und Malerei. Selten freilich gelingt die volle Personalunion; meist muß der Maler dann hinter dem Dichter zurücktreten. Goethe, der rund 1800 Zeichnungen und Skizzen hinterließ, hat bis zu seiner italienischen Reise, d. h. bis zu seinem 37. Lebensjahr, nicht gewußt, ob er mehr zum Maler oder Dichter bestimmt sei. Und wenn er auch, für ihn schmerzhaft genug schließlich einsah, daß ihm das eigentliche Talent zur bildenden Kunst fehle, so hat er doch liebhaberisch die Zeichnerei seit seines Lebens weiter getrieben und mehrfach bekannt, ihr die Anschaulichkeit seiner dichterischen Gestalten zu verdanken. Aehnlich liegen die Dinge bei Gottfried Keller. Mehr noch als Goethe betrachtete er die Malerei anfangs als Lebensberuf. Aber er rang in München vergeblich um seine Berufung als Künstler und kehrte dann schließlich heim, weil er „einen großen Drang zum Dichten" in sich verspürte. „Meine Malerschaft verstarb noch in ganz jungen Jahren vor ihrer Reifwerdung eines stillen Todes", schreibt der schon damals berühmte Dichter, in dessen Schlafzimmer ein schwarzer Rahmen mit weißer Leinwand sozusagen als Warnungssignal hing. Aber noch die heimliche Liebe des alternden Junggesellen galt seinen kleinen, zarten Aquarellen von stillem Reiz. Entschieden glücklicher in der allseitigen Ausbildung seiner künstlerischen Anlagen war Wilhelm Busch, der leider nur einseitig als Humorist bekannt geworden ist. Wir besitzen von ihm außer weniger gelungenen Plastiken und Radierungen nahezu 1000 Oelbilder, die in ihrer technischen Gekonntheit und ihrem wuchtigen Ausdruck dem großen Künstler einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Malerei für alle Zeiten sichern.



Dieses Bild ist für unser Thema besonders interessant. Es zeigt eine Dekoration, die der berühmte Baumeister Karl Fr. Schinkel zu der Oper „Undine" des nicht minder berühmten Dichters E. T. A. Hoffmann entworfen hat

Warum gibt es keine malenden Musiker

So oft sich Malerei und Dichtertum in einer künstlerischen Persönlichkeit begegnen, so außerordentlich selten verbindet sich die bildende Kunst mit der Musik; die inneren Erlebnisse eines Musikers und eines Malers sind wohl allzu sehr voneinander verschieden. Immerhin gibt es wenigstens einige große Musiker, die zugleich Dichter waren. Auf Richard Wagner braucht hier wohl nur hingewiesen zu werden. Aus dem jungen Robert Schumann, der Verse und Romane schrieb, ist der dichterisch schreibende, kämpferische Musikkritiker geworden. Seine Musik ist ohne bestimmte literarische Vorstellungen gar nicht zu verstehen; das beweisen allein schon die poetischen Ueberschriften seiner Klavierwerke. Noch mehr tritt das dichterische Element bei Schumanns Künstler- und Zeitgenossen Peter Cornelius hervor, dem feinsinnigen, viel zu wenig gewürdigten Komponisten des „Barbier von Bagdad". Er schrieb die Texte zu seinen Opern selbst und war nach dem Erscheinen seiner Gedichte als Schriftsteller fast bekannter denn als Musiker.

Man sollte annehmen, daß wenigstens so verwandte Künste wie Malerei und Plastik öfters bei einem Menschen gemeinsam auftreten. Und doch ist auch diese Verbindung ziemlich selten. Eine der Ausnahmen von dieser Regel ist der große Maler und Bildhauer Max Klinger, der bezeichnenderweise gern die beiden Künste phantastisch ineinander übergehen ließ. Eine Erscheinung wie Karl Friedrich Schinkel, dem Berlin und Potsdam entscheidende Züge ihrer baulichen Gestaltung verdanken, ist ebenfalls in ihrer Veranlagung als Architekt, Landschaftsmaler und Bühnenbildner eine seltene Ausnahme geblieben.

Einst war der Künstler „Universalgenie"

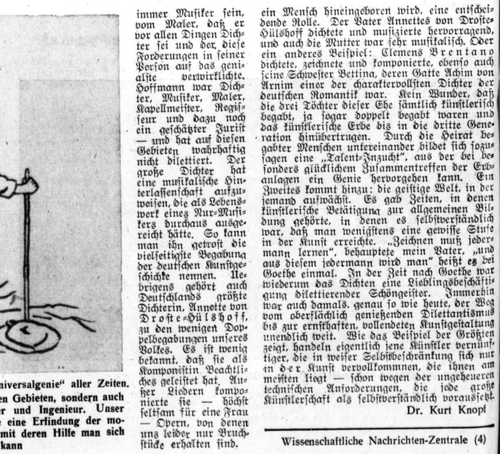
Es scheint, als ob bestimmte Leiten der Geschichte das Auftreten von Doppelbegabungen besonders begünstigten. Am Anfang unserer kulturellen Entwicklung sind die Künste überhaupt noch nicht getrennt. Der altgermanische Barde war Dichter, Komponist und Sänger in einer Person. Erst später trennten sich dann die Künste, doch erfand noch der Minnesänger und sein Nachfahr, der Meistersinger, zugleich mit dem Gedicht die entsprechende Liedweise. Die Renaissance stellt das Ideal des „ugmo universale" auf und bringt einen Leonardo da Vinci hervor, vielleicht das erstaunlichste Genie aller Zeiten, der in wahrhaft umfassender Weise auf zahllosen Gebieten Hervorragendes leistete. In starkem Maße ist später auch die deutsche Romantik mit „Doppelgenies" gesegnet. Das romantische Weltgefühl, das hinter allen Erscheinungen eine große Einheit sah, hat an der rücksichtslosen Vermischung der Künste starkes Gefallen gefunden. Ein Wort des Dichters Tieck kennzeichnet diese Stimmung treffend: „O mein Freund, wenn Ihr doch diese wunderliche Musik, die der Himmel heute dichtet, in Eure Malerei hineinlocken könntet!" Nur auf dem Boden der Romantik konnte eine Natur wie E. T. A. Hoffmann erstehen, der vom Dichter verlangte, er müsse immer Musiker sein, vom Maler, daß er vor allen Dingen Dichter sei und der diese Forderungen in seiner Person auf das genialste verwirklichte. Hoffmann war Dichter, Musiker, Maler, Kapellmeister, Regisseur und dazu noch ein geschätzter Jurist — und hat auf diesen Gebieten wahrhaftig nicht dilettiert. Der große Dichter hat eine musikalische Hinterlassenschaft aufzuweisen, die als Lebenswerk eines Nur-Musikers durchaus ausgereicht hätte. So kann man ihn getrost die vielseitigste Begabung der deutschen Kunstgeschichte nennen. Uebrigens gehört auch Deutschlands größte Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff, zu den wenigen Doppelbegabungen unseres Volkes. Es ist wenig bekannt, daß sie als Komponistin Beachtliches geleistet hat. Außer Liedern komponierte sie — höchst seltsam für eine Frau — Opern, von denen uns leider nur Bruchstücke erhalten sind.

Bettina von Arnim war auf verschiedenen Gebieten der Kunst hochbegabt. Unser Bild zeigt eine ihrer entzückenden Silhouetten

Wie entsteht die „Doppel-Begabung?"

Neben den großen schöpferischen Naturen dürfen alle diejenigen nicht vergessen werden, die reproduktiv auf mehreren Kunstgebieten tätig waren oder es noch sind. Fragen wir zum Schluß einmal, wie eine solche Doppelbegabung eigentlich zustande kommt. Zweifellos spielt hier das Erbgut der Familie, in die ein Mensch hineingeboren wird, eine entscheidende Rolle. Der Vater Annettes von Droste-Hülshoff dichtete und musizierte hervorragend, und auch die Mutter war sehr musikalisch. Oder ein anderes Beispiel: Clemens Brentano dichtete, zeichnete und komponierte, ebenso auch seine Schwester Bettina, deren Gatte Achim von Arnim einer der charaktervollsten Dichter der deutschen Romantik war. Kein Wunder, daß die drei Töchter dieser Ehe sämtlich künstlerisch begabt, ja sogar doppelt begabt waren und das künstlerische Erbe bis in die dritte Generation hinübertrugen. Durch die Heirat des gabter Menschen untereinander bildet sich sozusagen eine „Talent-Zuzucht", aus der bei besonders glücklichem Zusammentreffen der Erbanlagen ein Genie hervorgehen kann. Ein Zweites kommt hinzu: die geistige Welt, in der jemand aufwächst. Es gab Zeiten, in denen künstlerische Betätigung zur allgemeinen Bildung gehörte, in denen es selbstverständlich war, daß man wenigstens eine gewisse Stufe in der Kunst erreichte. „Zeichnen muß jedermann lernen", behauptete mein Vater, „und aus diesem jedermann wird man" heißt es bei Goethe einmal. In der Zeit nach Goethe war wiederum das Dichten eine Lieblingsbeschäftigung dilettierender Schöngeister. Immerhin war auch damals, genau so wie heute, der Weg vom oberflächlich genießenden Dilettantismus bis zur ernsthaften, vollendeten Kunstgestaltung unendlich weit. Wie das Beispiel der Größten zeigt, handeln eigentlich jene Künstler vernünftiger, die in weiser Selbstbeschränkung sich nur in der Kunst verwollkommnen, die ihnen am meisten liegt — schon wegen der ungeheueren technischen Anforderungen, die jede große Künstlerschaft als selbstverständlich voraussetzt.

Dr. Kurt Knopf



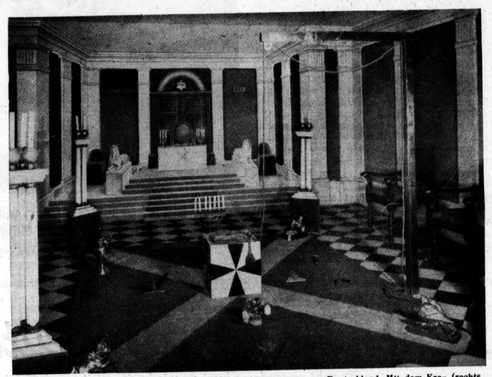
Goethe hat insgesamt 1800 Zeichnungen und Skizzen hinterlassen und lange nicht gewußt, ob er nun eigentlich zum Maler oder zum Dichter bestimmt sei. Unser Bild zeigt eine seiner Skizzen aus Italien

Leonardo da Vinci war das erstaunlichste „Universalgenie" aller Zeiten. Er war bekanntlich nicht nur Künstler auf vielen Gebieten, sondern auch ein hervorragender Festungsbaumeister, Erfinder und Ingenieur. Unser Bild zeigt eine Zeichnung von seiner Hand, die eine Erfindung der modernsten Zeit vorwegnimmt: die „Wasserski", mit deren Hilfe man sich auf dem Wasser bewegen kann

Ein Totengerippe aus dem Freimaurertempel

Hinter den Kulissen der Freimaurerei

Nürnberg, die Stadt der Reichsparteitage, die Stadt, von der aus der Kampf gegen das Judentum der Welt aufgenommen wurde, birgt in ihren Mauern ein Museum, in welchem gezeigt wird, wie die Freimaurerei als Wegbereiterin zur Gleichberechtigung des Judentums ganz erheblich, wenn nicht sogar ausschlaggebend beitrug, wie diese Freimaurerei einen breiten Kanal bildete für das Judentum, durch den es ungehindert auf allen Gebieten der Kultur, der Wirtschaft und der Politik in die bürgerliche Gesellschaft einmünden konnte, wie die Freimaurerei als Vorkämpferin und schließlich Trägerin der demokratischen Weltanschauung die führenden Schichten eines ganzen Volkes vergiftete und zersetzte und den Boden vorbereitete zur Aufnahme der marxistischen und internationalen Gedankenwelt. Es ist dieses Freimaurerlogen-Museum das größte seiner Art in Deutschland und damit in der Welt. Zweck des Museums kann es selbstverständlich nicht sein, irgendwelche Märchen oder Sensationen, die sich da und dort im Volksmund über die Freimaurerei heranbildeten, der Oeffentlichkeit zu erzählen oder zu zeigen, auch nicht, den einzelnen ehemaligen Freimaurer, der einmal als Mitläufer einer Loge aus gesellschaftlichem Ehrgeiz oder aus selbstsüchtigen Gründen dieser Gesellschaft beitrat, zu kränken oder gar als Verbrecher hinzustellen. Der Zweck ist vielmehr, allen Volksgenossen zu zeigen, wie der ursprünglich noch deutsch denkende und fühlende Mann durch die Erziehung in den Logen mit den merkwürdigsten Mittelchen allmählich unempfindlich und immun gemacht wurde gegen das jüdische Gift, wie er dadurch zum willigen Werkzeug eines Verbandes wurde, der dem Judentum den Weg freigab zur Eroberung der Weltmacht.



Tempel des 8. Grades der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland. Mit dem Kreuz (rechts im Bild) wurde der Stein vom Grab des jüdischen Baumeisters Adon Hiram Habil abgehoben.

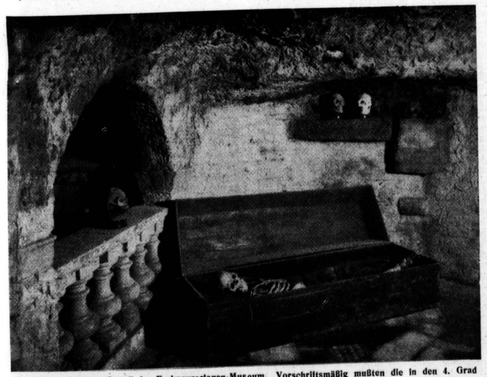
Die Logen über sich selbst

Etwas aus dem „Allgemeinen Handbuch der Freimaurerei"

„Demgemäß dürfen die Logen nur weltbürgerliche und allgemeinmenschliche Bestrebungen befördern und sich nicht bei vaterländischen oder staatsbürgerlichen Bestrebungen betheiligen. Als Grundsatz gilt hier: die Logen dürfen nur das thun und befördern, wobei sich alle Volksgenossen betheiligen können. An der leipziger Schlachtfeier haben die Logen keinen Theil genommen, denn es war ein deutsch vaterländisches Fest. Als in einer deutschen Loge der Vorschlag gemacht wurde, aus der Logenkasse einen Beitrag für Schleswig-Holstein zu entnehmen, so legte dagegen mit Recht ein Mitglied der Loge Verwahrung ein. Ebenso war es dem Bundeszwecke zuwiderlaufend, als eine deutsche Großloge 1000 Thlr. zur Herstellung einer deutschen Flotte beisteuerte. Die dagegen erhobene Einsprache hatte zur Folge, daß keine deutsche Loge das gegebene Beispiel nachahmte."

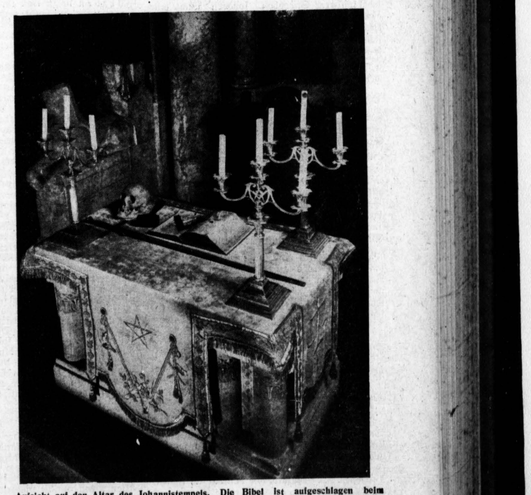
Ungläubig schüttelt man als vernünftiger Mensch den Kopf, und man möchte es nicht glauben, wenn nicht die im Museum ausgestellten Ritualbücher, wie sie in den Logen benutzt wurden, den Beweis dafür erbrächten. Bei der Aufnahme in den 4. Grad der großen National-Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln" ist ausdrücklich vorgeschrieben, daß den Aufzunehmenden in der Vorbereitungskammer die Bibel hingelegt wird, wo das 4. Kapitel, 22. Vers des Johannis-Evangeliums aufgeschlagen liegt: „Ihr wisset nicht, was ihr anbetet, wir aber wissen, was wir anbeten, denn das Heil kommt von den Juden." — Es ist unmöglich, alles zu beschreiben, was an jüdischem Ritual und jüdischen Gegenständen in den Glasschränken des Museums ausgestellt ist.

Wir glauben, daß diese Kostproben genügen, die verderbliche Tätigkeit der Logen aufzuzeigen.



Aus dem „dunklen Gang" im Freimaurerlogen-Museum. Vorschriftsmäßig mußten die in den 4. Grad Aufzunehmenden über Särge und Menschengerippe steigen.

Behandlung für einen aufrechten deutschen Mann! Er wird sogar umgelegt auf den Boden oder in einen Sarg, zugedeckt mit einer Decke. Die anwesenden Meister schreiten dann „mitdigen und gemessenen Schritts" hintereinander um den Sarg herum, sie gehen also auf die Suche nach dem Grab des Adon Hiram. Ein Meister findet die aus der Decke heraushängende linke Hand und meldet dem Meister vom Stuhl: „Ehrwürdiger Meister, die Haut löst sich vom Fleische"; es wird also auch noch die Verwesung dargestellt!



Aufsicht auf den Altar des Johannistempels. Die Bibel ist aufgeschlagen beim Anfang des Johannis-Evangeliums; darauf liegen Winkel und Zirkel, daneben der Meisterhammer und ein Totenkopf, davor das von der Großloge verliehene Schwert, umgeben von den drei Leuchtern „Weisheit, Schönheit, Stärke".

DER LETZTE AUFTRITT

5. Fortsetzung

Das war sein letztes Lied

Tragödien aus der Welt des Varietés

Von Ulrich von Uechtritz

Wenn man heute in England oder in Amerika dem Leiter einer Jazzbandkapelle ein besonderes Loblied singen will, so sagt man von ihm: er spielt wie der Ralton!

Aber, wer ist Ralton?

John Ralton ist im Jahre 1914, als hier in Europa der Weltkrieg ausbricht, nichts anderes als ein zerlumpter Gassenjunge, der in den Straßen von San Francisco herumlungert.

„. . . Sie Herr — soll ich Ihnen das Dings da tragen? . . . Bedviene mir gern einen Zentl!"

Es ist recht heiß, und der Weg zum eleganten Hotel, in dem die bekannte Tanzkapelle spielt, ist noch ziemlich weit. So gibt der Musiker das schwere silberne Saxophon, das in seiner Hülle steckt dem Jungen.

„Soll ich's Ihnen morgen wieder tragen . . .?"

Mit einer Ohrfeige beginnt die Laufbahn

Der Junge kommt jeden Tag pünktlich in die Wohnung des Musikers, um für ihn das schwere Saxophon zu schleppen.

Der Bengel scheint anständig und ehrlich zu sein, drum gibt der Musiker ihm öfters den Schlüssel zu seinem Zimmer und läßt ihn allein das wertvolle Instrument abholen.

Dabei gelingt es John Ralton, manchmal eine halbe Stunde früher zu kommen und sich mit den geheimnisvollen Klappen des Blasinstrumentes zu beschäftigen. Und es ist erstaunlich, sie geben ihm willig ihr Geheimnis preis — er spielt —. John Ralton kann Saxophon spielen.

Einmal kommt der Musiker unvermutet nach Hause. Schon auf der Treppe hört er die Töne des Saxophons.

Eine peinliche Ueberraschung. — Ohrfeigen. — Und dann — der Musiker ist ein gutmütiger Mensch, dessen Zorn schnell verraucht, — „. . . spiel noch einmal, Junge!"

Am Abend erzählt er es lachend seinem Kapellmeister: . . . und wie der Junge spielt, . . . kaum zu glauben, — . . . in so kurzer Zeit!"

Der Kapellmeister wird interessiert: „Bringen Sie den Bengel einmal mit . . . zum mindesten wird's amüsant!"

. . . und der Erfolg?

Jetzt hat John Ralton nicht nur ein eigenes, sehr silberes Saxophon, sondern auch eine eigene Kapelle; — alle Vergnügungsstätten New Yorks reißen sich um ihn und überbieten sich an Gagen.

Da kommt ein Angebot aus London. — Das macht alle weiteren amerikanischen Angebote weit. Reisen . . . der Kontinent Europa; . . . wie das lockt!

„John Ralton kommt — John Ralton, der berühmte amerikanische Jazzkönig kommt!", schreien in London die Plakate von den Säulen.

Und er kommt und siegt, vom ersten Tage seines Auftretens an. — Immer wieder wird er verpflichtet. — Wieviel Millionen Menschen hat denn London, daß jeden Abend der große Saal fast übervoll ist? — Und wo bleibt das Reisen, das Reisen durch den Kontinent, das immer noch erwartungsvoll vor des jungen Künstlers einbruchungriger Seele steht?

„. . . wer wird eine solche Gelegenheit ausschlagen? Europa läuft Ihnen nicht weg, John Ralton, wenn Lord L . . . Sie einladet, ihn nach Südafrika zur Antilopenjagd zu begleiten! Schlagen Sie zu, John Ralton . . . schlagen Sie zu — Sie Glückspilz!"

*

John Ralton, der berühmte amerikanische Jazzspieler, jagt Antilopen.

„. . . schön ist das Leben — und lustig . . . spiel' und noch eins, John Ralton!"

John Ralton jagt Antilopen. — Auch die Büchse liegt sicher in seinem Arm. Antilopen. Und die Frauen? — Ralton hatte in seinem Leben noch wenig Zeit, an sie zu denken! — Wer spricht von Frauen? — „Jetzt schießen wir Antilopen . . . Mylord, wie dankbar ich Ihnen bin!"

Es ist eine elegante Jagdgesellschaft; der Lord kann es sich leisten. — Aber Ralton braucht sich auch nicht lumpen zu lassen.

Hell, wie an jedem Morgen neugeboren, liegt die Steppe im Frühlicht. — Es wird ein warmer Tag werden.

Die Jagdgesellschaft ist gerade vom Frühstück aufgebrochen, da kommt ein Ruf von einem schwarzen Flintenträger:

„Antilopen . . . Antilopen . . .!"

Wie ein elektrischer Strom durchfährt der Ruf die Jäger. Eilig reißen sie die Büchsen von den Schultern.

Ein Schuß

Da — ein Krach — ein Schuß. War's eine Unvorsichtigkeit, war's eine Selbstentzündung? — Ein Schuß hat sich gelöst!"

Erschrocken sieht man sich nach allen Seiten um. — Liegt da nicht was am Boden, vom hohen Steppengrase verdeckt?

Ein Schrei: „John Ralton — hierher, hierher . . . John Ralton ist verletzt!"

Der beißt die Zähne aufeinander: „Nicht schlimm . . .!" Dann krümmt er sich vor Schmerzen.

Man trägt ihn in das Jagdzelt.

Wann endlich kann ein Arzt, ein Krankenwagen aus der nächsten Stadt da sein?

Stunden vergehen.

Man hat John Ralton einen notdürftigen Verband gemacht. Er muß sehr starke Schmerzen haben, denn manchmal verzieht sich sein Gesicht wie in einem Krampf; dann aber wieder lächelt er voll Heiterkeit.

„Geben Sie mir das Ding da von der Zeltwand!" John Ralton zeigt auf ein gitarrenähnliches Instrument, wie es von den Eingeborenen gespielt wird.

Dann zupfen seine Finger an den Saiten. Und plötzlich kommt von seinen Lippen ein Lied, ein schwermütiges Lied, dessen Kehrreim die Worte sind:

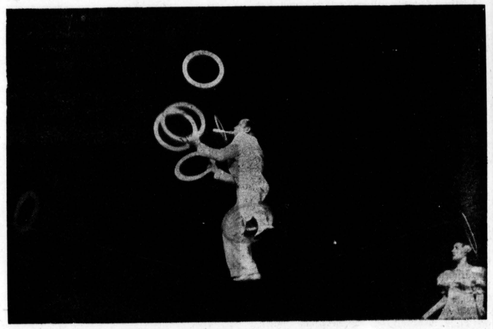
„Nie werde ich aufhören, euch zu lieben."

Während noch der Ton auf seinen Lippen schwebt, hält draußen vor dem Zelt der Krankenwagen.

Ein letztes Lied, der letzte Vortrag eines jungen, genialen Künstlers.

Noch ehe der Wagen das Hospital erreicht, entflieht das Leben aus John Raltons Körper.

— Ende —



Ringe, Ringe, nichts als Ringe . . .
die hohe Schule der Artistik Foto: Theo Gockel

(Aufgenommen für den „7. Tag" im Olympia-Theater zu Dortmund)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Weil die 24jährige Miß Margaret Carleß zu Jähzorn neigt, weil ihr Temperament häufig mit ihr durchgeht und sie bei dieser Gelegenheit allerhand Schaden anrichtet, hat sie beim Londoner Gericht eine Schadenersatzklage eingereicht. Sie behauptet nämlich, daß ihre häufigen Zornesausbrüche und ihre Reizbarkeit, die sich im Zerschlagen von Tellern, Gläsern, Fensterscheiben und dergleichen äußert, die Folgen eines Verkehrsunfalles sind, den sie vor einiger Zeit erlitten hat. Sie Miß Carleß von einem das Verkehrssicherheit nicht beachtenden Auto angefahren und zu Boden geworfen wurde, sei sie geduldig wie ein Lamm und die Rube selbst gewesen, heißt es in der Klageschrift. Sowohl ihr früherer Arbeitgeber als auch ihr Erzbräutigam bestätigen das.

Um so Schreckliceres wissen sie zu berichten von den Temperamentsausbrüchen Miß Margarets, seit sie äußerlich von ihren Verletzungen genesen ist. Sie ist einfach unleidlich geworden, verträgt sich mit niemandem und wird in jedem Büro wegen ihrer Reizbarkeit und Heftigkeit, die im Zertrümmern aller beweglichen Gegenstände Ausdruck findet, schleunigst wieder entlassen. Selbst der Brautigam hielt dieses Martyrium nicht mehr aus, und als Miß Margaret bei einem gemeinsamen Restaurantbesuch mit ihm in eine geringfügige Meinungsverschiedenheit geriet, warf sie das ganze Geschirr vom Tisch und schleuderte obendrein dem herbeieilenden Geschäftsführer die Weinflasche an den Kopf. Die Folge war die Entlobung, und nun sollte das Gericht entscheiden, ob diese Wandlung in Margarets Temperament tatsächlich auf den Autounfall zurückzuführen ist. Man hat ihr auf Grund der ärztlichen Gutachten einen Schadenersatz von 500 Pfund zugebilligt.

*

Auf eine seltsame Idee ist die Verkehrspolizei der Stadt Cleveland im Staate Ohio verfallen, um dem Publikum die Verkehrsvorschriften besser vor Augen zu führen und es zur Vorsicht im Straßenverkehr anzuhalten. Nachdem die nüchternen Verkehrsgesetze besonders bei den Fußgängern nur sehr wenig Beachtung fanden, beschloß man sie — in Musik zu kleiden. So entstanden eine ganze Reihe von Tanzschlagern, die Ratschläge für Verkehrsteilnehmer zum Text haben. Man kann sie als Swing oder Langsamen Walzer hören, sie gehen ins Ohr und setzen das Tanzbein in Bewegung. Da gibt es zum Beispiel einen Foxtrott mit dem Text „Stop — Look — Listen!", was so viel wie „Bleib stehen — halt Ausschau — horch auf!" heißt. Sehr beliebt ist auch eine Tanzmelodie mit dem Text „Peepers, Creepers, use your Peepers!", in der speziell die Fußgänger zu erhöhter Vorsicht ermahnt werden. Um diese belehrenden Liedchen populär zu machen, schickte man sogar eine von geschickten Steppkünstlern begleitete Polizeikapelle durch die Stadt, die an allen Verkehrskreuzungen ihre musikalische Verkehrserziehung produzieren.

*

Ein Katalier unter den Einbrechern ist zweifellos Sacha Herbette, den die Pariser Polizei nach eifrigen Fahndungen vor kurzem endlich festnehmen konnte. Er pflegte die Wohnungen alleinstehender Frauen mit seinen Besuchen zu beehren und legte dabei eine überraschende Galanterie an den Tag. Einer Verkäuferin, die er den zu Tode erschrockenen Damen, wenn er bei ihnen eingedrungen war, er habe für alle Fälle einen Revolver in der Tasche, führte aber stets mit artigem Lächeln hinzu, ihre Leser er so schöne und liebenswürdige Vertreterin des schwachen Geschlechtes belästigen zu müssen. Er bitte daher, die peinliche Szene nicht durch Klagen oder Hilferufe ungnädig in die Länge zu ziehen, sondern ihn ruhig walten zu lassen. Er werde so schnell wie möglich wieder das Haus verlassen, wenngleich er es sehr bedauere, einem gemütlichen Plauderstündchen mit der Besitzerin aus Gründen der Vorsicht entfagen zu müssen.

Meistens erreichte der Bandit durch seine Höflichkeit und Galanterie, daß die Betroffene seine Versuche machte. Hilfe herbeizurufen. Dann bedankte er sich mit einer tiefen Verbeugung und küßte der Verblüfften, seine Beute — Geld und Schmuckachen — in eine Aktentasche verbauend, mitterlich die Hand. „Madame, wenn Sie wüßten, wie sehr es mich schmerzt, Ihnen diesen Kummer bereiten zu müssen", sagte er zum Abschied, oder: „Gnädige Frau, hätte ich geahnt, wie bezaubernd Sie sind, würde ich Ihr Haus gemieden haben!" Dessen ungeachtet ließ der „galante Einbrecher" alles verschwinden, was ihm gefiel, und wenn eine Frau Miene machte, zum Telefon zu gehen oder um Hilfe zu rufen, konnte er auch recht ungemütlich werden. So fesselte er einmal ein Opfer an den Stuhl mit den Worten: „Madame, wenn Sie für seine Lebensdauer nichts übrig haben, muß ich leider Gewalt anwenden." Nun hat man den Treiben dieses diebischen Kavaliers ein Ende bereitet und ihn für längere Zeit ins Gefängnis geschickt.

*

Ein merkwürdiger Beleidigungsprozeß wird gegenwärtig in Devonport ausgetragen. Robert Berthing Maddison, den man als den größten Mann der Welt bezeichnet, hat eine amerikanische medizinische Fachzeitschrift wegen Beleidigung verklagt, weil er in einem Bericht als „in jeder Beziehung anormal" bezeichnet wurde. Nun mißt der Bürgerliche Robert Madison zwar 2,60 Meter und wiegt nicht weniger als 495 Pfund. Im übrigen aber ist er nach dem Urteil seiner Angehörigen, seines Arztes, seiner Lehrer und Arbeitgeber vollständig normal. Abgesehen von seinen übermensionalen Körpermaßen kann man nichts Ungewöhnliches an ihm entdecken. Aus diesem Grunde fühlte sich die gesamte Familie Madison — Vater, Mutter und fünf Geschwister Roberts haben ganz durchschnittliche Körpermaße — durch den Artikel beleidigt, und das Gericht hatte die Aufgabe, festzustellen, ob man den jungen Riesen als „in jeder Beziehung anormal" bezeichnen könne. Man kam zu dem Ergebnis, daß abgesehen von Größe und Gewicht nichts Anormales an Robert sei, der Wissen, Bildung, Geschmaz und Manieren eines Durchschnittsamerikaners habe und nicht mehr oder minder leistungsfähig sei, als irgendein normal gewachsener Mensch. Man gab daher der Klage statt und verurteilte die Fachzeitung zu einer Berichtigung sowie zur Auszahlung einer angemessenen Schadenersatzsumme.

Xaver Xanten

Copyright 1936 by A. H. Payne-Verlag, Leipzig

14. FORTSETZUNG

Coloman Petsch

DER KAVALIER

Kriminalroman von Heinrich Lang

Erhard Pramstallers Kunst war keine alltägliche. Er hatte, obwohl er Marina nur so wenig gesehen und eigentlich nur ein einziges Mal Gelegenheit gehabt hatte, nach dem lebenden Modell zu arbeiten, die eigenwillige Schönheit der jungen Amerikanerin so lebensnahr herausgearbeitet, daß Mister Strachen verblüfft und entzückt war.

„Oh, das ist wunderbar!" hörte man schließlich des jungen Mannes Stimme. „Ganz wunderbar!"

Pramstaller sagte nichts zu diesem Lob. Der Gesichtsausdruck, mit dem der Amerikaner die Büste betrachtete, verriet deutlich genug, daß die Worte kein leeres Kompliment waren.

Dann aber kam plötzlich Leben in Mister Austen Strachey. Er fing an zu sprechen. Das bißchen Deutsch, das er erlernt, reichte plötzlich durchaus nicht mehr, um alles das auszudrücken, was er zu sagen hatte. Es wurde ein wunderlicher Mischmasch von Deutsch und Englisch daraus.

„Hören Sie mir zu, Mister Pramstaller! Ich habe mit Ihnen zu reden. Ich bin gekommen, Sie zu bitten, diese Büste nun dennoch fertig zu stellen. Bin bereit, Ihnen für dieses Ansinnen . . . den doppelten Preis zu bewilligen, wie den zuerst ausgemachten. Wären Sie bereit, Herr Pramstaller?"

Der Bildhauer dachte nach. Nicht etwa, ob er ja oder nein sagen solle. Er besann sich nur nach der Ursache dieser plötzlichen Sinnesänderung seines Auftraggebers.

Aber er brauchte nicht lange nachzudenken. Denn Mister Strachey sprach schon wieder weiter. Er redete in einer Art von Aufgeregtheit, die beinahe schon Ekstase war. Freudige Ekstase!

„Es ist nämlich so, Mister Pramstaller, die Sache verhält sich derart, daß ich keine Veranlassung mehr habe, auf diese Büste zu verzichten, mit der ich, wie Sie wissen, Miß Parsons eine Freude machen wollte. Ich habe, sobald ich von dem Vorgefallenen erfuhr, nicht gezögert, alsbald zu der . . . bedauernswerten Mutter des Mädchens zurückzureisen und ihr . . . meinen Beistand anzubieten. Ich hatte . . . Gelegenheit, Mitreeß Edith in dieser bösen Zeit behilflich zu sein, so gut ich konnte. Und so freut es mich nun doppelt, Ihnen berichten zu können, sehr verehrter Herr Pramstaller, daß heute die Nachricht von der glücklichen Errettung Marinas eingelaufen ist!"

„An der Tat?" Erhard Pramstaller freute sich ehrlich. „Also hat es Artur doch geschafft?"

„Wenn Sie damit den Herrn Doktor Pobland meinen", sagte Austen Strachey sehr korrekt, „so haben Sie recht. Aber lesen Sie selbst. Es ist ein langes Telegramm, und ich hatte schon Arbeit genug damit!"

Erhard Pramstaller las:

„Stockholm, den 15. Frau Edith Parsons, Berlin Ehplanade. Bin gesund hier eingetroffen und reise in den nächsten Stunden weiter, sobald polizeiliche Vernehmung beendet. Schilde endlosen Dank Herrn Doktor Pobland und Fräulein Lilly Beyer. Bitte sofort Nachricht senden an Beyer, Grünauer Straße 29, daß Lilly den Umständen nach wohl und bald schreiben wird. Doktor Pobland bleibt bei ihr bis zur Transbortfähigkeit. Freue mich auf unser Wiedersehen. Bitte auch Austen Strachen zu avrisieren, falls er erreichbar ist und noch Wert darauf legt. In Liebe Deine Tochter Marina."

Erhard Pramstaller las das Telegramm zweimal. Er verstand es nicht ganz. Wußte nicht, was er mit der mehrfach erwähnten Lilly Beyer anfangen sollte. Aber er entsann sich des Mädchens, das er damals am letzten Abend in des Freundes Wagen gesehen und, reimte sich ein ungefähres Bild des Geschehenen zusammen.

„Jedenfalls gratuliere ich, Mister Strachey!" sagte er dann. „Sowohl wegen des glücklichen Ausgangs dieser aufregenden Sache, als auch . . ." Er vollendete nicht. Sein Lächeln war deutlich. Und Mister Austen strahlte verständnisinnig und dankbar.

„Es muß Schreckliches geschehen sein!" erwiderte er mit einem Seufzer. „Wir haben sofort Stockholm angerufen. Aber niemand war zu erreichen, auch Mister Wilmot nicht. Die Herrschaften seien im Hospital, sagte uns ein Dienstmädchen am Telephon. Wenigstens hat es das Telephonamt uns so übersetzt, denn wir verstanden nicht schwedisch und das Mädchen nicht deutsch. Ich bin auch schon bei der Familie Beyer gewesen. Die Leute sind völlig verwirrt. Wollten tausend Dinge von mir wissen, von denen ich selbst keine Ahnung habe!"

Auf Austen Strachens Stirne standen in der Erinnerung an diese unliebsame Lage dicke Schweißtropfen.

„Es wird sich aufklären!" tröstete Pramstaller. „Wir wollen einen kräftigen Schluck auf das gute Ende trinken, Mister Strachey! Ist es Ihnen recht? Im übrigen aber — hat man denn die Verbrecher erwischt oder nicht?"

„Auch das ist noch ungeklärt!" seufzte Strachey. „Aber das interessiert mich erst in zweiter Linie!"

„Gewiß erst in zweiter Linie!" Pramstaller lachte. „Immerhin würde mir der Kognak, den wir jetzt trinken, wesentlich besser noch schmecken, wenn ich zum Beispiel wüßte, daß mein alter Freund, der Herr Professor Stoisow, bereits hinter Schloß und Riegel säße . . ."

Und damit kam der Bildhauer wieder auf sein altes Thema zu sprechen, schilderte ingrimmig seinem aufhorchenden Besucher die denkwürdigen Vorgänge im Hause Gießbert, erzählte zum dutzendsten Male, wie dieser angebliche Privatgelehrte, dieser „Schlawiner", ihn, den Erhard Pramstaller, auf das Parkett „geschmissen", und vergaß auch dieses mal nicht seinen Schwur, nicht eher zu ruhen, bis dieser Bursche der Gerechtigkeit überliefert sei.

Man unterbielt sich noch lange und sprach eifrig dabei dem Kognak zu.

Austen Strachey ging nicht mehr ganz gerade, als ihn Erhard Pramstaller zwei Stunden später die Treppen hinab an sein Auto begleitete. Der Kognak und sein rotes Glück hatten ihm den Kopf wirbelig und die Beine schwer gemacht. —

In die Redaktionen der großen Berliner Zeitungen aber flogen um die gleiche Zeit lange Telegramme aus Stockholm. Ferngespräche kamen herangeklingelt. Sogar Reporterstimmen berichteten atemlos, mit jeder Sekunde gespannt.

Und in den ersten Abendstunden war es gedruckt zu lesen.

„Die entführte Amerikanerin aufgefunden!"

„Marina Parsons wieder frei!"

„Sensationeller Abschluß des Entführungskandals!"

„Aufopfernder Heldenmut einer jungen Berlinerin!"

Ein ganzes Bukett von Ueberschriften lärmte mit dicken schwarzen Buchstaben über die Straßen und Plätze der Reichshauptstadt.

„Die Entführer verhaftet und geständig!"

„Coloman Petsch — der Kavalier und Frauenheld!"

Es war ein gefundenes Fressen für die pikanten Nachrichtausgaben: ein Festbraten für ihre sensationslüsternen Leserschaft.

Und man erfuhr bald weitere Einzelheiten.

Man las, wie die drei Hochstapler von schwedischen Polizeibouten in ihrem Nachen eingeholt und verhaftet worden waren. In dem armen Kahn, der ihre letzte Chance gewesen, nachdem die kluge Lilly Hand an den Motor des gräßlichen Bootes gelegt. Man konnte das Kleeblatt am nächsten Morgen sogar schon im Bilde sehen, wie die drei Herren an Land geschafft und ins Gefängnis eingeliefert wurden, der schöne Coloman noch mit weißleuchtender Frackkruft und eine Chrysantheme im Knopfloch, den leichten, eleganten Sommermantel auch in dieser peinlichen Stunde noch mit lässiger Vornehmheit über die Schultern gehängt.

Und immer neue Einzelheiten kamen.

Man war einfach starr in Doktor Poblands Firma, und in der Grünauer Straße war bei der Mutter Beyer ein Kommen und Gehen der Nachbarschaft, von Zeitungsmenschen und Neugierigen, daß sich die gute Frau kaum mehr Rat und Hilfe wußte.

Am Alexanderplatz war man sich klar, daß sofort ein Auslieferungsantrag an die schwedischen Behörden gerichtet werden müsse, und daß der mitverhaftete Demeter Stoisow ebenso wie der lange Karic im stillen längst alte Freunde der Polizei gewesen, die mit Eifer gesucht und leider nie gefunden worden waren.

Man nahm „ganz kurzerhand" auch die biedere Witwe Gervasius in Haft, bei der Iwan Solowjew alias Demeter Stoisow solange friedlich gewohnt, und der wackere Stephan Müller aus der Küstriner Straße, der bislang von seinem Flaschenbierhandel so ausnehmlich gelebt, mußte sich gleichfalls auf das Polizeipräsidium bemühen, weil die Herren dort sich sehr für seinen ehemaligen Untermieter Iwanovic interessierten.

Frau Edith Parsons aber sah sich veranlaßt, aus dem Esplanade auszuziehen und in aller Stille nach einem Sanatorium des Westens überzusiedeln. Teils wegen ihres angegriffenen Herzens, teils weil es einfach unerträglich war, von Morgen bis zum Abend ausgefragt, gefnipst und gefilmt zu werden, besonders von den amerikanischen Landsleuten, die ihre tüchtigsten Reporter auf sie losgelassen zu haben schienen.

In den stillen Räumen des Sanatoriums, das keineswegs nur Kranke, sondern mit besonderer Vorliebe solche vermögende Herrschaften aufnahm, die sich aus irgendeinem Grund krank glaubten oder krank zu sein für passend hielten, fand dann auch das Wiedersehen zwischen Edith Parsons und ihrer heimgekehrten Tochter Marina statt, ein Wiedersehen, bei dem viele Tränen flossen und jede Stunde der Leidensfahrt Marinas bis ins kleinste beklagt und besprochen wurde — bei dem man sich die Köpfe zerbrach, in welcher Weise man diesen ritterlichen, selbstlosen Doktor Pobland den schuldigen Dank abstatten und die tapfere Lilly, über die man sich am allerwenigsten klar war, belohnen und entschädigen könne. Schließlich, nicht ohne ein leichtes Erröten Marinas, gedachte man auch des guten Austen Strachen, der sicherlich die Minuten zählte, bis er Marinas Hand küssen dürfe.

Nur ein Name wurde bei diesem Wiedersehen Frau Ediths mit ihrer schönen Tochter nicht ein einzigesmal genannt, nicht einmal geflüstert, auch nicht von weitem gestreift — eines Mannes wurde mit keiner einzigen Silbe Erwähnung getan, um ihn gingen sie herum wie Katzen um einen Teller heißen Preis — um den schönen, schlanken, eleganten Freiherrn Erich von Hallerstein, um Coloman Petsch, den Kavalier, dem beide einmal mit heißen Herzen in die dunklen Augen geschaut.

Von ihm sprachen sie kein Wort. Nur von den drei Männern, in deren Gewalt Marina lange, lange Tage und Nächte gewesen, von diesen drei Verabscheuungswürdigen, die jetzt hoffentlich den verdienten Lohn empfangen würden.

Und indem sie so ihren Herzen Luft machten, ja, bald wieder fröhlich Pläne zu machen begannen, was nun zunächst zu tun und zu unternehmen sei, indem sie sich bald einig waren, daß doch kein Mann ihres Bekanntenkreises so vorzügliche Eigenschaften für einen gütigen und verstehenden Ehemann besitze, als der gedulbige, arofsinnige, wohlorgane und schwerreiche Austen Strachen aus Philadelphia, schien der Name Hallerstein schon langsam in ihren Köpfen wieder zu verblassen, war es, als sei er niemals eigentlich Wirklichkeit gewesen, dieser Schatten aus einer anderen Welt, dieser so siegessicher zu lächeln verstehende Kavalier Coloman Petsch aus Belgrad.

30.

Heimkehr — Hand in Hand

„Uebermorgen!" sagte der Chefarzt des Stockholmer Krankenhauses und lächelte Artur mit Lilly allein.

Sie war sehr bleich, die zarte Lilly Beyer, und ihre Augen, die allklugen Augen eines kannte, die bisherigen Geschwindigkeitsrekorde von 700 Kilometer gehalten wurde und den dieser am 24. Oktober 1934 mit einem Wasserflugzeug über dem Gardasee erreichte, wurde um 77 Klm./St. überboten. Da es schnellere Fortbewegungsmittel als das Flugzeug nicht gibt, ist Flugkapitän Dieterle in der Tat zum „schnellsten Mann der Welt" geworden, ein Titel, den ihm übrigens Generalfeldmarschall Göring verlieh. So lange es der Mensch versteht, sich mit einer Maschine in die Lüfte zu erheben, wurde um den schnellsten Flug gekämpft. Schon vor dem Kriege stritten die besten Piloten der Welt um den sogenannten „Schneider-Pokal", ein Geschwindigkeitswettbewerb, der in der Nachkriegszeit mit verstärktem Eifer fortgesetzt wurde, aber einseitig blieb, da Deutschland, dem das Versailler Diktat ja den Bau schneller Maschinen verbot, sich nicht daran beteiligen konnte. So waren es hauptsächlich die Länder England und Italien, die sich gegenseitig den Rang um den schnellsten Flug der Welt abliefen, wobei für ein solches Rennen ausschließlich nur Wasserflugzeuge benutzt wurden, da auf fester Erde Start und Landung sich als zu schwierig und gefährlich erwiesen.

Die junge deutsche Luftwaffe hat inzwischen in aller Stille, aber in voller Sicherheit, an dem Typ eines gewöhnlichen Serienflugzeuges gearbeitet, mit dem man es wagen flog, was er ebenfalls als günstiges Zeichen ansah, weshalb er das Tierchen, in eine Zündholzschachtel eingesperrt und mit Blattläusen als Futter versehen, ebenfalls am Fluge teilnehmen ließ. Na, und als General Udet vorher noch selbst die Meßstrecke abgeflogen hatte und alles in Ordnung fand, drückte er dem jungen Flieger höchst eigenhändig noch einen dritten Talisman in Form eines „Elefantenhaares, das aus einer Zopf in Abessinien stammt, in die Hand. Da konnte es

Der Marienkäfer im Rekordflugzeug

Drei Talismane brachten Glück — Flugkapitän Dieterle, der schnellste Mann der Welt

Flieger sind ein wenig abergläubisch. Freilich macht es ihnen nichts aus, wenn gerade vor dem Start noch eine schwarze Katze über den Flugplatz läuft oder sie am frühen Morgen eine Spinne im Gesicht betommen, die bekanntlich Kummer und Sorgen bringen soll. Nein, so sind sie nicht. Aber wenn sie eine besondere Leistung vorhaben, deren Gelingen von vielen Glücksmomenten abhängt, hatten sie es für gut, einen Talisman mit in ihren Führerstand zu nehmen, um dadurch das Schicksal günstiger zu stimmen. Im Grunde genommen glauben sie ja selbst nicht an eine geheimnisvolle Wirkung eines solchen Glücksbringers, sondern erlauben sich damit nur einen harmlosen Scherz, ohne den es nun einmal in der Zunft der „Himmelsstürmer" nicht geht.

„Doppelt genäht ist gut, dreifach genäht hält besser", sachte der junge Flugkapitän Hans Dieterle, als er sich gleich mit drei Talismanen an das Steuer setzte, um seinen aufsehenerregenden Weltrekordflug anzutreten. Dabei wußten sobach nur Eingeweihte. Nun, nachdem seine unerhörte Leistung mit dem Henkel-Doppeldecker „He 119 V", mit dem er auf der Strecke zwischen Oranienburg und Neuruppin eine Geschwindigkeit von 746,66 Stundenkilometer erreichte, in die Geschichte der deutschen Luftfahrt eingegangen ist, darf er auch sein Geheimnis preisgegeben. Also, erstens hat ihm seine Frau ein goldenes Kettchen um den Hals gehängt. Dann wollte es der Zufall, daß ihm beim Mittagessen auf dem Flugfeld, daß ihm beim Mittagessen auf dem Flugfeld, daß ihm beim Mittagessen auf dem Flugfeld

Das ist Disziplin! Deutschlands neue Jugend, schneidig, stramm (Schmidt, Zander-M.)

langsam durchzulesen begonnen hatte und ihre Genesung sicher geworden war.

Nur ganz wenig hatten sie miteinander gesprochen in all diesen langen Stunden, da Arthur Pohland ernst und mitfühlend an des bleichen Mädchens Bett gesessen. Aber die Art, mit der Lilly des Freundes Hände umklammert gehalten, und die Blicke, die beide in tummer Zwiesprache verbanden, waren beredt genug gewesen.

„Hast du gehört, Lilly?" lächelte jetzt Artur Pohland. „Uebermorgen! Uebermorgen — darfst du reisen!"

Auch Lilly lächelte. Aber es blieb nur bei dem etwas kläglichen Versuch. Und Artur Pohland fragte, ihr über die Wangen streichelnd:

„Freust du dich denn nicht? Bist du nicht froh, wieder heim zu können?"

Da schweiften Lillys Augen wie ratlos ins Leere. „Heim? Gewiß! Ich freue mich. Aber — was wird . . . dann sein?"

Und ehe Artur Pohland etwas antworten konnte, rollten zwei schwere Tränen über das blasse Mädchengesicht.

Lilly bemühte sich nur nicht, sie zu verbergen oder wegzuwischen. „Ich weiß es, auch ohne daß du es mir sagst, Artur!" weinte sie, die Lippen an des Mannes Hände gepreßt. „Alles wird zu Ende sein, wenn wir wieder in Berlin sind. Du wirst wieder deiner Arbeit leben und unter den Menschen, die denen du dich wohlfühlst. Unter deinesgleichen. Ich aber bin arm — und habe eine Mutter, die krank ist, und einen Bruder ohne Arbeit! Dann wird da Fräulein Marina sein, die dir dankbar sein will. Und sie ist reich und um so viel schöner als ich!"

Leise und immer leiser tröpfelten des Mädchens Worte.

Artur Pohland schwieg dazu.

Seine Gedanken wanderten. Sie gingen gleichsam im Kreise um dieses weinende Mädchen herum und um alles, was ihr zugehörte.

Er war immer ein nüchtern denkender Mensch gewesen, der die Dinge erkannte, wie sie waren. Und so sah er auch klar und deutlich:

Dieses junge Menschenkind war ihm bei all seiner äußerlichen Armut ein Kamerad, wie man sich ihn nicht besser wünschen konnte, ein Mensch voll Aufopferungsfähigkeit und Tapferkeit, ein rechter Gefährte für den nicht immer leichten Weg durch das Leben.

Lilly aber, die Augen jetzt wie in Angst auf des Mannes schweigendes Gesicht gerichtet, sprach weiter:

„Deshalb Artur, muß ich traurig sein. Kann mich nicht freuen über meine Genesung und auf meine Heimfahrt. Es waren vielleicht meine schönsten Tage, diese hier im fremden Land an deiner Seite! Und was mir dabei zustieß, ich trug es gerne; denn nichts im Leben ist umsonst, und alles Schöne hat seinen Preis! Nenne mich nicht töricht, Artur, daß ich so zu dir spreche. Daß ich dir so dumm den Kopf voll weine. Glaube mir, ich werde . . . dir nicht lästig sein . . ."

Jetzt aber leuchteten Artur Poblands Mienen wie vom Widerschein eines tiefen Glücks. Er beugte sich über die Weinende. Seine Lippen berührten ihren Mund.

„Mein Liebling!" sagte er, und sonst gar nichts.

Lilly aber legte die Arme um des Mannes Nacken — ihre Züge verzerrten sich ein wenig dabei, denn noch immer schmerzte bei jeder Bewegung die durchschossene Schulter, aber es ging vorüber; und nun war in ihren Augen ein seliger Glanz.

„Wirst du mir bleiben, was du bist, Artur?" fragte sie leise.

Und er erwiderte, jetzt ganz ernst geworden:

„Laß uns heimkehren, Lilly, und wir werden uns alles sein!"

*

Mister Wilmot hatte viel Arbeit. Aber er meisterte sie mit der Virtuosität eines Mannes, der an verwickelte Aufgaben gewöhnt ist.

Sein Arbeitszimmer glich einem Fabrikkontor.

Lieferanten kamen und gingen. Dienstmädchen. Waschfrauen. Telephonarbeiter. Chauffeure, der Hauswirt und viele andere traten mit offenen Händen an seinen Schreibtisch, unterschrieben Quittungen und schoben mit mehr oder weniger freundlichen Worten des Dankes wieder ab.

Die große Abrechnung fand statt zu Lasten des Kontos der Mitreß Edith Parsons aus Philadelphia.

Es waren runde Summen, die Mister Wilmot in sein Kassenbuch einzutragen hatte.

Es war Geld, wie es viele Menschen im ganzen Leben nie verdienen.

Aber das kümmerte Mister Wilmot nicht.

Er war es gewöhnt, aus dem Vollen zu wirtschaften. Seine Bilanzen waren nicht auf lumpige hundert Dollars eingestellt. Er rechnete mit Tausenden und Zehntausenden.

Allerdings, der Etat der diesjährigen Europareise war überschritten. Um ein Vielfaches. Doch was tat das? Es kostete ein Kabel nach „drüben", ein Kabel mit dem vereinbarten Kennwort, und schon tags darauf flatterte der Brief einer hiesigen europäischen Bank auf den Schreibtisch, die Mitteilung enthaltend, daß zugunsten von Mitreß Edith Parsons der oder jener Betrag gutgeschrieben sei und zur Verfügung stünde.

Die Stockholmer „Expedition" war flottiert.

Und als der letzte Posten der Verpflichtungen bezahlt war, die man Marinas Rettung wegen im Namen und für Rechnung der Mitreß Edith Parsons eingegangen war, lehnte sich Mister Wilmot, der Sekretär, wie zu einer kurzen Rast in seinem Sessel zurück.

Er schloß die Augen.

War er so erschöpft?

O nein! Er war gar nicht müde, der arbeitsgewohnte Mister Wilmot.

Aber er hatte eine der wenigen Stunden, in denen er so etwas wie Einkehr in sich selbst halten konnte. Etwas, wozu ihm sein Beruf nur selten Zeit ließ. Sein Beruf, der ihn dazu verdammte, stets und allezeit nur das Leben anderer zu leben, wie ein willenloser Trabant, wie ein Mond, der ohne eigenen Weg stets nur um eine ihm Licht spendende Sonne kreist.

Es war eine seltsame Stunde für Mister Wilmot, als er nach Begleichung der letzten Stockholmer Rechnung sich bewußt ward, daß er nun nichts anderes mehr zu tun habe, als seine und Doktor Poblands Reisekoffer zu packen und nach Berlin zu seiner Dienstherrin zurückzukehren.

Es war so etwas in Mister Wilmots Leben, was man einen Wendepunkt zu nennen pflegt.

Und er schrak zusammen, als sei er auf verbotenen Wegen ertappt worden, sobald er den leichten, raschen Schritt Doktor Poblands im Nebenzimmer hörte.

Er sprang auf. Er fuhr sich einmal erregt und geistesabwesend über das sorglich gepflegte, nicht mehr sehr volle Haar.

„Herr Doktor Pohland?" rief er, und seine Stimme war gereizt.

„Nun, was gibt's?" antwortete Artur eintretend. Er war heiter. Es lag wie ein festlicher Glanz auf seinem gebräunten Gesicht. „Sind wir reisefertig, Sie Muster von einem Privatsekretär?"

„Es ist alles geordnet! Platzkarten und Bettkarten liegen bereit. Bezahlt ist auch alles. Lediglich ob nichts mehr einzunehmen ist, muß ich noch nachsehen!" meldete Mister Wilmot. „Aber —"

„Aber?" fragte Artur Pohland und lachte.

Mister Wilmot war verlegen. „Wenn Sie einen Augenblick für eine kurze Unterredung Zeit hätten, Herr Doktor Pohland?"

„Aber gerne, lieber Wilmot!" Artur Pohland trat näher. Er nahm des Sekretärs Arm und begann einen kleinen, scherzhaften Spaziergang mit dem Fragenden im Zimmer auf und ab. „Schießen Sie los! Was für Schmerzen haben Sie?"

Und Mister Wilmot, der Sekretär, fing nach einem zögernden Geräuspер zu sprechen an:

„Sie müssen wissen, Herr Doktor, daß ich seit zwanzig Jahren stets in guten Positionen war und Gelegenheit hatte, mir ein nicht unbeträchtliches Sparguthaben zurückzulegen!"

„Sehr erfreulich!" nickte Pohland ahnungslos.

„Ich bin Junggeselle geblieben, wie das bei meinem Beruf ja nicht anders möglich ist!"

„Bezweifelt!" nickte Pohland.

„Ich habe aber in Cincinnati einen Bruder, der dort eine recht lukrative Fabrik besitzt!" fuhr Mister Wilmot zu sprechen fort, und seine Stimme wurde immer unsicherer, je mehr er sich dem Kernpunkt seiner Worte zu nähern schien. „Ich könnte mit meinem ersparten Kapital jederzeit — als Teilhaber bei meinem Bruder eintreten, wenn . . ."

„Nun, wenn . . ." Doktor Pohland fing an, neugierig zu werden.

Mister Wilmot war jetzt sehr verlegen. „Wenn . . ." begann er von neuem und räusperte sich überlaut, „wenn ich . . . eines Tages doch einmal die Absicht haben sollte, . . . mich . . . zu verheiraten!"

„Aha!" Doktor Pohland nickte. „Ich verstehe. Und . . . was ist es, was Sie mich — in diesem Zusammenhange fragen wollen, Mister Wilmot?"

Da machte sich der Sekretär von Doktor Poblands Arm frei und trat einige Schritte von diesem weg, weit fort, bis vor eines der Fenster.

„Ja, Herr Doktor Pohland, ich wollte Sie allerdings fragen — ich bitte Sie auch um Ihr freimütige Antwort — und natürlich auf alle Fälle um Ihre Diskretion — und —" Er kam nicht weiter. Es schien ihm sehr schwer zu fallen, mit der Sprache herauszurücken. Als er es endlich doch tat, war es, als zerplatze eine Bombe, mit so hochrotem Kopf stieß er schweratmend die Worte hervor:

„Ich habe mich nämlich entschlossen, Fräulein Lilly Beyer zu fragen, ob sie — meine Frau werden und mir nach Amerika folgen will!"

Es war in der Tat, als sei eine Bombe geplatzt.

Sekundenlang herrschte tiefe Stille im Zimmer.

Dann trat Doktor Pohland auf den unglücklichen Yankee zu und legte ihm beide Hände auf die Schultern.

„Lieber Mister Wilmot!" sagte er, und seine Stimme war sehr warm und herzlich. „Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. Aber ich fürchte, Sie zerbrechen sich den Kopf unnötig. Denn ich muß Ihnen sagen: das Fräulein Lilly Beyer — heirate ich selber!"

*

Die Gerichtsverhandlung gegen die drei Komplicen Demeter Stoikow, Peter Koric und Coloman Petsch fand im Herbst in Berlin statt.

Man hatte die drei Verbrecher ausgeliefert.

In der Verhandlung war ein so großer Andrang des Publikums zu verzeichnen, daß besondere Absperrmaßnahmen erforderlich waren.

Und die Zeitungen wußten zu berichten, daß unter dem Publikum „eine gewisse Sorte Damen" sich befunden hätten, die sich nicht schämten, ihre Sympathie für den schönen Angeklagten Coloman Petsch in nicht mißzuverstehender Weise darzutun. Es seien sogar täglich Blumen für den Gefangenen in Moabit abgegeben worden.

Lilly Beyer, Doktor Poblands Braut, lächelte, als sie dies las.

Sie dachte an die Nachtstunde, da sie mit dem Verbrecher allein auf schmalem Boot in Stockholms Schären hinausgebraust war.

„Eigentlich", sagte sie zu ihrem Verlobten, sich eng an ihn schmiegend, „hätte er auch von mir einen Strauß Blumen verdient, der schöne Herr Petsch! Denn wir hätten uns ja nie gefunden, wenn er nicht gewesen wäre!"

Ende

Das Asyl der Schiffbrüchigen

Schweizer Finanzleute haben sich zu einer Gesellschaft zusammengetan, die ängstliche Kapitalisten von allen Sorgen befreien will. Im schnellen Pusschlag der Weltgeschichte sind in den letzten Monaten manche Vermögen von Geschäftsmachern und Spekulanten über Bord gegangen, die aus Gewinnsucht auf das „falsche Pferd" gesetzt haben. Der endgültige Sieg Francos in Spanien, das Scheitern der internationalen Kriegsbeker hat manchen kleinen Interessenten zu Boden geworfen, und so kann man es verstehen, wenn in gewissen Kapitalistenkreisen eine Art von Panik herrscht und wenn mancher Börsenspekulant verzweifelt einen Weg sucht, seine wirtschaftliche Zukunft sicherzustellen.

Auch mit solchen menschlichen Gefühlen, für die in der Gegenwart zweifellos eine gewisse Konjunktur herrscht, läßt sich spekulieren. Die in Lausanne ins Leben gerufene Finanzaelellschaft gewährt jedem, der um seine Ersparnisse besorgt ist, gegen Einzahlung einer allerdings nicht unbeträchtlichen Geldsumme die Möglichkeit, bis an sein Lebensende in einem luxuriös eingerichteten Hotel ein sorgenfreies Leben zu führen. Man hat bereits eine große Anzahl von „Kunden" in der Schweiz, in Frankreich, Holland, Belgien und England geworben, deren Namen, wie es in den Satzungen heißt, unter allen Umständen streng geheim gehalten wird.

Man erkauft sich auf diese Weise sozusagen einen geschenkten Lebensabend. Die Einzahlung hat sofort zu erfolgen. Wann man dann von dem Schweizer Luxusasyl Gebrauch macht, das ist Sache jedes einzelnen. Das Tor der gastlichen Stätte, die natürlich nur „auserlesene" und besonders zahlungskräftige Gäste aufnimmt, steht vom Tage der Bezahlung an jederzeit offen, und es ist jedem Weltflüchtling vergönnt, hier hundert Jahre alt zu werden. Indiskrete französische Journalisten behaupten zu wissen, daß sich eine ganze Anzahl von Ministern, von Diplomaten und Politikern unter den anonymen Hunden dieses Unternehmens befinden, die sich offenbar in ihrer Würde nicht so ganz sicher fühlen und ihre Sessel im Wellenschlag des Weltgeschehens wackeln sehen. Sie haben sich auf diese Weise dagegen abgesichert, daß sie eines Tages zu unerwünschten Emigranten oder ziellosen Schiffbrüchigen der Zeitgeschichte werden. Denn wer sich rechtzeitig in jenem Hotel der Prominenten eingekauft hat, wird, wie die Unternehmer versichern, weder Einwanderungsschwierigkeiten haben, noch sich um eine besondere Erlaubnis bemühen müssen. Die Herren scheinen also gute Beziehungen zu haben. In jedem Fall übernimmt die Gesellschaft, die ja durch die ausreichend bemessene Vorauszahlung jeden Risikos ledig ist, die Bürgschaft für jeden ihrer Gäste, der seinen „garantiert sorglosen Lebensabend" in der Schweiz verbringen will.

Spezialärzte werden sich um den Nervenzustand der hier Gestrandeten bemühen, und man wird betreut sein, jedliche Aufregung, wie Rundfunkmeldungen und die Lektüre der Tageszeitungen von ihnen fernzuhalten. Es könnte ihrem Gesundheitszustand schaden, wenn sie hören, daß die „bösen Diktatoren", die so erfolgreich dem Treiben politischer Geschäftemacher und gewinnsüchtiger Heker ein Ende gemacht haben, immer noch Geschichte machen. Wer Gefahren wittert — Inflation, Entwertung der Goldmarkmengen, Aktienverluste, Börsenkrachs, politische Krisen — der kann getrost in die Arme jener menschenfreundlichen Gesellschaft eilen, zu deren Mitgliedern neben dem Nationalrat Pierre Rochat die bekanntesten Schweizer Bankdirektoren und Hotelbesitzer gehören.

Welt der Frau

Der Rock / Von H. Klockenbusch

In der Werkstatt hinter dem kleinen Hause ist das Hämmern und Hobeln verstummt. Der Sommerabend strömt mit Duft und Stille zum weitgeöffneten Fenster herein, und Peter Helling blickt über die Zeitung hinweg zum verblassenden Himmel hinauf. Auf der Straße gehen seine beiden Gesellen davon, den Feierabend auf ihre Weise zu verbringen. Wenn es dämmert, werden sie plaudernd und lachend mit ihren Mädchen auf der Bank vor dem Hause sitzen . . .

In der Küche klappert Geschirr, und manchmal rauscht es dumpf und fern im Gestrüpp der Linde, die ihre mächtige Krone über dem ziegelroten Dach wölbt.

Lange sitzt Peter Helling so, hört den schwingenden Pendelschlag der Wanduhr und sinnt. Nein, es ist nicht gut, an solchen Abenden allein zu sein und an Vergangenes zu denken. Am besten ist es am Tage in der Werkstatt, wenn die Hobel scharren und die Sägen kreischen. Da ist keine Zeit zum Sinnieren, denn die Menschen brauchen vielerlei Dinge. Truhen. Schränke und anderen Hausrat, kunstvolle Wiegen und einfache Särge. Am Abend aber müßte es so sein wie früher, als Christa noch lebte. So aber wird es nie mehr sein, denn ihre schöne, dunkle Stimme ist verhallt, ihr Lachen verklungen. Drei Jahre sind es nun, daß er den schmalen Sarg für sie gezimmert hat. Drüben an der Wand hängt ihr Bild, und ihr stilles, lächelndes Antlitz sieht zu ihm herüber, aber Peter Helling blickt zu den zierlichen Gieben der nachbarlichen Häuser hinauf, über denen das Abendrot verbrennt. Immer hat dieses Lächeln Christias Gesicht erhellt. Nicht einmal damals ist es erloschen, als Peter Helling das an seinem Hochzeitstage gegebene Versprechen, nicht mehr ins Wirtshaus zu gehen, gebrochen hat. Und vielleicht ist nur dieses Lächelnd daran schuld gewesen, daß Christa im Dorfe eine Fremde geblieben ist, denn die Menschen in Peter Hellings Heimat sind ernst und karg wie das Land, in dem sie aufwuchsen. Wie hätte sie Christa verstehen können, die aus dem Süden kam, wo milder Sonnenschein auf Rebenhügeln liegt? Und jetzt würden sie wohl auch ihn nicht verstehen, wenn er zu ihnen ginge . . .

So kommt es, daß Peter Hellings Abende leer und einsam sind. In der Küche war wirtschaftet Christine, und er könnte ihr sagen, sie solle es nun genug sein lassen und sich ein wenig zu ihm setzen. Aber Christine ist noch ein Kind mit ihren fünfzehn Jahren, obgleich sie mit flink..i Händen zu tun weiß, was der Haushalt erfordert. Und sie hat nicht das leise, gute Lächeln ihrer Mutter, der sie nur darin nicht gleicht. Es ist stets ein trauriger Zug um diesen jungen Mund, und manchmal sehen ihre grauen, versonnenen Augen fast scheu an ihm vorbei, obgleich doch Christine nicht wissen kann, daß Peter Helling in diesen Wochen wieder ein paar Mal dorthin gegangen ist, wo es Menschen und laute Fröhlichkeit und kurzes Vergessen gibt.

Als die Tür geht, wendet er den Kopf. Auch jetzt, da sie im Türrahmen steht und mit ihrer klaren Stimme fragt, ob er noch etwas wünsche, beschattet ein leiser Ernst Christines Gesicht. Ein Kind ist sie noch, wie sie daliegt mit dem krang weißblonder Zöpfe über der reinen Stirn, und doch ist etwas um sie, daß Helling sich wieder zum Fenster wenden muß.

Ueber die Straße klingt verworrener Lärm und Gesang herüber.

„Du kannst schlafen gehen, Christine", sagt er langsam. „Nur meinen guten Rock könntest du mir draußen hinhängen. Ich will noch ausgehen . . ."

Eine ganze Weile wartet er, bis sich Christines leichter Schritt auf der Treppe verloren hat. Dann geht er auf den Flur, in dem es schon fast dunkel ist und tastet, ohne Licht zu machen, nach Rock und Mütze. Wie er aber den Rock gefunden und angezogen hat, ist da etwas nicht in Ordnung. Denn er kann sich nur mühsam hineinzwängen. Ueber den Schultern spannt es sich, als wollten die Nähte bersten, und die Knöpfe lassen sich nicht schließen.

Peter Helling geht ins Zimmer zurück, um zu sehen, welch sonderbare Gewandung er da in der Dunkelheit ergriffen hat. Als das Licht aufflammt und er das Kleidungsstück erkennt, schleudert er es unwirsch auf einen Stuhl. Zurnt will er die Tür aufreißen und nach Christine rufen. Denn das dort auf dem Stuhl ist nichts anderes als der Rock, den er vor vielen Jahren einige Male getragen hat. Zum ersten Male an dem Tage, als Christina seine Frau geworden ist. Es ist sein Hochzeitsrock, an den er, seit er ihm zu eng geworden ist, kaum noch gedacht hat in all diesen Jahren. Nun ist er aus den Tiefen des Schrankes zum Vorschein gekommen, und seine seidigen Aufschläge glänzen stumpf in dem grellen Licht. Christine wird sich im Dunkeln geirrt haben . . .

Vielleicht aber ist dies alles mehr als ein merkwürdiger Zufall. Vielleicht . . . — Und Peter Helling denkt daraufhin nach, wie alt Christine gewesen sein mag, damals, als sich das mit dem Rock zutrug. Wohl möglich, daß das Kind sich jenes Tages erinnert, ohne doch zu wissen, warum Peter Helling nicht mehr ins Wirtshaus gegangen ist seit jenem Tage, solange Christa lebte. Und doch muß sie wohl gewußt haben, daß es mit diesem Hochzeitsrock zusammenhing, den Frau Christa ihrem Mann bereitlegte, als er wieder dorthin gehen wollte, woher er erst wenige Tage zuvor mit schwankenden Schritten und vom Straßenschmutz bedeckter Kleidung gekommen war. „Vielleicht", hatte sie lächelnd gesagt, „daß du dich in diesem Rock ein wenig mehr in acht nimmst . . ."

Peter Helling steht lange am Fenster und sieht den Mond voll und leuchtend über den Dächern stehen. Bis sich hinter ihm die Tür leise und ein leichter Schritt über die Dielen geht. Da wendet er sich um und sieht ruhig in Christines erschrockenes Gesicht.

„Ich dachte, du wärest ausgegangen . . .", stammelt sie und sieht ihn mit ihren großen Augen an.

Peter Helling schüttelt stumm den Kopf und streicht leise mit seiner großen, schweren Hand über Christines Haar. Und in dem mildigen weißen Licht scheint es, als glitte ein Lächeln über das Kindergesicht.

„Denk daran", sagte Helling, „daß wir morgen abend in den Garten wollen, um nach den Kartoffeln zu sehen. Es wird nötig sein nach der langen Dürre . . ."

Mit Todesstrahlen gegen Motten

Eine frohe Kunde für Hausfrauen

So gewiß wie das Frühjahr regelmäßig wiederkehrt, erscheinen auch im Frühling jeden Jahres in den Hausfrauenblättern die Alarmrufe, mit denen die Leserinnen auf die neu einsetzende Mottengefahr für ihre Kleiderbestände aufmerksam gemacht werden. Und das mit vollem Recht, werden doch jährlich Millionenwerte durch Mottenfraß vernichtet. Der Kampf gegen die Motte, den Mottenfalter, war nur selbst keinen Schaden anrichtet, aber doch für die Fortpflanzung sorgt, vor allem aber gegen die gefräßige Mottenraupe, den eigentlichen Schädling, kann deshalb im eigenen Interesse wie in dem unserer Volkswirtschaft gar nicht ernst genug genommen werden. Es ist durchaus das Schweißes der Edlen wert, das Chemikern, der sich bemüht, stets wirksamere Mottenmittel zu erfinden, wie der Hausfrau, die die Kleider wieder und wieder lüften, klopfen, bürsten und wieder einmotten muß.

Wenn die Nachrichten aus England nicht trügen, dürfte aber diese Plage ihr nun in absehbarer Zeit abgenommen werden durch eine äußerlich ganz harmlose kleine Lampe, die es jedoch in sich hat, denn sie erzeugt Todesstrahlen, die jedes Insekt sowie seine Larven und Eier vernichten.

Die Strahlen wurden von dem englischen Physiker Dr. Russell nach mehrjährigen Versuchen, die auch heute noch nicht abgeschlossen sind, entdeckt. Er konnte bei einer Vorführung von Fachleuten einwandfrei zeigen, daß Larven, Maden, Eier, Raupen, Insekten, ja auch bestehende aufmerksam gemacht werden. Und das mit vollem Recht, werden doch jährlich Millionenwerte durch Mottenfraß vernichtet. Der Kampf gegen die Motte, den Mottenfalter, war nur selbst keinen Schaden anrichtet, aber doch für die Fortpflanzung sorgt, vor allem aber gegen die gefräßige Mottenraupe, den eigentlichen Schädling, kann deshalb im eigenen Interesse wie in dem unserer Volkswirtschaft gar nicht ernst genug genommen werden. Es ist durchaus das Schweißes der Edlen wert, das Chemikern, der sich bemüht, stets wirksamere Mottenmittel zu erfinden, wie der Hausfrau, die die Kleider wieder und wieder lüften, klopfen, bürsten und wieder einmotten muß.

Wenn die Nachrichten aus England nicht trügen, dürfte aber diese Plage ihr nun in absehbarer Zeit abgenommen werden durch eine äußerlich ganz harmlose kleine Lampe, die es jedoch in sich hat, denn sie erzeugt Todesstrahlen, die jedes Insekt sowie seine Larven und Eier vernichten.

Die Strahlen wurden von dem englischen Physiker Dr. Russell nach mehrjährigen Versuchen, die auch heute noch nicht abgeschlossen sind, entdeckt. Er konnte bei einer Vorführung von Fachleuten einwandfrei zeigen, daß Larven, Maden, Eier, Raupen, Insekten, ja auch bestehende aufmerksam gemacht werden. Und das mit vollem Recht, werden doch jährlich Millionenwerte durch Mottenfraß vernichtet. Der Kampf gegen die Motte, den Mottenfalter, war nur selbst keinen Schaden anrichtet, aber doch für die Fortpflanzung sorgt, vor allem aber gegen die gefräßige Mottenraupe, den eigentlichen Schädling, kann deshalb im eigenen Interesse wie in dem unserer Volkswirtschaft gar nicht ernst genug genommen werden. Es ist durchaus das Schweißes der Edlen wert, das Chemikern, der sich bemüht, stets wirksamere Mottenmittel zu erfinden, wie der Hausfrau, die die Kleider wieder und wieder lüften, klopfen, bürsten und wieder einmotten muß.

Wenn die Nachrichten aus England nicht trügen, dürfte aber diese Plage ihr nun in absehbarer Zeit abgenommen werden durch eine äußerlich ganz harmlose kleine Lampe, die es jedoch in sich hat, denn sie erzeugt Todesstrahlen, die jedes Insekt sowie seine Larven und Eier vernichten.

Die Strahlen wurden von dem englischen Physiker Dr. Russell nach mehrjährigen Versuchen, die auch heute noch nicht abgeschlossen sind, entdeckt. Er konnte bei einer Vorführung von Fachleuten einwandfrei zeigen, daß Larven, Maden, Eier, Raupen, Insekten, ja auch bestehende aufmerksam gemacht werden. Und das mit vollem Recht, werden doch jährlich Millionenwerte durch Mottenfraß vernichtet. Der Kampf gegen die Motte, den Mottenfalter, war nur selbst keinen Schaden anrichtet, aber doch für die Fortpflanzung sorgt, vor allem aber gegen die gefräßige Mottenraupe, den eigentlichen Schädling, kann deshalb im eigenen Interesse wie in dem unserer Volkswirtschaft gar nicht ernst genug genommen werden. Es ist durchaus das Schweißes der Edlen wert, das Chemikern, der sich bemüht, stets wirksamere Mottenmittel zu erfinden, wie der Hausfrau, die die Kleider wieder und wieder lüften, klopfen, bürsten und wieder einmotten muß.

Wenn die Nachrichten aus England nicht trügen, dürfte aber diese Plage ihr nun in absehbarer Zeit abgenommen werden durch eine äußerlich ganz harmlose kleine Lampe, die es jedoch in sich hat, denn sie erzeugt Todesstrahlen, die jedes Insekt sowie seine Larven und Eier vernichten.

Die Strahlen wurden von dem englischen Physiker Dr. Russell nach mehrjährigen Versuchen, die auch heute noch nicht abgeschlossen sind, entdeckt. Er konnte bei einer Vorführung von Fachleuten einwandfrei zeigen, daß Larven, Maden, Eier, Raupen, Insekten, ja auch bestehende aufmerksam gemacht werden. Und das mit vollem Recht, werden doch jährlich Millionenwerte durch Mottenfraß vernichtet. Der Kampf gegen die Motte, den Mottenfalter, war nur selbst keinen Schaden anrichtet, aber doch für die Fortpflanzung sorgt, vor allem aber gegen die gefräßige Mottenraupe, den eigentlichen Schädling, kann deshalb im eigenen Interesse wie in dem unserer Volkswirtschaft gar nicht ernst genug genommen werden. Es ist durchaus das Schweißes der Edlen wert, das Chemikern, der sich bemüht, stets wirksamere Mottenmittel zu erfinden, wie der Hausfrau, die die Kleider wieder und wieder lüften, klopfen, bürsten und wieder einmotten muß.

Wenn die Nachrichten aus England nicht trügen, dürfte aber diese Plage ihr nun in absehbarer Zeit abgenommen werden durch eine äußerlich ganz harmlose kleine Lampe, die es jedoch in sich hat, denn sie erzeugt Todesstrahlen, die jedes Insekt sowie seine Larven und Eier vernichten.

Ein Kind ist hingefallen . . .!

Kleines Kapitel für die Eltern

Gestern habe ich es wieder gesehen! Zwei Frauen standen an der Treppe, die zu einem Wirtskeller führt. Ein etwa dreijähriges Mädchen, das dazu gehörte, übte sich unterdessen im Treppensteigen. Mit der ernsthaften, gesammelten Miene einer aufgewachsenen Sportlerin trainierte es und bewies seinen wachsenden Mut und sein zielbewußtes Streben nach Leistungssteigerung dadurch, daß es die Treppe hinauf und hinunter immer schneller bewältigte, um schließlich zu versuchen, von einer Stufe zur anderen hinunter zu hüpfen. Dabei glitt es aus, verlor den Halt am Geländer und fiel auf die Steinstufen. Natürlich tat es weh, das Kind war erschrocken und schrie . . .

Die Mutter riß es zankend hoch und versetzte ihm eine Tracht Prügel, die nicht von schlechten Eltern war.

Nun frage ich Sie: Warum? Ob wohl die Frau noch niemals gefallen war? Es soll ja zuweilen auch Erwachsenen passieren.

Ich will ihr gar keinen Vorwurf daraus machen, daß die Unterhaltung mit der Bekannten sie daran hinderte, ihr Kind zu beaufsichtigen. In unbeobachteten Augenblicken lernen die Kinder am meisten, und es sind — auch für die Kinder — gewöhnlich die schönsten.

Aber daß die Mutter zu dem Schreck und dem Schmerz, den die kleine erlitten hatte, neue Schmerzen und neuen Schreck hinzufügte, das ist das Unangenehme des Zwischenfalls im Bewußtsein des Kindes verstärkte und ihm ge-

wissermaßen den Mut ausklaube, das mache ich ihr zum Vorwurf.

Bitte, verstehen Sie mich nicht falsch! Es liegt mir fern, jenen Müttern das Wort zu reden, die, wenn ihr Kind einmal gefallen ist, herbeigeeilt sind, es in überflüssiger Weise mit Mitleid trösten, streicheln, bedauern: „Ach, das arme Kind, wo hat es denn sein Wehwochen?"

Mitleid kann ein süßes Gift sein, und Kinderherzen sind sehr empfänglich dafür. Menschen, die sich immer bedauernswert vorkommen, Menschen, die immer bemitleidet werden und sein wollen, bringen es im Leben zu nichts. Man kann sie nicht gebrauchen, sie vertragen keinen Stoß und keinen Schuß, die das Leben unbarmherzig und rauh zu verabfolgen pflegt, es mag uns recht sein oder nicht.

Umgekehrt kann es aber auch falsch sein. Wenn die Mutter ihr gefallenes Kind auch noch schlägt, dann wird ein angenehmes Erlebnis überbewertet, wird ein negativer Eindruck im kindlichen Bewußtsein unnötig verstärkt, statt daß er mit einem Scherz oder durch Nichtbeachtung unwichtig gemacht wird.

Und darauf kommt es doch letzten Endes an, daß wir alle hemmenden Erlebnisse abdämpfen, alle lebensfördernden Eindrücke aber verstärken, wenn wir mutige, lebenstaugliche Menschen erziehen wollen, die sich vor nichts fürchten und in allen Situationen beweisen, daß sie ihren Mann zu stehen wissen.

Lob der Kartoffel

Man kann immer wieder lesen, daß vor etwa 350 Jahren der englische Seefahrer Francis Drake, der manchmal ein arger Seeräuber war, die Kartoffel aus Südamerika nach Europa mitgebracht habe. Für diese Tat hat man ihm sogar in Offenburg in Baden ein Denkmal gesetzt, obwohl ihm der Ruhm garnicht zukommt. Drake hat nämlich nicht die Kartoffel, sondern die Batate in Europa eingeführt, während die schönen Knollen damals schon bekannt waren, wenigstens sind sie 1567 in Deutschland urkundlich nachgewiesen. Es dürfte also schon richtig sein, daß spanische Mönche die Kartoffeln von Uebersee brachten und daß sie sich von Spanien über Italien in allen europäischen Ländern allmählich verbreiteten.

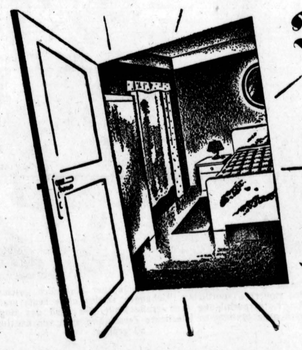
Als sich im Jahre 1691 der Kurfürst Christian von Sachsen an den hessischen Landgrafen wandte und ihn bat, ihm doch einige schöne Pflanzen und Samen für seine Gärten zu schicken, brachte der Bote auch Kartoffeln mit nach Dresden und der hessische Landgraf schrieb gleichzeitig an Kurfürst Christian:

„Wir überschicken auch Ew. Liebden ein Gewächse, so wir vor wenigen Jahren aus Italia bekommen und Faratsuphili genannt wird. Dasselbige wächst in der Erden und hat schöne Blumen gute Geruchs, und an den Wurzeln hat es viele Tubera hängen, dieselbige, wenn sie gekocht werden, seindt sie gar anmutig zu essen, man muß sie aber ersilich in Wasser aufsieden, so gehen die obersten Schalen ab, danach tut man die Brühe davon und tunkt sie in Butter vollends gar!"

Als der Landgraf gestorben war, verschwanden die Kartoffeln wieder in den Gärten der Kaiserlichen Aue und erst späteren Generationen blieb es vorbehalten, ihren wahren Wert zu erkennen. Besonders in den Hungerjahren 1770 und 1772 wurden die Kartoffeln, die man ursprünglich nur dem Vieh gegeben hatte, immer mehr gegessen. „Kartoffeln sind wie liebes Brot, sie füllen schön den Magen" sagte nicht umsonst das Sprichwort, ebenso wie eine „gebratene Kartoffel besser ist, als ein halbreifer Pfirsich"!

Am schönsten aber hat der gute, alte Matthias Claudius das Lob der Kartoffel gesungen, wenn er in seinem Kartoffellied sagt:

Pasteten hin, Pasteten her,
was kümmern uns Pasteten!
Die Schüssel ist auch hier nicht leer
und schmeckt so gut als aus dem Meer
die Austern und Lampreten.
Schön göttlich die Kartoffeln sind
und weiß wie Alabaster.
Verdaun sich lieblich und geschwind
und sind für Mann und Frau und Kind
ein rechtes Magenpflaster . . .!



Warum kann sie täglich mit den Kindern ausgehen?

Während sich andere Hausfrauen mit der Putzarbeit abrachern, geht sie täglich ein Stündchen mit den Kindern spazieren. Dabei muß sie ihren ganzen Haushalt ohne Hilfe besorgen. Trotzdem hat sie genügend freie Zeit, weil sie beim Aufräumen und Putzen das vielseitige Mi mitarbeiten läßt. Mit Mi geht die Arbeit leichter von der Hand, und Staub und Schmutz verschwinden im Nu. Wußten Sie schon, daß Mi so vielseitig ist?

IM SCHLAFZIMMER können Sie Mi zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Schleiflackmöbel, Nachttischlampen, Glas- und Marmorplatten, Spiegel und Auflage, Fußböden, Kristall-, Glas- und Porzellanbehälter, Trink- und Wassergläser, Kannen und Seifenschalen, Türen, Fensterrahmen und noch vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne Mi's Hilfe aus!

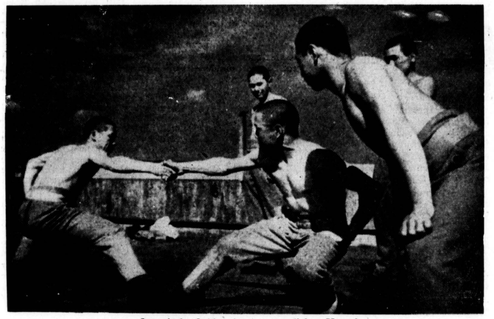
Das Gesicht des japanischen Offiziers
Die japanischen Offizere entstammen meist den Familien der Samurai, der früheren Schwertritter
Wissenschaftliche Nachrichten-Zentrale (4)

Wie lebt der japanische Soldat?

Der Geist des japanischen Heeres - Heroismus als Selbstverständlichkeit

Das japanische Soldatentum ist ein entscheidend wichtiger und für dieses Land besonders kennzeichnender Teil seines gesamten Lebens. Der Krieg im fernen Osten läßt jetzt eine Betrachtung über den Geist des japanischen Heeres besonders aktuell erscheinen. Der nachstehende Artikel stammt von dem bekannten Geopolitiker Dr. J. Stoye, der zu unseren besten Japankennern gehört

Seit dem Jahre 1871 hat Japan die allgemeine Wehrpflicht. Früher gab es eine scharfe Trennung zwischen den Soldaten und dem Bauern, dann aber ist die Bauernschaft der nie versagende Quell für die Bereitstellung tüchtiger Rekruten gewesen. Die Bauernsöhne Japans gewannen die Kriege gegen China und Rußland und ihre Väter trugen die ungeheuren Lasten, die diese Waffengänge zur Verteidigung der Ehre Japans mit sich brachten. An sich ist jeder Japaner nach Erreichung des 20. Lebensjahres dienstpflichtig, aber es werden so hohe Anforderungen an die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit gestellt, daß nur ein Sechstel der zur Ausmusterung gehenden jungen Japaner der Ehre teilhaftig wird, Soldat sein zu dürfen.



Japanische Soldaten beim sportlichen Kampf

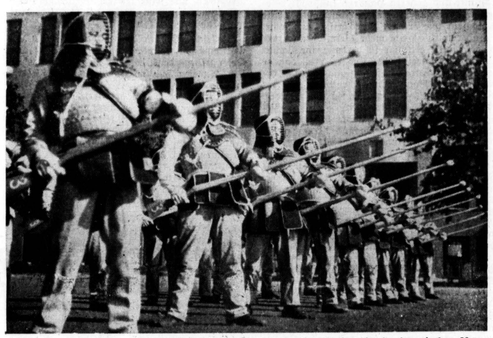
Aehnlich wie der einfache Rekrut gehören die Offiziere überwiegend zu den ärmeren Volksschichten, denn die Nachkommen der früheren Samurai (Schwertritter) sind selten vermögend. So teilen Offiziere und Mannschaft ein spartanisch strenges Leben. Der Rekrut bekommt neben Unterkunft und Verpflegung im Monat etwa 11 RM. Der Offiziersold ist so niedrig, daß erst in den höchsten Rangstellen 400 RM im Monat erreicht werden. Die Gemeinschaftsgesinnung im Heer führt zur Ueberwindung aller sozialen Unterschiede, und der Rekrut wird als „kleiner Bruder" des Offiziers aufgefaßt. Wie überall im japanischen Leben treten hier deutlich patriarchalische Gedankengänge zutage.

Die Familie des Rekruten nimmt an der Einberufung größten Anteil. Seine Angehörigen begleiten ihn bis zur Kaserne. Der Ausbildungsunteroffizier macht sich mit den Offizieren bekannt. Während der junge Rekrut eingekleidet wird, reicht man seiner Familie Tee und Kuchen. Der Kompaniechef pflegt Vater und Mutter mitzuteilen, daß er sich um die Rekruten kümmern werde, als gehöre man zur gleichen Familie. Zum ersten Male in seinem Leben schläft der japanische Soldat in einem Bett; feine leichte Angelegenheit für Menschen, die bis dahin auf Schlafmatten am Boden ihre Ruhe gefunden haben. In der Kaserne müssen sich die Bauernsöhne auch an Tische und Bänke gewöhnen, die in einem japanischen Haushalt völlig fehlen. Am schlimmsten sind die Uniformen für sie — sie frieren darin zunächst, da der sonst allgemein übliche, locker fallende Kimono besser vor Zugluft schützt. Die Disziplin in der japanischen Armee ist unübertroffen, das Vertrauensverhältnis zwischen Offizieren und Mannschaften ausgezeichnet. Die Ausbildungsgrundsätze und -ziele unterscheiden sich stark von denen in europäischen Ländern. Das „Bushido" (Weg des Kriegers) ist der oberste Grundsatz, und die „Seishin Kyoiku" (moralische Ausbildung) ist für europäische Begriffe kaum erfaßbar. Der japanische Soldat wird in der Treue zur Familie und damit zum Kaiserhaus erzogen, denn die kaiserliche Familie ist das Oberhaupt aller Familien Japans. Wirkliche Vaterlandsliebe und richtige militärische Disziplin sind in Japan nicht denkbar ohne allgemeine patriotische Erziehung. Es gibt keinen Fahneneid, denn es ist für den Japaner eine Selbstverständlichkeit, immer und überall dem Vaterlande zu dienen. Der Geist des „Bushido" verlangt von allen Waffenträgern Treue, Höflichkeit, Mut, Ergebenheit und Bescheidenheit. In einer kaiserlichen Verordnung heißt es: „Die Gunsin (Soldaten und Matrosen) müssen begreifen, daß ihr Sinn für Gerechtigkeit unerschütterlicher als ein Berg sein sollte, und der Tod leichter als eine Feder. Die von höherem Rang sollten ihre Untergebenen in keiner Weise herablassend behandeln. Mit Heftigkeit und Schroffheit handeln bedeutet alles andere als Mut und Tapferkeit."

Der Ehrenkodex des „Kodo" — wie man die moderne Form des „Bushido" nennt, wird streng befolgt, und die Pflicht des persönlichen Einsatzes für die Gesamtheit bis zum äußersten beherrscht den Wehrdienst vollkommen. Daraus ergibt sich eine Härte der Rekrutenausbildung, die uns übertrieben erscheint, für japanische Begriffe aber selbstverständlich ist. Bei größter Hitze oder Kälte werden enorme Marschleistungen verlangt. Bricht ein Soldat wegen Ueberanstrengung zusammen, so tritt er kein Mitleid. Kein Sanitäter hilft ihm — er hat seine Pflicht verletzt und muß dafür leiden, auch wenn der Tod die Strafe ist. Durch dieses strenge System werden Kampfleistungen der Truppe ermöglicht, die eine zahlenmäßige Unterlegenheit weitgehend ausgleichen. Trotz der Gewöhnung an sein warmes Heimatklima ist der japanische Soldat auf Grund solcher harten Ausbildung in der Lage, auch im kältesten Winter zu kämpfen und größte Entfernungen zu überwinden.

Der japanische Soldat denkt immer an die Ehre, für seinen Kaiser sterben zu dürfen. Ein amerikanischer Beobachter äußerte, er zeichne sich durch einen todverachtenden Eifer und später durch Entschlossenheit aus, die ihn nahezu unbesiegbar mache. Bei Ausbruch des Krieges gegen Rußland im Jahre 1904 ließen sich zahlreiche Japaner von ihren Frauen scheiden oder schickten sie zu ihren Eltern zurück, um unverzüglich an die Front abgehen zu können. Ein Japaner tötete seine beiden kleinen Kinder, die er nirgends unterbringen konnte, um sich für den Militärdienst frei zu machen. Admiral Togo verlangte von seinen Offizieren, mit dem Gedanken in See zu gehen, daß sie ihre Frauen und Kinder nicht wiedersehen würden; sie sollten nicht an sie denken und auch nicht an sie schreiben. Als Togo „Reichitai" (Todesverächter) anforderte, die in der Einfahrt des Hafens von Port Arthur liegende russische Dampfer versenken sollten, meldeten sich 2000 Mann. Darunter war ein Deckoffizier, der schrieb: „Da ich den Wunsch habe, in das Freiwilligenkorps aufgenommen zu werden, richte ich das dringende Gesuch an Sie, mich auszusuchen und anbei lasse ich die mit meinem eigenen Blute geschriebene Bewerbung an Sie gelangen."

Japan hat den Vorteil einer politischen Organisation, die zu raschem und klarem Handeln befähigt ist. Der die ganze Bevölkerung durchdringende kriegerische Geist bietet dafür die besten Voraussetzungen und macht die Erreichung des Zieles einer rücksichtslosen Mobilisierung aller Landkräfte möglich. Die totale Mobilmachung schon in Friedenszeiten ist der Leitsatz der japanischen Wehrmacht, dem alles andere untergeordnet werden muß. Eine außergewöhnliche nationale Einheit läßt in Zeiten der Gefahr, wie gegenwärtig, ganz Japan als einen einzigen Organismus für den Kampf erscheinen. Alte und kränkliche Eltern begehen Selbstmord, um es ihren Söhnen, auf deren Unterstützung sie angewiesen sind, zu ermöglichen, in den Krieg zu gehen. Die Frau eines Offiziers, der an die Front beordert war, tötete sich, damit ihr Mann seine volle Aufmerksamkeit seiner militärischen Tätigkeit widmen könne. Mütter nehmen sich das Leben, aus Kummer und Scham dafür, daß man ihre Söhne als körperlich untauglich zurückgewiesen hat.

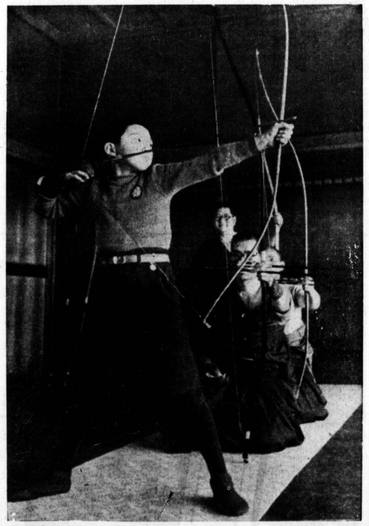


Als Uebung, die Mut und körperliche Gewandtheit besonders fördert, ist im japanischen Heer das Bajonettfechten sehr beliebt

Die militärische Ausbildung des Japaners beginnt schon in den Schulen und später wird jeder körperlich taugliche Mann zwischen 17 und 40 Jahren Soldat. Die Japaner sind mit sachlich-herer Kost zufrieden als ihre europäischen Kameraden; sie kommen mit einer Tagesration von mit Weizen und Gerste gemischtem Reis im Verein von wenigen Pfennigen aus; nur gelegentlich bekommen sie Fleisch oder Fisch.

In der Art seiner Kriegsführung ist Japan manchen Ländern vorbildlich geworden. Während die Russen 1904 nur 50 Prozent ihrer kampffähigen Mannschaften im Felde hatten, führen die Japaner in der Regel über 90 Prozent ihrer Leute in die vorderste Linie. Ihre Maßnahmen zur Erhaltung der Gesundheit der Truppe haben den Neid der Amerikaner erregt, deren Verluste durch Krankheiten im Sezessionskriege und später im Kampfe gegen Spanien an den japanischen gemessen erschreckend hoch waren. So bereitwillig die Japaner ihre Truppen in die Schlacht schicken, so vorsichtig gehen sie doch mit deren Gesundheit um und verabreichen nur bestes Essen.

Dr. Johannes Stoye

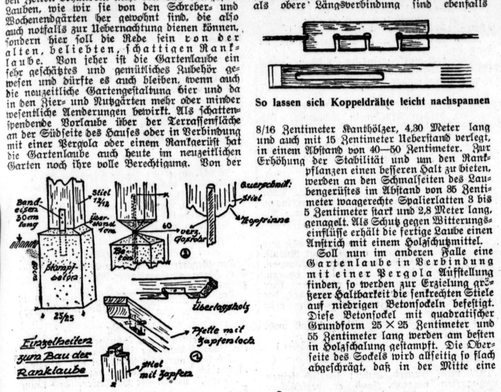


Schon in früher Jugend wird der Japaner körperlich geschult. Neben den modernen sportlichen Uebungen spielen noch heute uralte Formen der Körperausbildung eine große Rolle. So wird das Bogenschießen nach ganz bestimmten feierlichen Zeremonien auch von der Jugend übergll gepflegt

Haus, Hof und Garten

Wir bauen eine Gartenlaube

Um es gleich vorweg zu nehmen, die folgenden Zeilen behandeln nicht den Bau von festen Lauben, wie wir sie von den Schreber- und Wochenendgärten her gewohnt sind, die also auch notfalls zur Uebernachtung dienen können, sondern hier soll die Rede sein von der alten, beliebten, schattigen Rankenlaube. Von jeher ist die Gartenlaube ein sehr geschätztes und gemütliches Anhängsel gewesen und dürfte es auch bleiben, wenn auch die neuzeitliche Gartengestaltung hier und da in den Ziers- und Nutzgärten mehr oder minder wesentliche Aenderungen bewirkt. Als schattenspendende Vorlaube über der Terrassenfläche an der Südseite des Hauses oder in Verbindung mit einer Pergola oder einem Rankgerüst hat die Gartenlaube auch heute im neuzeitlichen Garten noch ihre volle Berechtigung. Von der Nutz- und Ziergartenfläche soll nicht viel verloren gehen, gemütlich und zweckmäßig soll das Kaffee-, Eß-, Plauder- und Sitzplätzchen natürlich sein, so daß der „Laubere" reichlich überlegen muß, wie er besagte Laube richtig herstellt. Hier sollen nachstehende Ausführungen praktische Fingerzeige geben.

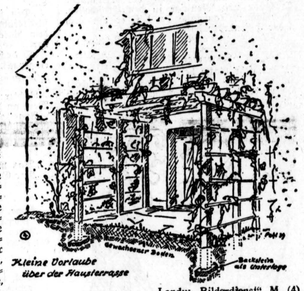


Die Rechteckform wird der quadratischen meist vorzuziehen sein. In unserem Beispiel soll als Größe 4 × 2,80 Meter angenommen werden. Um einfachsten und billigsten ist die Bauweise in Form der sogenannten Rankgerüste, z. B. als Vorlaube über der kleinen Hausterrasse. Aus der Baubolandlung besorgt man sich sechs Stiele 3,80 Meter lang und 12/16 Zentimeter stark. Je drei dieser Stiele werden an den Schmalseiten des abgesteckten Rechtecks, also an den vier Ecken und den Schmalseitenmitten, 80 Zentimeter tief in den Boden eingelassen. Vorher müssen die Hölzteile, die in den Boden kommen sollen, 2-3mal mit Karbolineum bestrichen werden. Das Stielende im Boden ruht auf einem flachgelegten Backstein, der ein Versacken verhindern soll. Die entsprechende obere Querverbindung bildet ein Kantholz 8/16 Zentimeter und 3,10 Meter lang, die sog. Pfette, deren Enden 15 Zentimeter über die Eckstiele hinausragen. Die Verbindung von Stiel und Pfette geschieht nach Zimmermannsart mit Zapfenloch und Zapfen, durch einen harzigen Kiefernbolzennagel zusammengehalten (Abb. 1). Die Ueberlagshölzer als obere Längsverbindung sind ebenfalls

So lassen sich Koppeldrähte leicht nachspannen

8/16 Zentimeter Kanthölzer, 4,20 Meter lang und auch mit 15 Zentimeter Ueberstand verlegt, in einem Abstand von 40—50 Zentimeter. Zur Erhöhung der Stabilität und um den Rankpflanzen einen besseren Halt zu bieten, werden an den Schmalseiten des Laubengerüstes im Abstand von 85 Zentimeter waagerechte Spalierlatten 3 bis 5 Zentimeter stark und 2,8 Meter lang, genagelt. Als Schutz gegen Witterungseinflüsse erhält die fertige Laube einen Anstrich mit einem Holzschutzmittel.

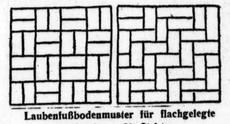
Soll nun im anderen Falle eine Gartenlaube in Verbindung mit einer Pergola Aufstellung finden, so werden zur Erzielung größerer Haltbarkeit die senkrechten Stiele auf niedrigen Betonsockeln befestigt. Diese Betonsockel mit quadratischer Grundform 25 × 25 Zentimeter und 55 Zentimeter lang werden am besten in Holzschalung gestampft. Die Oberseite des Sockels wird allseitig so flach abgeschrägt, daß in der Mitte eine



„Landw. Bilderdienst" M (4)

etwa 50 Zentimeter tief in den Boden eingelassen. Die Verbindung zwischen Stiel und Sockel stellen 1 oder 2 entsprechend starke Bandeisen von 30 Zentimeter Länge her, die gleich 15 Zentimeter tief beim Stampfen in den Betonsockel eingelassen werden und mit zwei Holzschrauben am Stielende befestigt werden. Eine andere Verbindung zwischen Stiel und Sockel mittels eines verzinkten Gasrohres stellt die Abb. 2 dar. Die Pfetten sind entsprechend den quadratischen Stielen ebenfalls 12/12, Ueberlagshölzer 8/12, die Spalierlatten wählt man wie im ersteren Fall. Als Befestigungsmaterial für den Fußboden nimmt man entweder gestampfte Feinschlacke, Stampfbeton, Plattenbelag oder Klinkerbelag in Zementmörtel verlegt (flach gelegt = 32 Stck/qm in versch. Mustern, s. Abb. 3). — Als Bepflanzung des fertigen Laubengerüstes (Abb. 4) eignen sich besonders Clematis paniculata, Lonicera caprifolium mit Formen, Parthenocissus quinquefolium und Formen, Polygonum Aubertii, Vitis adoratis sima und für besonders warme Sonnenlagen Wistaria sinensis, einer der schönsten Schlinger mit blau-weißen Blütentrauben im Frühjahr.

Dipl.-Gartenbauinspektor Heinz Pohl



Laubenfußbodenmuster für flachgelegte Backsteine. 32 Stck/qm.

40 Jahre Wachstum in 4 Stunden vernichtet

Darum äußerste Vorsicht

Noch ist's zwar kalt draußen, in vielen Gegenden unseres Vaterlandes liegt noch Schnee, aber nicht mehr lange dauert es, bis der Frühling kommt. Die steigende Sonne kündet seinen Einzug an, die Tage werden länger, in der Natur regt sich schon das neue Leben. Zahlreiche deutsche Volksgenossen werden nun wieder hinaus in den deutschen Wald ziehen, um hier Freude und Entspannung von schwerer Berufsarbeit zu suchen und zu finden. Woche denn je muß dabei aber beachtet werden, daß der Wald nicht nur eine Erholungsstätte oder allenfalls noch Fundstelle für Beeren und Pilze, sondern eine Rohstoffquelle allerersten Ranges ist. Wir brauchen das Holz nicht nur zum Bauen und Brennen, es handelt sich um einen wichtigen Rohstoff für ganze Industrien, wir erinnern nur an die Papierherstellung und die Zellwollerzeugung.

Der Schutz des Waldes muß uns also in starkem Maße am Herzen liegen. Was in 4 Stunden verbrennt, braucht 40 Jahre, um wieder zu wachsen! Nur selten einmal entsteht ein Waldbrand durch natürliche Ursachen, z. B. durch Blitzschlag. Die weitaus größte Zahl ist auf die Leichtsinnigkeit und Unüberlegtheit der Menschen zurückzuführen. „Es ist doch nicht so schlimm, im Walde eine harmlose Zigarette zu rauchen, ich sorge schon dafür, daß der Stummel ausgetreten wird und kein Feuer entsteht", hört man oft sagen. Diese Ansicht ist grundfalsch, das überall im Walde bestehende Rauchverbot muß schärfstens beachtet werden, jede Uebertretung muß als Sabotageakt am deutschen Volk angesehen werden. Das gleiche gilt natürlich für das Feueranzünden im oder am Walde, auch beim Durchfahren von Waldgebieten mit Bahn oder Auto ist äußerste Vorsicht am Platze. Man wende auch nicht ein, daß derartige Mahnungen jetzt im Frühjahr verfrüht seien, da der Wald nur im trockenen und heißen Sommer brennen könne. Auch diese Meinung ist verfehlt, es besteht immer die Möglichkeit, daß durch ein brennendes Streichholz, einen achtlos weggeworfenen Zigaretten- oder Zigarrenstummel ein Waldbrand entsteht, der wertvolles Volksvermögen vernichtet. Darum fort mit Zigarre und Zigarette, wenn du in den Wald gehst! Opfere nicht dem Genuß weniger Minuten das Wachsen und Werden von Jahrzehnten!

Ungünstige Witterung

verursachte Auswinterungsschäden

Die Witterungsverhältnisse in den letzten Wochen waren für die deutsche Landwirtschaft nicht gerade günstig. Hatte schon der starke Frost im Dezember manche Schäden verursacht, so war das wechselvolle Wetter der letzten Zeit mit verhältnismäßig hohen Tagestemperaturen und starken Nachtfrösten besonders nachteilig. Aus vielen Gegenden wird deshalb über mehr oder weniger starke Auswinterungsschäden geklagt, auch in den Gärten sind Schäden zu verzeichnen. In das Wachstum infolge der warmen Witterung schon begonnen hatte. Geklagt wird ganz besonders über Auswinterungsschäden im Feldfutterbau; hier war bereits der trockene Sommer 1938 nachteilig, die Bestände kamen vielfach schon licht und schwach in den Winter und konnten der Kälte nicht standhalten.

Die beste Hilfe ist eine richtige Stickstoffdüngung, wenn die Feldbestände noch einigermaßen Aussicht auf Erholung bieten. Der Stickstoff regt die Bestockung an und kräftigt die Pflanzen, er muß aber in rasch löslicher Form, also als Salpeter, verabreicht werden. In vielen Fällen wird sich aber auch die Zufuhr der anderen Nährstoffe empfehlen, arbeitersparend wirkt hier einer der bekannten Mischdünger. Von sonstigen Kulturmaßnahmen ist das Walzen zu nennen, wodurch aufgefrorene Saaten angedrückt werden, um erneut anwachsen zu können, ferner das Eggen, das den verdichteten Boden aufreißen und den Pflanzen Luft schaffen soll, aber nur dann in Betracht kommt, wenn das Feld nicht zu dünn steht. Gar zu kärglich aufgehende Bestände müssen umgepflügt und mit einer Sommerfrucht bestellt werden. Dies wird sich besonders bei vielen Feldfutterschlägen nicht vermeiden lassen. Als Ersatz kommen hier das Weidewolhdistel und das Welsche Weidelgras in Betracht, ferner Süßlupinen, Saatwicken und Wickgemenge. Eine weitere Möglichkeit besteht in einem vermehrten Anbau von Runkelrüben, Steckrüben und Zuckerrüben für Futterzwecke auf diese Weise werden größere Mengen von Saftfutter gewonnen. Jedenfalls muß alles getan werden, damit die Erzeugung von wirtschaftseigenem Futter auf keinen Fall in Mitleidenschaft gezogen wird.

Rätselsprung

ge	te	ich	gen	kann	re	könn
hät	a	wird's	stät	te	zwin	ich
nur	lin	tem	sich	auf	ich	ba
del	te	selbst		grund	und	er
das	dem	gen	har	frucht	frucht	beln
pflügt	heid	ren	te	ne	zu	will
kla	ste	ei	stier	ich	grü	un

Silbenrätsel

Aus den 36 Silben:

breis — cel — dan — dolf — dram — eu — ga — gau — gen — ha — hum — i — im — ke — ko — la — land — lar — le — me — ment — na — nan — rald — ran — re — ri — rif — ro — ru — se — sen — ta — ta — u — un

sind 18 zweisilbige Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Nordpolfahrer, 2. Amphibie, 3. Mittertigur, 4. Stadt in Norwegen, 5. Schweizer Kanton, 6. männlicher Vorname, 7. Stadt in Hannover, 8. nordischer Königsname, 9. badische Landschaft, 10. Insekt, 11. Amtstracht, 12. Warenpreisvergleichnis, 13. männlicher Vorname, 14. Fluß in Pommern, 15. Prophet, 16. asiatisches Hochland, 17. Schlachtort in Frankreich, 18. russische Halbinsel.

Namenrätsel

a b e m n o r f u — Schubert
e b l o o t — G. Verdi
a b e c c i o o — Suppé
a e e t l r t — R. Strauß
a b e h l r ä ß — C. M. von Weber
a b d o o r t u n — G. Verdi
a a b e l l r f t — Flotow
a c i l n o o r — Beethoven
a a h k l — Moniuszko
d e i n n n — Borbing
a a e e g h m r r t — Gounod
a a a b h u n f s u — C. M. von Weber
a a i l n — Delibes
a m n o r — Bellini

Nach richtiger Bildung der Wörter ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben, ein Zitat von Blaise Pascal.

Logogriph

Die Blumenfee
Zeigt Tag für Tag
Im Wort mit — e,
Was sie vermag.
Ist's neu geschmückt
Mit buntem Flor,
So steht entzückt
Der Mensch davor.

Im Wort mit — t
Sucht alt wie jung
Bei manchem Weh
Erleichterung.
Es eilt der Fluß
Von ferne her
In raschem Schuß
Darin zum Meer.

Streichrätsel

Wunde — Wanda — Post — Viper — Miene — Leier — Klippe — Calm — Lehne — Hase — Knopf

In vorstehenden 11 Wörtern ist durch Streichen je eines Buchstabens ein neues Wort zu bilden, während die gestrichenen Buchstaben, aneinandergereiht und ohne die Reihenfolge zu verändern, ein beliebtes Frühlingsblümchen ergeben.

Kreuzworträtsel

Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1. Teil der Hand, 6. Ende des Daseins, 8. Lebensabschnitt, 10. Teil des Gartens, 11. feierliches Gedicht, 12. Nebenfluß des Rhein, 13. Kriegsgott, 14. Nebenfluß der Aller, 15. chemischer Grundstoff, 16. Standbild

b) von oben nach unten: 2. Herbstblume, 3. deutscher Flieger, 4. Himmelsrichtung, 5. Kurort im Thüringer Wald, 7. Erfinder einer Verbrennungskraftmaschine, 9. Wissensvermittler, 11. Sternbild am Winterhimmel, 13. Zeitalter.

Ein Buchstabe weniger

Welle — Siegel — Pavian — Patte — Hoerde — Trank — Lagune — Druese — Amare — Leier — Kurt — Rast — Recke — Teer

In jedem der vorstehenden 14 Wörter ist, einerlei an welcher Stelle, ein Buchstabe zu streichen. Die Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, eine winterliche Naturerscheinung.

Inhaltsreich

Tatendurst — Hochwasser — Ameise — Eigenheim — Rotwild — Pferdestall — — Reinhold — Pause — Hagebutte — Raute — Flunder — Baldur — Hochverrat — Person — Kastanie — Zeder — Anhalt — Raftenburg

Jedem der vorstehenden Wörter sind drei zusammenstehende Buchstaben zu entnehmen, welche, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben.

Auflösungen auf voriger Nummer:

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Omelett, 2. Maja, 3. Elbet, 4. Leer, 5. Za, 6. Tiber, 7. Kaloderna, 8. Alba, 9. Bol, 10a. Zero, 10b. Koe, 11. Gor, 12. Jer, 13. Bor, 14a. Reim, 14b. Re.

Synonym: 1. Stille, 2. Charlatan, 3. Herrlichkeit, 4. Nachtell, 5. Erbarmen, 6. Eigner, 7. Glosse, 8. Leiterkasten, 9. Obhut, 10. Eiland, 11. Champagner, 12. Kneipe, 13. Obel, 14. Heiterkeit, 15. Eifer, 16. Nutzen. — Schneeglöckchen.

Erdkundliches Silbenrätsel: Wo viel Licht ist, ist starker Schatten. — 1. Wiesbaden, 2 Odenie, 3. Vermont, 4. Ingolstadt, 5. Elba, 6. Vörrach, 7. Lemnos, 8. Xdar, 9. Chiemsee, 10. Tobolsk, 11. Iller, 12. Sevilla, 13. Tibet, 14. Indus, 15. Schweinfurt.

Füllrätsel: Salat, Psalm, Stute, Bedel — Kasten, Glaube, Falter.

Ergänzungsrätsel: Achse, Dach, Drahtseil, Pik, Gondel, Pfeiler — Schiff.

Scharade: Autogramm.

Weinkarte: Hochzeitsmahl.

„Tom", sagt Violet, „hier ist dein Ring zurück — ich liebe einen anderen Mann."

„Schön", erwidert der junge Amerikaner gleichgültig, „gib mir seinen Namen und Adresse!"

„Oh, Tom", ruft Violet ängstlich, „du wirst ihn doch nicht töten?"

„Nein, ich will ihm den Verlobungsring verkaufen!" (Neue JZ)

Unterhaltung

„Auf den Südseeinseln soll es noch dreitausend Menschenfresser geben, lese ich hier. Man hat jedoch vier Missionare hingeschickt."

„Wie, vier Missionare zu dreitausend Menschenfressern? Das ist doch herzlich wenig." (Svenska Journalen)

*

„Vati, wie lang geht man von Worringen bis Köln?"

„Ungefähr drei Stunden."

„Und von Köln bis Worringen?"

„Unsinnige Frage, natürlich genau solange."

„Das ist gar nicht unsinnig, Vati. Von Weihnachten bis Neujahr sind nur sieben Tage, und von Neujahr bis Weihnachten fast ein ganzes Jahr."

„Ich gehe grundsätzlich nicht ins Kino."
„Gefallen Ihnen die Stücke nicht?"
„Die Stücke schon, aber die Sitze nicht, die sind zu schmal." (Zeichn.: Hannesen — M.)

Ein junger Mann wollte die Tochter des reichen Krause zur Frau haben. Krause hörte sich den jungen Mann an.

„Ich trinke nicht", führt der Bewerber sich ein.

„Aha!"

„Ich bin auch Nichtraucher!"

„So, so!"

„Karten spiele ich gleichfalls nicht."

„Hm!"

„Ich bin so solide, daß ich keinen Abend ausgehe. Kann ich also Ihre Tochter zur Frau haben?"

„Ausgeschlossen."

„Warum diese Ablehnung?"

„Nun, ich möchte nicht einen Schwiegersohn, der mir dauernd als leuchtendes Beispiel vorgehalten werden könnte." (Paris Soir)

Geschichten aus der Geschichte

Heinrich IV., König von Frankreich, begegnete eines Tages in den Gemächern des Louvre einem Mann, der ihm völlig unbekannt war und dessen Aeußeres nichts Besonderes verriet. Er fragte ihm, wem er angehöre. — „Ich gehöre mir selbst an", antwortete der dornierte Fremde in einem respektlosen Tone. — „Guter Freund", sagte der König darauf, „da habt Ihr aber einen sehr dummen Herrn."

*

Der Großherzog von Mecklenburg Friedrich Franz fuhr einmal anläßlich einer Reise nach Afrika durch den Bosporus. Der Zufall wollte es, daß seine Yacht einem Rostocker Dampfer begegnete, auf dem ein alter Seebär an der Reling stand die Pfeife schmauchte.

„Grüßt mir mein Mecklenburg!" rief der Großherzog hinüber. — „Von wem?" fragte der Seebär zurück. — „Von seinem Großherzog!" — Da nahm der Alte die Pfeife aus dem Mund, spuckte über die Reling und rief: „Dunnerkiel — den Posten hoal di man fast, de is good!"

*

Vor etlichen Jahren brannte in A. ein großes Palais ab. Da gerade Winter war und große Kälte herrschte, waren alle Brunnen eingefroren. Man hatte große Mühe, genügend Wasser zur Bekämpfung des Brandes herbeizuschaffen. Unter den zahlreichen Zuschauern befand sich auch ein dicker Herr im Pelzmantel, der dem Feuer zusah. „Sie, Herr!", rief einer aus der Reihe der Wasserträger dem Dicken zu, „was stehen Sie denn hier herum und gaffen? Helfen Sie lieber Wasser tragen!" — „Ich bin der Hofrat B.", sprach vornehm der Herr im Pelzmantel. — „Und ich bin der Herzog K.!" entwortete der Wasserträger und goß dem Hofrat einen Eimer Wasser über den Kopf.

Richter zum Angeklagten: „Haben Sie nicht, als Sie den Mantel stahlen, an Ihren alten Vater gedacht?"

Angeklagter: „Doch, aber dem war er zu groß." (Tit-Bits)

*

„Nein, so was", klagt eine junge Dame ihrer Freundin, „gestern sagte mir mein Freund, er würde für mich bis ans Ende der Welt gehen, und nun läßt er mich schon 10 Minuten warten."

„Sei doch nicht bös", beruhigt sie ihre Freundin, „vielleicht hat er sich schon auf den Weg gemacht." (Bart Ham)

*

Fritz bleibt in Sexta sitzen. Schlechte Zensur im Latein. Der Rektor will ihn aber nochmals prüfen. „Kannst du wirklich so wenig, Fritz, daß du im Latein durchgefallen bist? Wie heißt denn — der Hund?"

Fritzchen heulend: „Professor Lehmann, Herr Rektor." (Jugend)

I wo denn

Minna putzt die Fenster.

„Fallen Sie nur nicht 'raus!" meint die besorgte Hausfrau.

„Nee", sagt Minna, „ick werde mir hüten, wo ick morgen meinen freien Tag habe!" (Simplissimus)

*

Wamsk ist dick wie ein Frosch.

Wamsk wollte abnehmen. Deswegen trat Wamsk einem Ruderklub bei. Der Sommer ist vergangen. Im Herbst wog sich Wamsk. Er hatte fünf Kilo zugenommen.

„Haben Sie nicht fleißig gerudert, Wamsk?"

„Doch. Jeden Tag. Im Doppelvierer."

„Und da haben Sie nicht abgenommen?"

„Nicht ein Gramm!"

„Wieso nicht?"

„Ich war Steuermann!"

Nächstenliebe

„Warum sagtest du dem Herrn, bis zum Bahnhof sei es nur fünf Minuten, es ist doch viel weiter?"

„Er war so freundlich zu mir und schien auch sehr müde zu sein!" (Die Woche)

*

„Was war denn das vorhin für ein furchtbarer Lärm auf der Straße?"

„Ein Auto wollte in eine Seitenstraße einbiegen!"

„Und das macht solchen Krach?"

„Ja — es war nämlich keine Seitenstraße da!"

*

„Mit dem Kostüm können Sie nicht in dem neuen Tonfilm auftreten", sagte der Regisseur zu der Filmschauspielerin, „denn wenn Ihr Partner dann im zweiten Akt zu Ihnen sagt: „Mia, Sie verbergen mir etwas!", wird das ganze Haus lachen!" (Koralle)

„Sieh' mal, Kollegen!"
„Wieso, Kollegen?"
„Na — Ballettratten!"
(Zeichn.: Radestock — M.)

Der Umsteiger

Der Unterberger Franzl steht auf der Plattform der überfüllten Straßenbahn. Eine junge Dame steigt ein und stellt sich direkt vor Unterberger. Nach einer Weile sagt Franzl schüchtern: „Freilein, i hab' gemerkt, daß S' Umsteiger ham!"

„Ja", meint etwas befremdet die Dame, „was kann Sie das interessieren?"

„I mein halt", druckst Unterberger, „dann könnten S' mal von meine Füß' runtergehen und an andern aufsteig'n!" (Neue JZ)

Geschluckt

Sie: „Dein Freund Anton weiß doch, daß ich nicht will, daß du Bier trinkst! Es ist direkt eine Beleidigung für mich, daß er dich dazu eingeladen hat. Was hast du ihm denn geantwortet?"

Er: „Nichts. Ich schluckte die Beleidigung hinunter." (Tit-Bits)

So ist es . . .

„Sagen Sie, Sie sind doch ein alter und erfahrener Herrenfahrer. Wo findet man meist schadhafte Stellen am Motor?"

„Meist zwanzig oder dreißig Kilometer von der nächsten Reparaturwerkstätte entfernt!"

(Lustige Blätter).

„Ich habe heute mittag so viel Salzhering und Pellkartoffeln gegessen, daß ich vor lauter Durst schon drei Schnäpse und acht Glas Bier getrunken habe!"

„Ja, und da gibt es Leute, die behaupten, daß Hering und Kartoffeln ein billiges Essen sei!" (Politiken.)

Diät

Arzt (zum Schwerstlicker): „Also strengste Diät! Schluß mit den langen Säbeln, keine Degen und Bajonette mehr! Nur mehr kleine Tisch- und Obstmesser, verstanden?!"

(Waischmann Examiner.)

*

Frau Wollhaar hat eine Entfettungskur gemacht und besteigt nun die Waage, um ihre Gewichtsabnahme festzustellen.

„Vierzig Pfund abgenommen", sagt sie mit Befriedigung zu Fritzchen, der sie begleitet.

Der kleine verzinkt darauf in tiefstes Nachdenken, bis ihn seine Mutter fragt:

„Was hast du denn? Worüber sinnst du denn nach?"

„Denk doch mal", meint da Fritzchen, „wenn ich soviel abgenommen hätte, wo ich doch nur vierzig Pfund wiege."

*

„Dort drüben steht mein Schneider. Ich möchte ihn nicht treffen."

„Warum?"

„Er ist mir seit einem Jahr die Quittung für meinen letzten Anzug schuldig."

*

„Darf doch nicht wieder sein, daß wir so lange böse miteinander sind", sagt Rudolf.

„Janken — nun ja, das kann vorkommen. Aber Bösesein darf nicht so lange dauern. Und deshalb wollen wir jetzt abmachen: Wer beim Zank das letzte Wort behalten hat, der hat spätestens nach einer Stunde das erste Wort zu geben."

Da beginnt Ella auf: „Oho, ich soll wohl immer ankommen und abbitten!"

(Fliegende Blätter.)

*

Als mein Freund Hubert kürzlich seinen Kleingarten umgrub, fand er verschiedene Markstücke und Pfennige in den Erdschollen. Am nächsten Tag fand er, daß er ein Loch in der Hosentasche hatte.

(Berl. Illustr. Zeitung.)

Schwarzer Bierfonds

„Was, Ihr Gatte betrügt Sie?"

„Ja, er geht immer zu Fuß ins Geschäft und unterschlägt die zwanzig Pfennig, die ich ihm jeden Tag gebe!"

Gute Einführung

„Ich bin überrascht! Sie sind noch ebenso jugendlich wie Ihre Tochter."
„Ich bin ja die Tochter!" (Dagens Nyheter)

„Sind die Kunden mit Ihrem Entfettungstee zufrieden?"

„Und ob! Herr Lindenschmidt z. B. hat schon 50 Pfund abgenommen."

„Tee oder Fett?"

*

„Tatsächlich, Fräulein Hildegard, Sie sehen und lieben ihn eins!"

„Aha! Und mich vergessen und sitzenlassen, zwei!" (Schweizer Illustrierte.)

*

„Hast du schon einmal vor einer größeren Versammlung eine Ansprache gehalten?"

„Ja!"

„Und was hast du gesagt?"

„Ich bin unschuldig, meine Herren."

(California Voice)

„Deinen Stiebeln geht's genau so wie den Fischen, — sie atmen durch die Kiemen."
(Zeichn.: Edler — M.)

Caruso kam von einer Auslandsreise zurück. „Stellen Sie sich vor", sagte er zu einem Mitreisenden, „man hat mich im Ausland gefragt, wer ich sei. Ich habe geantwortet: Caruso — und bin weitergegangen!"

„Toll!" sagte der Mitreisende. „Und wie heißen Sie wirklich?" (Die Woche)

*

Er schlendert mit seiner Freundin durch den Zoologischen Garten und wollte ein Gespräch in Gang bringen.

„Weißt du, Herzblatt, wann die Bestien gefüttert werden?"

„Nein", antwortete sie zärtlich, „bist du sehr hungrig?"

*

Der Reporter: „. . . . und worauf führen Sie Ihren einzigartigen Erfolg im Leben zurück?"

Der amerikanische Seifenkönig: „Auf die Sauberkeit!" (Berliner Illustr. Zeitung.)

Vorsichtig

Es kam einer in das Schuhgeschäft und kaufte ein Paar Schuhe für fünfzehn Mark.

„Ich habe nur zehn Mark bei mir", sagte er. „Kann ich den Rest morgen bezahlen?"

„Gewiß", meinte der Verkäufer, „das können Sie."

„Den sehen wir nie wieder", sagte der Geschäftsführer vorwurfsvoll, als der Kunde mit dem Paket unterm Arm den Laden verlassen hatte.

„O doch. Ich habe ihm zwei linke Schuhe eingepackt." (Die Woche)

Milderder Umstand

Richter: „Sie haben dem Kläger eine Flasche Wein an den Kopf geworfen?"

Angeklagter: „Das stimmt; ich bitte aber zu berücksichtigen, daß es ein sehr leichter Wein war!"

*

„Was weißt du vom Rotkäppchen, Susanne?"

„Nur Gutes, Herr Lehrer!" (For alle)

*

„Papa, wer hat eigentlich gesagt: „Es wandelt niemand ungestraft unter Palmen"?"

„Jedenfalls einer, der mal 'ne Kokosnuß auf den Kopf bekommen hat."

*

„Karl, pump' mir zehn Mark!"

„Gewiß, Hugo, bei wem?" (Neue JZ.)

Wetterkunde

„Das merkt man, daß dieser Wind aus Süden kommt!" Hannesen (M).

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Kieler Makrelen-Angelkutter, Kinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Alter, Körpergröße (Scheitl. b. Fuß(sohle) Knabe o. Mädch. n. Beruf angeb. Maße einsenden. Ma. Distanzstrecke, Jackettkostümen, Jackettkostümen, farb. Rammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider, **Fertigstellung, Anzüge,** blau und farbig, **Ulster, Damenmäntel, Kostüme. Kleider.** Körper- u. Konfektionsgröße **unbedingt** erforderl. Wemuß Angeb. u. Preisliste gratis 3—imonatl. Ratenzahlung Verlandhaus **B. Preller, Kiel 84.**

Nikotin vergiftet d. Körper, Werde Nichtraucher ohne Gurgeln. Mill. frei. Ch. Schwarz Darmstadt. B 167 Herdw.

Anerkannt gut — billig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern frei **Hans W. Müller Ohligs 413**

Sind Sie auch so müde? Es sind die Winterschladen, die den Stoffwechsel behindern und die schlanke Linie gefährdet! Sie fühlen sich frischer, elastisch u. wie verjüngt durch den naturgemäßen, unschädlichen **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee** Auch als Diät-Abführtee und Dick Kaffee Gegenwert in Apotheken und Drogerien

Willst Du Deinen Umsatz vergrößern? Dann inseriere regelmäßig! Inserieren hilft verkaufen!

Eisenbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich **Neuland-Verlag R Harms i. W. Mühlenstr. 7**

Graue Haare Verschwinden wieder! Prosp. m. ganz. Modelle Aufklärung kostenlos! Frank-Kurzung, Berlin

8 Jahrg. – Nr. 17 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 23. April 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Die Gewalt seiner Rede

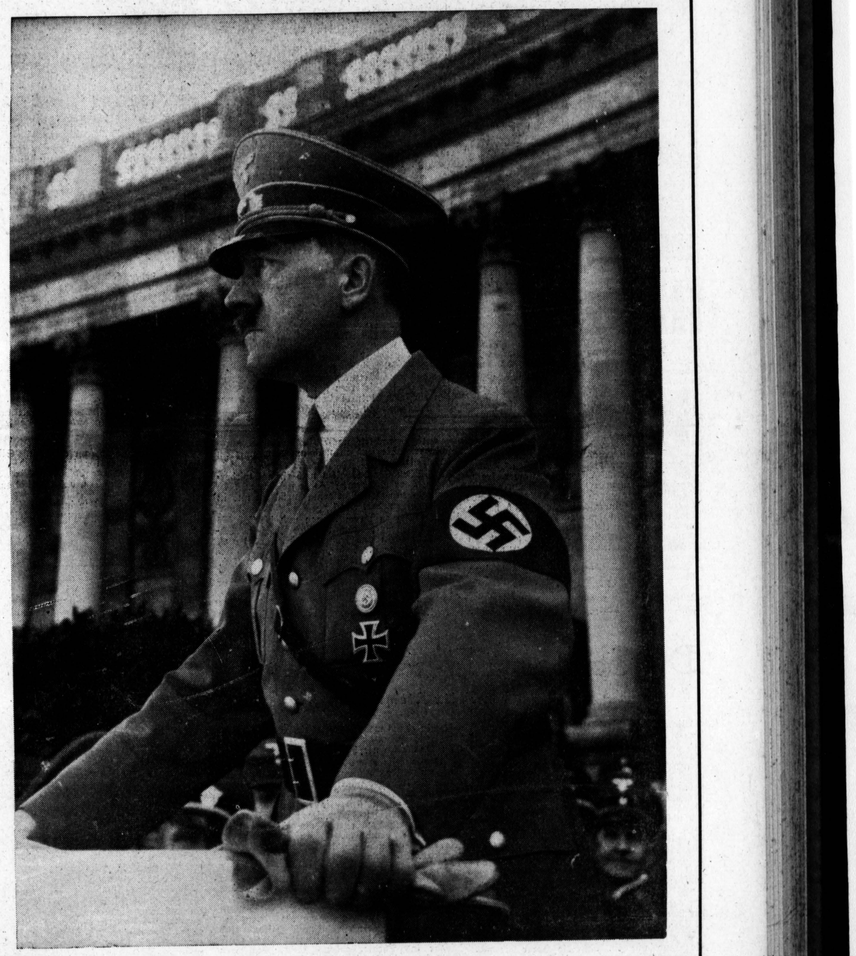
Wir haben den Führer in den ersten Jahren in München als Redner erlebt. Reisende, Sommerfrischler, Ausländer gingen ins Mathäserbräu, später hinaus zum Zirkus Krone, und wenn sie gemeint hatten, sie würden in eine gemütliche bayerische Bierrunde geraten, so waren sie schon nach einer Viertelstunde völlig überrascht. Hier sprach ein Mann, der den Kleinkram des Tages mit ein paar billigen Bemerkungen abtat und von den großen Fragen der Arbeit, der Ehre, der deutschen und europäischen Ordnung sprach, als trüge er allein schon jetzt die Verantwortung für sein Volk. Er appellierte an die geheimnisvollen Kräfte des Gemüts; darum sind es damals neben den jungen, noch nicht abgebrühten Menschen vor allem die Frauen gewesen, die man regelmäßig vor seinem Rednerpult sitzen sah. Mit jeder Rede gab er sich selbst, und nie waren sie ihm etwa ein billiges demagogisches Mittel zum Zweck, sondern eine lebendige Zwiesprache mit dem Volk. Er wollte prüfen, wieweit es noch fähig sei, sich mitreißen zu lassen, statt in den Niederungen der privaten Selbstsucht und an den Stammtischen des oberschlauen Geschwätzes zu verkommen. Jede Rede war ein Befehl: Mitmarschieren!

Es ist, als ob der Führer aus den Zuhörern sich Menschen aller geistigen Schichten der Reihe nach herausholte, wenn er eine Frage klarmachen will. Er eröffnet das Zwiegespräch mit dem Mann der intellektuellen Bedenken, er spricht mit dem Gutmütig-Harmlosen, er denkt sich hinein in die Verfassung eines Menschen, der alles nur von seiner Person aus zu betrachten gewohnt ist, und er nennt zuletzt auch die Gründe, die der Böswillige gegen seine Ansichten ins Feld führen könnte. So läßt er Zweifler, Unentschlossene und Gegner mitsprechen und setzt seinen eigenen Gedanken durch, in dem er zuletzt eine schlüssige Formel, einen geschliffenen Satz ausspricht, der nicht mehr umzustoßen ist, und der den Beifall erzwingt.

Spricht der Führer von Ereignissen der Geschichte, so steht er sie immer nur in den großen einfachen Zusammenhängen und klar geordnet, er verliert sich nie in die schulmeisterlich-patriotische Art bürgerlicher Bravourredner. Er stellt eine Gestalt hin wie Heinrich den Löwen. Er spricht von einer ganzen Kunstepoche, indem er Dürer nennt. Er redet von der Siedlung und nennt das, was der große preußische König nach den Kriegen mit den neuen Dörfern im Osten tat. Das ist anschaulich, vorstellbar und auch für den Ungebildeten jeden Bildungsgrades verständlich.

Es ist oft, als führe er nur Zwiegespräche mit seinen Hörern, und alles, was sie zu sagen haben, spricht er für sie aus. Ihre Gedanken und Gefühle finden in ihm ihre Gestalt. Aber darin besteht seine Ueberlegenheit und darum überzeugt er nicht nur, sondern reißt er hin, weil er jedesmal seine ganze Person und sein ganzes Herz hergibt. Wir kennen viele Redner von größter Routine und großer Wirkung. Reden von Helferich, etwa im Erzberger-Prozeß, entzündeten ein Feuerwerk des prasselnden Beifalls. Bei Hitler ist es mehr. Es ist jedesmal die völlige Hingabe des Mannes an seine Sache, die uns erschüttert. Keine Routine, keine Ueberlegung, keine einstudierte Geste kann dies erreichen. Niemals ist der Führer mit einem Parteiredner der alten Schablone zu vergleichen gewesen.

Man muß einmal erlebt haben, wie der Führer im engeren Kreise seiner Mitarbeiter hinter verschlossenen Türen spricht: Da tritt unendlich bezwingend die ganze Herzlichkeit der verzeihende Humor, der überlegen fechtende Spott des Mannes zutage, der aus seiner reifen Lebenserfahrung die Dinge klarstellt, und zugleich in den Bau seines geraden, einfachen Denkens hineinschauen läßt. Köstliche Dergleiche drängen sich in seinen Sätzen und alle, die vor ihm stehen haben das Gefühl, als ob ein guter alter Kamerad mit ihnen spräche, der großzügig und gerecht ist und sich immer wieder sagt, daß er über kleine Schwächen und Unebenheiten hinwegsehen muß, wenn nur alle wirklich mitmachen und mitgehen. Diese Reden erinnern an die Ansprachen, die Friedrich der Große an seine Generale und Offiziere hielt; sie sind voller Menschlichkeit und doch voll Haltung. In ihnen liegt das eigentliche Geheimnis des Aufbaues der Bewegung, denn alle diejenigen, die einmal in solch einer Stunde um den Führer gesessen und gestanden haben, sind ihm verfallen.



Der Führer spricht zur Nation

Zweimal ist uns die Gewalt seiner Rede begegnet. Einmal nach der ersten Reichspräsidentenwahl 1932, als auch in den eigenen Reihen bei vielen der Mut und der Glaube nur noch als kleine, zage Flämmchen brannten, rief er die Schriftleiter seiner Presse zusammen. Er sprach eine Stunde zu ihnen in einem kleinen Zimmer des „Kaiserhofs", und dann gingen alle hinaus und waren so zuversichtlich wie nie zuvor.

Das andere Mal, in einem der Wahlkämpfe von 1932, sollte er am Spätnachmittag auf freiem Feld bei Straßund sprechen. Die Menschen warteten bis spät in den Abend, die Maschine des Führers konnte bei schlechter Witterung den geplanten Landeplatz nicht finden, die Menschen warteten bis Mitternacht; der Führer ließ sagen, er komme auf jeden Fall, die Menschen warten bis zum Morgengrauen, und als zwischen 5 und 6 Uhr im Osten ein schwacher Streifen des Lichts den neuen Tag anmeldete, erschien nach einer durchwachten Nacht der Führer, und im niedergehenden Regen rief er den Unverzagten zu: „Andere schlafen, wir aber wachen!"

Hans Schwarz van Bork

Foto: Presse Illustrationen Hoffmann

Ausgerechnet Wiedehopf!

Von Karl Konrad

Sie fragen mich, ob der Mensch ein Konversations-Lexikon braucht? Meine Anschauungen waren bisher geteilt, ich erachtete es als ein immerhin noch unentbehrliches Stück unseres Kulturinventars. Heute aber erkläre ich jedem, der es hören oder nicht hören will: Jeder Familienvater mit nachwachsender Familie muß ein Lexikon haben, wegen der Autorität und so — Sie wissen ja. Und wegen der augenblicklich prima Schulzeugnisse, die man angeblich gehabt und die nun auf dem Speicher in einem Koffer ruhen sollen. Weshalb ich meine Ansichten geändert habe?

Mein Sprößling kommt vor Wochen, es können auch Monate sein, aus der Schule und setzt sich an den Tisch, um seine Schulaufgaben zu machen. Lesenderweise und nichtsahnend setze ich mich dabei. Plötzlich fragt er mich: „Vater, was ist ein Wiedehopf?"

Will der Bengel mich examinieren? Ich feuere mein Buch auf den Tisch und will stinkwütig aus dem Zimmer stürmen. Aber halt, die Autorität. Und zudem, ich habe es gewußt, — einmal gewußt. Ich ziehe in meinem Verstandeskasten Schublade um Schublade auf und krame darin herum. Wiedehopf? — keine Spur.

Was ich sagen wollte von dem einmal Gewußthaben. Da fragt der Herr Professor der Medizin den Kandidaten im Physikum: „Herr Kandidat, kennen Sie die Funktionen der Milz?" Der Kandidat wird rot und röter, stammelt: „Herr Professor, vor acht Tagen habe ich es noch gewußt, habe es aber vergessen." Bedauernd zuckt der Professor die Achsel: „Das ist schade, Herr Kandidat, außerordentlich schade. Sie sind der einzige Mensch, der es gewußt hat, und nun müssen gerade Sie es vergessen. Das spielte sich zu der Zeit ab, als man wirklich noch nichts über die Funktionen der Milz wußte.

Ob ich an diese Begebenheit gedacht habe? Ich weiß es nicht mehr. Der Bengel meldet sich wieder, mahnend: „Vater, was ist nun ein Wiedehopf?" Es klingt schon viel frecher und dreister. Glaubt er vielleicht, seinen alten Vater hineinlegen zu können? Ich beginne die Verhandlung diplomatisch, äußerst diplomatisch: „Weshalb willst du ausgerechnet wissen was ein Wiedehopf ist? — „Wir haben es gestern in der Schule gehabt, und nun weiß ich es nicht mehr." Aha! Ich poltere nun los. „Ja, warum paßt du nicht besser in der Schule auf, bezahle ich deshalb das teure Schulgeld? Ueberlege einmal, du wirst schon darauf kommen." Er ist bald am Heulen: „Ich überlege schon die ganze Zeit, aber es fällt mir nicht ein." Beschwichtigend sage ich: „Na, überlege noch einmal. Der Mensch muß sich an das Denken gewöhnen. Ich weiß es ja und könnte dir es sagen, aber du sollst durch eigenes Nachdenken darauf kommen. Jetzt gehe ich einmal auf mein Zimmer, wenn ich zurück komme, wirst du es wissen."

Ich gehe wirklich auf mein Zimmer, krame aber eifrig in meinen Büchern herum, als die Tür hinter mir zugeschlagen. Nirgends finde ich etwas von einem Wiedehopf. Ich hadere innerlich mit den Lehrern. Wie können sie nur den Kindern so aufgestelltes Zeug beibringen; ein Wiedehopf, — ausgerechnet ein Wiedehopf. Ich blieb ziemlich lange in meinem Zimmer.

Beim Essen frägt mich der Filius wieder: „Vater, was ist nun ein Wiedehopf, mir fällt es nicht mehr ein." Na, hoffentlich hat er alles vergessen, aber auch alles. Zur Vorsicht frage ich nach: „Weißt du es wirklich nicht? Die Jugend ist aber auch heute vergeßlich, na ja, das war zu unseren Zeiten doch ganz anders."

Mag die Scylla und Charybdis über mich kommen. Ich nehme einen Anlauf, wissen Sie, so einen inneren Anlauf.

„Ein Wiedehopf ist ein Fisch, mein Sohn." Ich habe nicht daran gedacht, in einen Spiegel zu sehen, als ich das erstaunte Gesicht meines Sprößlings bemerkte. Eins aber habe ich gewußt: du hast eine ganz barbarische Dummheit gemacht. Aber ich war sogleich gewillt, zu retten, was noch zu retten ist. Das ist ja der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären. (Sagen Sie mich nicht, um Gottes Willen, wer das mal irgendwo gesagt habe.)

Na, der Kerl macht noch immer ein verblüfftes Gesicht.

„Ein Fisch? Der Lehrer aber sagte, der Wiedehopf hüpft auf dem Baum herum und singt."

Nette, was noch zu retten ist, ruft es leidenschaftlich in mir. „Na mein Sohn, es gibt auch Fische, die auf dem Lande leben, — sogar sehr lange auf dem Lande leben. — — sogar sehr, sehr lange auf dem Lande leben."

Oh ich es glaubwürdig beweisen kann, daß sie auch singen?

Da hilft mir der Bengel selbst: „Ich weiß, Vater, und singen können sie auch."

Nanu, jetzt mache ich ein verblüfftes Gesicht, noch verblüfftes und länger. Das habe ich nicht gewußt, daß Fische singen können.

Sie irrten sich in Wittering!

Von Kurt Krispien

„Ich möchte Ihnen eine Enttäuschung ersparen", sagte Tornitz und runzelte die Stirn, um Beate das Bedrückende der Lage auch sichtbar vor Augen zu führen. Er hatte die mimischen Möglichkeiten eines großen Schauspielers und verstand sie auszunutzen. Seine Augen wurden weich und väterlich besorgt; Sind wir nicht alte Freunde —? Oder darf ich wenigstens so sprechen? Hören Sie: ich weiß, daß sich Herr Wittering um Sie bemüht und daß Sie das vielleicht nicht ungern sehen. Aber ich warne Sie! Sie irren sich in ihm! Er spielt den ehrlichen Naturburschen, ohne es auch nur im mindesten zu sein! Ich kenne ihn, ich kenne ihn in der Welt seiner Damenbekanntschaften nicht immer sehr bedenklich ist . . ."

Beate betrachtete nachdenklich ihren Bennisschläger. Sie standen noch am Netz, nachdem das Spiel beendet war.

„Würden Sie das alles noch einmal wiederholen, Herr v. Tornitz?" sagte sie wenig. „Ich meine, wenn Herr Wittering zurück ist, und in seiner Gegenwart . . ."

Sie ging zu ihrem Wagen und überfah die Hand, die er ihr zum Abschied hinhielt. Sie sah sehr schön und sehr hochmütig dabei aus, aber es hatte ihr doch einen kleinen Stich gegeben. Der Giftpfeil mit dem Widerhaken saß, und der, der ihn allenfalls wieder hätte entfernen können, war verreist und kam erst in einer Woche zurück.

Es war aber schon fünf Tage später, als Beate zufällig in der Parkstraße Witterings Wagen stehen sah. Sie hielt ihren eigenen Wagen an, daß die Bremsen schmerzlich schrien, und starrte hin. Ja, da stand der Zweisitzer. Sie so gut kannte! Da stand er, silbergrau und langgestreckt und war nicht zu übersehen. Da stand er vor dem Haus der Tänzerin Swarskaja, deren Ruf nicht sehr gut war.

Beate fuhr nach Haus und ließ ihre Koffer packen. Mitten in dieser Beschäftigung schrillte das Telephon. Sie ging selber hin, und Witterings vertraute Stimme sagte ihr ein Zittern durch den Körper. „Hallo, hallo! Wie geht's? Ich bin schon etwas früher zurückgekommen, als ich glaubte. Kann ich Sie heute sehen, Beate —?" Sie antwortete nicht und hing den Hörer an.

Ein wenig später kam er selbst. Sie hörte ihn draußen nach ihr fragen und gab dem Mädchen durch die geschlossene Tür den Bescheid: „Sagen Sie ihm, daß ich nicht zu Hause bin!"

Damit war sie allerdings am Ende ihrer Kraft. Sie ließ sich in einen Sessel fallen und weinte. Lange saß sie so. Die Straße warf durch das geöffnete Fenster ihre tiefsitzigen Geräusche herein. Es wurde dunkel. Beate sah hinaus und erschauderte ein wenig. Noch oft würde es dunkel werden und wieder hell, doch niemals würde die Erinnerung an diesen Abend sich verwischen.

Ein leises Klopfen an der Tür ließ sie zusammenfahren. Es war das Mädchen. „Sollen die Koffer noch heute nach der Bahn —?"

„Ja, aber warten Sie noch damit. Ich weiß noch nicht, wohin ich fahre. Ich sage Ihnen nachher noch Bescheid."

Sie stand auf und machte sich zum Ausgehen fertig, strich sich das dunkle Haar zurecht, rückte an ihrem Hut — wozu das alles . . .?

Draußen brannten schon die Lampen. Man müßte irgendwohin nach dem Süden fahren, wo es warm war und die Sonne schien . . .

Da löste sich aus dem Schatten der gegenüberliegenden Häuserzeile eine dunkle Gestalt und kam rasch die Straße herüber: Wittering!

Beate erschrak bis in das Innerste. Sie machte eine Bewegung, als ob sie fortlaufen wolle, aber er faßte sie am Arm und hielt sie fest.

„Nein, so entkommen Sie mir nicht, Beate!" sagte er erregt. „Ich habe hier die ganze Zeit auf Sie gewartet, damit Sie mir eine Aufklärung für Ihr Verhalten geben! Sie lassen sich vor mir verleugnen, Sie verstecken sich vor mir — was ist mit Ihnen, was bedeutet das —?!"

Sie schüttelte nur stumm den Kopf und befreite ihren Arm aus seinem Griff. Seine Stimme wurde traurig: „Ich verließe Sie nicht, Beate! Ich hatte mich so gefreut, Sie schon etwas eher wiedersehen zu können . . ."

Du lügst, wollte sie rufen. Nicht ich bin die Erste, die du nach deiner Rückkehr aufsuchst! Aber sie sagte nur kühl: „Hier können wir nicht stehenbleiben . . ."

Da ließ er mutlos seine Arme sinken. „Gibt es denn keine Möglichkeit, sich auszusprechen? Darf ich Sie wenigstens ein Stück begleiten? Ich bin augenblicklich leider ohne Wagen . . ."

Er sah ihren merkwürdig gespannten Blick und sprach eilig weiter, froh, daß er an ihrer Seite bleiben konnte: „Ach Sie wissen gar nicht, daß ich mir einen anderen Wagen gekauft habe? Der alte war mir doch zu teuer im Verbrauch, mein Autohändler hat ihn in Zahlung genommen. Ich glaube, die Swarskaja fährt ihn jetzt, die Tänzerin. Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir zu Fuß gehen —?"

Ein kalter Wind trieb ihnen ein paar Regentropfen ins Gesicht.

„Oh, ich gehe sehr gern ein Stückchen", sagte Beate atemlos vor Glück, „der Abend ist so schön . . ."

Die Sache mit Veronika

Von Felix Riemkasten

Wie alt mag die Welt sein, und wie wenig Neues begibt sich in ihr? Wird nicht immer die gleiche Platte immer wieder neu aufgelegt? Diese jauchzende Mitteilung an Veronika: „Der Lenz ist da!" Uralt, uralt. Nun aber kommt der Dorb, das Gebrechtmich, der große Trick, der herrliche Zauber. Lenze hat es stets schon gegeben, für die Menschheit im Ganzen ist es nicht neu, aber hier handelt es sich nicht um die Menschheit im Ganzen, sondern einzig und allein um Veronika, und Veronika ist jung! Jung ist Veronika. Und folglich hebt es sich innerhalb ihrer duftig frischen, zarten Frühlingsblüte, als sie das hört, diese schmetternde Jubelbotschaft an Veronika: „Veronika, der Lenz ist da!"

Sie glaubt es, sie fühlt etwas dabei, sie ist fest davon überzeugt, dieser Lenz sei der Lenz, der Lenz aller Lenze, und noch nie ist die Welt so schön gewesen wie diesmal.

Es macht nichts aus, daß die Platte alt ist; die Hauptsache ist, daß die Hörer sie zum erstenmal hören.

Und so sitze ich, müde nach allerlei Stadtlauferei, ein mittlerer Herr, in einer Konditorei, eine Treppe hoch, und habe vor mir unter mir den belebten Platz auf den es jetzt bald dämmern will. Die Gestirne lassen ihr Licht strahlen, aber am Himmel ist ebenfalls noch Licht genug. Die Büros haben geschlossen, aber sind dabei, eben jetzt zu schließen. Veronika sitzt an einem kleinen Tischchen mit einer Tasse Kaffee und sieht — — sie sieht nicht sonderlich aus, durchaus nicht. Sie sieht ganz nett aus, sie ist durchaus ein junges Mädchen und sitzt in einer Konditorei und hat ihre Tasse Kaffee vor sich. Ich, ein mittlerer Herr, sitze an dem anderen Tisch und habe die schöne Aussicht auf den so schön belebten kleinen Platz. Ich habe die weitere Aussicht auf das junge Mädchen Veronika, und ich wünsche mir brennend, ich hätte Aussichten auf sie. Aber ich weiß genau, daß ich keine habe. Veronika ist zwanzig, und ich bin etwas mehr als zwanzig. So noch gute zwanzig dazu, dann kommen wir hin. Also da komme ich nie hin. Zu Veronika.

Ich darf sie mir aber angucken, das ist noch nicht verboten. Ich gucke sie an. Veronika, und bemerke ihr zuverschlafenes Stundenwissen, ihre munteren, frischen Augen, die von Lachlust leicht zu reizen sind, sie schauen noch nicht gar zu intelligent, aber sie schauen munter, unternehmungslustig und ein bißchen kühn, mißtrauisch, denn Veronika weiß schon, aus Erfahrung, wie man auf sie schaut. Ihre Bluse ist zart, fein, traumhaft hingegossen; vornvon hat sie ein Schleifchen aus blaßblauem Samt. Handtasche und Handschuhe liegen auf dem Tisch neben der Tasse Kaffee. Und so sitzt das gute Mädchen Veronika und ahnt nicht, was ein mittlerer Herr ihr zu geben hätte, wenn sie es nehmen wollte. Etwa ein riesendickes Stück Torte zu ihrem bitteren Kaffee. Und sonst noch was. Abends, Veronika, könnten wir sogar ins Theater gehen. Möchte dich gern mal sehen im dunklen Abendkleid, ein bißchen stolz, ein bißchen im Königinnenstil, und die Backen rot und heiß und die Augen ganz entschieden funkelnd, und nach dem Theater gehen wir fabelhaft essen, Veronika. Du bist das wert. Du ahnst gar nicht, Veronika, was du wert bist. Du bist die Jugend, die Frische, das explodierende gesunde Lachen um ein reizendes kleines Nichts. Veronika, du selbst bist der Lenz!

Aber das darf man gar nicht sagen. Einer dieser Blicke kann töten, und zwei davon, nach alter Regel, töten ein Pferd.

Und so sitzt sie, ich sitze ebenfalls, und auf dem Platz ist die städtische Normaluhr. Da kann man mir bitter lächeln. Und endlich kommt „er" jetzt. So einer waren auch wir einmal. Er kommt und strahlt, und Veronika sieht ihn und strahlt ebenfalls. Und plötzlich ist der Lenz da.

„Fräulein", rufe ich, „ich möchte zahlen!"

„Ja, weißt du noch, wie du vor einem Jahre mit Herrn Gidel und mir durch die Stadt gegangen bist? Als die hübsche blonde Sängerin vom Theater vor uns her durch die Enzenstraße ging, daß du zu ihm gesagt: Ein verkaufen hübscher singender Goldfisch. Und Herr Gidel antwortete noch: Ja, ein sehr hübscher Goldfisch. Ich werde ihn dir heute abend nach dem Stammtisch im Trocadero vorstellen. Weißt du das nicht mehr, Vater?"

Ich weiß nicht, was nachher noch geschah. Vernichtet knickte ich auf meinem Stuhl zusammen, ein Unwetter aus über mein Haupt, es donnerte, blitzte, krachte. Ersparen Sie es mir, daß ich zu Ende erzähle.

Eins aber rate ich Ihnen, sagen Sie nie mehr, die heutige Jugend sei vergeßlich. Schaffen Sie sich auch ein Konversations-Lexikon an. Knöpfen Sie sich die Raten vom Pfennig- oder Markgroschen oder irgendwo ab, aber schaffen Sie sich ein Lexikon an. Können Sie sich denken, wie schön das gewesen wäre, hätte ich ein derartiges Instrument gehabt?

Gottlob habe ich jetzt eins, in Reih und Glied steht es auf dem Bücherbrett. Vorhin habe ich noch etwas nachgeschlagen und zwar über den Wiedehopf auf, zufällig auf. Und wissen Sie, was darin steht? Hand aufs Herz, was wissen Sie?

Wiedehopf, ein zu den kuckuckartigen Vögeln gehörender Hühnervogel. Er mißt 28 Zentimeter in der Länge, hat gelbes Gefieder und schwarze weißgebänderte Flügel und Schwanz. Eine ansprechbare . . . . . u. s. w.

Da bleibt doch die Weltgeschichte stehen und den Pharaonen noch die Spucke weg, — ja, dreißig Zeilen stehen da über den Wiedehopf. Ich streichele verklärt über die Lederrücken der Bände; warte nur, mein Sohn, das nächste Mal werde ich dir eins auswischen.

Heute behaupte ich, das Lexikon ist eine göttliche Erfindung für Väter mit schulpflichtigen Kindern.

Dies nebenbei

Wäre Will Johnson, der Oelmagnat aus Oklahoma City, etwas pünktlicher gewesen, so würde er jetzt nicht mehr unter den Lebenden weilen. Er hatte telephonisch eine Flugkarte für die Maschine von Oklahoma City nach D. "as im Staate Texas bestellt, um eine wichtige Geschäftsreise zu unternehmen. Auf dem Wege zum Flughafen erlitt sein Wagen eine Panne. Johnson stürzte zur nächsten Telefonzelle und beschwor die Fluglei... den Start der bereits mit 12 Passagieren besetzten Maschine um ein paar Minuten zu verschieben. Er müsse unter allen Umständen das Flugzeug noch erreichen und sei bereit, allen etwa durch die Verzögerung entstandenen Schaden gutzumachen. Man bedeutete dem Oelmagnaten, man werde nach Möglichkeit seine Bitte erfüllen. 20 Minuten später traf Johnson auf dem Flughafen ein — gerade in jenem Augenblick, als sich die Maschine in die Lüfte hob. Man hatte eine Viertelstunde auf den Oelkönig gewartet und dann mit Rücksicht auf die Beschwerden der übrigen Reisenden das Startsignal gegeben. Während sich das Flugzeug langsam in die Höhe schraubte, ließ Johnson eine Schimpfkanonade auf die Flughafenbeamten herniederprassein. Er nannte sie „Idioten", „ungefällige Bürokraten" und „Dummköpfe", versicherte, daß er sie auf Schadenersatz verklagen werde, bedrohte sie mit den Fäusten und gebärdete sich wie ein Rasender. Aber dann blieb ihm plötzlich das Wort im Halse stecken. „Mein Gott — was für ein Glück", stammelte er nur, als er sah, daß die bereits in beträchtlicher Höhe befindliche Maschine plötzlich ins Schwanken geriet, sich auf die Seite legte und dann senkrecht abstürzte. Einige hundert Meter von Johnson entfernt schlug sie am Boden auf. Eine Benzinexplosion vollendete das grausige Vernichtungswerk. Und während man die verkohlten Leichen der Piloten und Passagiere barg, trat Oelmagnat Johnson stumm und bleich den Rückweg nach Oklahoma City an.

*

Als vor kurzem über den Mauern von Nanchang, der Hauptstadt der chinesischen Provinz Kiangsi, Japans Banner des aufgehenden Sonne emporstieg und die sieg reich vorstürmenden japanischen Truppen den letzten Widerstand der chinesischen Verteidiger brachen, wurde eine Weissagung, die sich durch 17 Jahrhunderte als richtig erwiesen hatte, Tatsache und klanglos zunichte gemacht. Die Stadt Nanchang, die seit dem dritten Jahrhundert häufig im Mittelpunkt kriegerischer Handlungen stand, konnte nämlich niemals erobert werden, so oft sie auch belagert worden war. Als sie einst in Jahre 589 der chinesische Heilige Hsuchin [illegible] so erzählt es die Ueberlieferung, wird den Ansturm einer übermächtigen Feindschar bewahrte, sprach er die prophetische Worte: „Diese Stadt wird niemals in die Hände ihrer Gegner fallen". Es schien, als ob die Geschichte dem Heiligen recht geben wolle, denn die mächtigen, 35 Kilometer langen Stadtmauern boten allen Angriffen siegreich Trotz. Der Glaube an die Uneinnehmbarkeit der Stadt ermutigte auch diesmal die chinesischen Truppen, erbitterten Widerstand zu leisten. Aber ein 72stündiges Trommelfeuer der japanischen Armee, begleitet von unaufhörlichen Bombenabwürfen der Flieger, zerstörten die Legende um die Stadt Nanchang und widersetzten, wenn auch erst nach 17 Jahrhunderten, die Prophezeiung des Heiligen. Als die Stadt sturmreif geworden war, hielten die japanischen Truppen, ohne auch auf besondere Gegenwehr zu stoßen, ihren Einzug in Nanchang.

*

Ein vielbeschäftigter kanadischer Industrieller will einen eigenartigen Ausweg gefunden haben, seine Schlaflosigkeit erfolgreich zu bekämpfen. Er konnte daheim keine Schlummer finden, nur im Schlafwagen sank er in Morpheus Arme. Fehlten ihm die rollenden Geräusche und Erschütterungen eines fahrenden Zuges, so war an Einschlafen nicht zu denken. Als es ihm schließlich zu lästig wurde, allabendlich einen Schlafwagen aufzusuchen, am anderen Morgen in einer fremden Stadt aufzuwachen, dort seine Geschäfte telephonisch zu erledigen und dann wieder eine Nacht auf der Eisenbahn zu verbringen, ließ sich der Vielgeplagte ein Spezialbett nach eigenen Entwürfen bauen. Es ist so eingerichtet, daß es täuschend ähnlich die Geräusche und Erschütterungen eines fahrenden Zuges wiedergibt. Endlich hat der Geschäftsmann seine Nächten daheim wiedergefunden und braucht nicht mehr sein Leben Nacht für Nacht im Schlafwagen zu verbringen.

*

Aus Paris kommt die alarmierende Meldung, daß man im Hospiz Salpetriere zum ersten Male einen geheimnisvollen Apparat erfolgreich ausprobiert habe, der imstande sei, in einer Isolierzelle die Schwingungen des menschlichen Gehirns auf einen Filmstreifen zu bannen. Von dem erhaltenen Photogramm der Schwingungen könne man bis zu einem gewissen Grade die Gedanken und Gefühle des Menschen ablesen und verblüffend genau seinen Gemütszustand feststellen. Man hat sich in jüngster Zeit wiederholt mit „Gedankenmeßgeräten" befaßt, und der vielgenannte „Lügendetektor", dessen sich die Polizei in den Vereinigten Staaten bedient, ist ja auch eine Abart solcher Geräte. Inwieweit die Sichtbarmachung der Gehirnschwingungen auf der Photoplatte aber schon Rückschlüsse auf die geheimsten Gedanken zulassen soll, scheint freilich vorerst noch rätselhaft. Sollte der Fortschritt der Technik wirklich schon so weit sein, daß er das alte Wort „Gedanken sind zollfrei" Lügen straft?

Vorm Bild des Führers

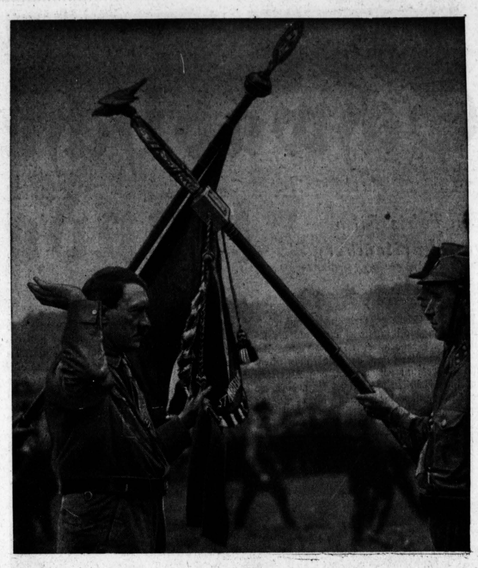
VON HERYBERT MENZEL

Wenn ich nur zweifle, tret' ich vor dein Bild,
Dein Auge sagt mir, was allein uns gilt.

So manche Stunde sprech ich wohl mit dir,
Als wärst du nah und wüßtest nun von mir.

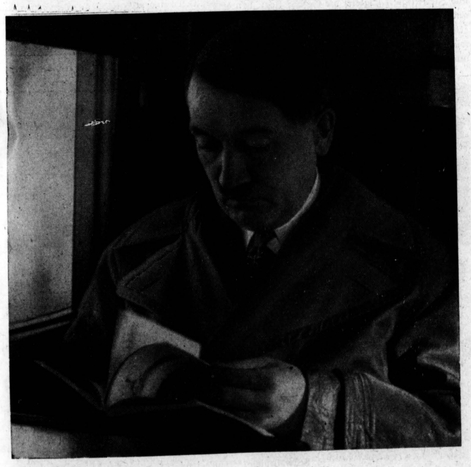
Wo immer einer still wird vor der Tat,
Er kommt zu dir, du bester Kamerad.

In deinem Antlitz steht es ernst und rein,
Was es bedeutet, Deutschlands Sohn zu sein.

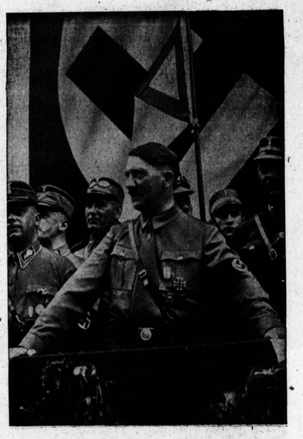


An seiner Kraft bricht sich der Haß der Welt!

Zur Vollendung des 50. Lebensjahres Adolf Hitlers



Denke ich an die Zeit zurück, da ich vor elf, zwölf, dreizehn, vierzehn, zwanzig, dreißig und fünfzig Menschen sprach, da ich nach einem Jahr vierundsechzig Menschen für die Bewegung gewonnen hatte, an die Zeit, da unser kleiner Kreis sich immer mehr erweiterte, dann muß ich gestehen, daß das, was heute, da ein Millionenstrom deutscher Volksgenossen in unserer Bewegung mündet, geschaffen ist, etwas einzig Dastehendes in der deutschen Geschichte darstellt. **Adolf Hitler**



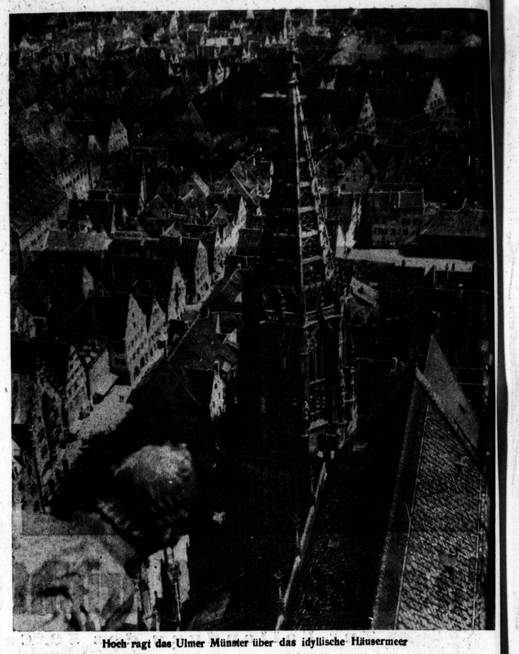
(Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K. 6.)

Schwäbische Kunde

Ein Tobis-Film von Württemberg

Von den Schwaben weiß man außerhalb Württembergs oft nicht viel mehr als die berühmten „Schwabenstreiche", und wenn die Kenntnisse weiter gehen, dann darf man allenfalls als bekannt voraussetzen, daß Württemberg im Südwesten des Reiches liegt, dort, wo der Neckar und die Donau ihren Anfang nehmen.

Nennt man aber Namen wie Schiller und Hölderlin, Hauff und Uhland, Kepler und Hegel, Mörike und Zeppelin, um nur eine kleine Reihe berühmter Schwaben ganz wahllos aufzuführen, dann ist man überrascht, feststellen zu müssen, daß es die Schwaben sind, die mit die bedeutendste Anzahl großer Deutscher gestellt haben.



Hoch ragt das Ulmer Münster über das idyllische Häusermeer

Ein alter deutscher Brunnen zeugt von der Fertigkeit schwäbischer Handwerker

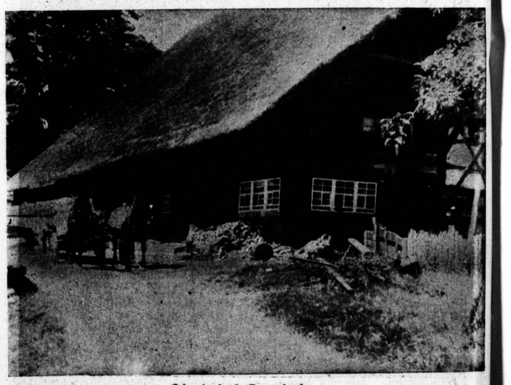
Und doch hängt in einem tieferen Sinne beides miteinander zusammen: Der Schwabe ist in seiner Art ein fleißiger und bei jeder Arbeit gründlicher Mensch. Sein Lebensraum ist eng, sein Boden ist karg. Wenn er da bestehen will, heißt es arbeiten, schaffen und und schuften. Aber was ein echter Schwabe ist, arbeitet gern, vor allem wenn er die Möglichkeit hat, daneben noch anderen Zielen und Sehnsüchten nachzugehen. Aus dieser Sehnsucht erklärt sich der Wandertrieb des Schwaben, der heute nicht nur überall im Reich, sondern auch im Ausland anzutreffen ist. Aus dieser Sehnsucht erklärt sich aber ebenso der „sinnierliche" Zug des Schwaben, der ihn oft dem Außenstehenden als einen absonderlichen Grübler erscheinen läßt. Er sinniert über Gott und die Welt, weshalb Württemberg nicht ohne Grund zur Wiege des Pietismus wurde, und wo dieses Sinnieren andere Formen annimmt, da entstehen die Dichter und Denker, die Poeten, Techniker und Philosophen.

Wie sehr in dieser grüblerischen Eigenart und Zielsetzigkeit zugleich die Gefahr liegt, von andere Seite lächerlich genommen zu werden, erweist nicht zuletzt das Leben Zeppelins, der während seines jahrelangen Kampfes immer wieder als Utopist und Narr verschrieen wurde, bis sich sein Werk durchsetzte und Deutschland und die Welt begeisterte und zugleich neidvoll zum unbestrittenen Erfolg dieser Leistung emporblicken ließ.

Darin äußert sich ein typisch schwäbischer Zug. Je stärker die Angriffe von außen kommen, um so wuchtiger und fanatischer werden die eigenen Widerstandskräfte. Der unabirrbare Glaube an den Sieg und an das eigene Ziel lösen produktive Kräfte aus, die schon manchesmal nicht nur den Angriffen von außen zum Trotz, sondern auch im Kampf mit der eigensten, der schwäbischen Heimat selbst, zu Ruhm und Erfolg führten. Schiller, der wegen seiner „Räuber" aus Württemberg fliehen mußte, und Schubart, der jahrelang auf der Festung Asperg gefangen saß, sind zwei markante Beispiele dieser Art. Aber in beiden Fällen war es der Glaube an die eigene Sendung und an das Recht des selbstgesetzten Zieles, das zu höchster Leistung führte und — siegte. Diese Hartnäckigkeit ist schwäbisch, sie ist ein Grundzug der schwäbischen Art, die — oft mißverstanden und mißgedeutet — dem schwäbischen Stamm und damit dem deutschen Volk höchste Werte geschenkt hat.

Fotos (4): Degeto-Tobis

Gar lustig sind die Musikanten



Schwabenland Bauernland

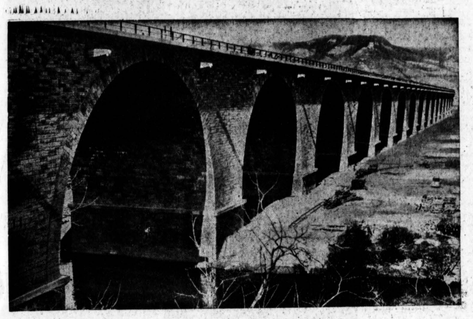
Generalfeldmarschall Göring bei seiner Ansprache im Faschistischen Parteihaus (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Generalfeldmarschall Göring in Rom

Generalfeldmarschall Hermann Göring traf mit seiner Gattin und seiner Begleitung in Rom ein, wo er am Bahnhof vom Duce herzlich empfangen wurde (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Dr. Goebbels in Kairo

Reichspropagandaminister Dr. Goebbels traf in diesen Tagen in Begleitung einiger Mitarbeiter auf dem Flugplatz in Kairo zu einem Besuch Aegyptens ein. Bei seiner Ankunft wurde er von den Mitgliedern der deutschen Kolonie in Kairo mit großer Freude begrüßt. (Zander-Multiplex-K.)



Deutschlands längste Reichsautobahnbrücke

Unser Bild zeigt den kurz vor der Fertigstellung stehenden Brückenbau über die Saale im Zuge der Reichsautobahn Dresden—Frankfurt am Main bei Jena. Mit über 750 Meter Länge, 16 Pfeilern und 17 Bögen, alles aus deutschem Werkstein, ist die Saaletal-Brücke die längste Reichsautobahnbrücke Groß-Deutschlands. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Die albanische Abordnung in Rom

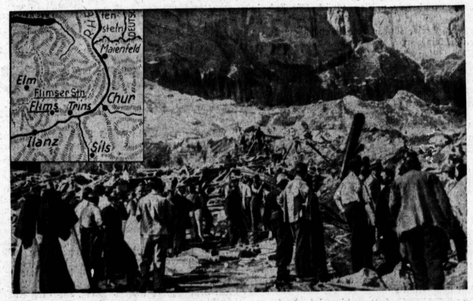
In Rom traf die albanische Abordnung ein, die symbolisch dem König und Kaiser Viktor Emanuel die Krone Albaniens anbot und ebenfalls an der historischen Sitzung der Faschistischen Kammer teilnahm. Hier begibt sich die Abordnung in den Palazzo Venezia, um dem Duce einen Besuch abzustatten. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Tarufli fuhr Stundenweltrekord

Auf seiner Gilera-Maschine erreichte Tarufli über die Stunde 205 Kilometer und konnte bei dieser Gelegenheit auch gleichzeitig die von ihm gehaltenen Weltrekorde über 500, 100 und 200 Kilometer sowie 50 und 100 Meilen verbessern. ← (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Furchtbare Folgen des schweizer Steinsturzes →

In einer Breite von 300 Meter lösten sich von dem Flimser Felsblöcke in Größe vierstöckiger Häuser, die den östlichen Teil des Dorfes Fidaz unter sich begruben und das Kinderheim „Sunnehüsli" vollkommen zertrümmerten. Bei dem Unglück kamen 17 Personen, zum großen Teil Kinder im Alter von vier bis acht Jahren ums Leben. Unser Bild gewährt einen Ueberblick über die Unglücksstätte mit dem Geröll, Einwohner sind mit den Aufräumungsarbeiten beschäftigt. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)



Die Heimkehr der Deutschen Antarktisexpedition

Als das Expeditionsschiff „Schwabenland" der Deutschen Antarktisexpedition 1938/39 in Cuxhaven und Hamburg nach seiner erfolgreichen Polarfahrt festmachte, galt das größte Interesse aller, die an Bord kamen, den Kaiserpinguinen, die die Expedition im Polareis fangen und auf der Rückfahrt in Gefangenschaft am Leben erhalten konnte. Unser Bild von Bord der „Schwabenland" aus Hamburg zeigt die seltenen Pinguinen mit ihren Betreuer, dem an der Expedition teilnehmenden Biologen und Zoologen, Studienreferendar Barkley. →

Sechsfache Todesfahrt in den Mississippi

Unser Bild zeigt die Brücke bei Vicksburg am Mississippi, wo sich in den letzten Märztagen eine ebenso seltene wie folgenschwere Unglücksserie ereignete: Sechs Kraftwagen wollten nacheinander in der Dunkelheit diese Brücke passieren, ohne daß die Fahrer davon Kenntnis hatten, daß die Brücke in den Abendstunden von der Hochwasserflut im Mittelteil zerstört worden war. Alle Kraftwagen stürzten in die Fluten, zwölf Insassen fanden den Tod. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex.-K.)

Der kritische Augenblick

Tatsachenbericht von Ulrich von Uechtritz

Ein Sieger ist besiegt

Napoleon Bonaparte gab unter dem 22. Floréal, im Jahre 10 der Republik, also noch als Konsul, wenige Jahre, bevor er 1804 den französischen Kaiserthron bestieg, folgenden Erlaß:

„Der Grenadier Groslin hat aus Liebeskummer seinem Leben ein Ende bereitet. Das ist ein zweiter Fall seit Monatsfrist. Der erste Konsul ordnet deshalb an: Es ist auf den Tagesbefehl der Garde zu setzen, daß von einem Soldaten verlangt wird, daß er den Schmerz und niederdrückende Leidenschaften überwindet; denn es erfordert ebensoviel männlichen Mut, auch einem Kummer der Seele mit Standhaftigkeit zu begegnen, als unter dem Hagel der Geschosse feindlicher Batterien auszuhalten. Sich widerstandslos den Leidenschaften hinzugeben oder, um ihnen zu entgehen, sich zu töten, hieße das Schlachtfeld räumen, ehe ein Sieg oder eine Niederlage entschieden sind."

Das Schicksal wollte es nicht

Seitdem ist nur wenig mehr als ein Jahrzehnt vergangen, in dem der Ruhm des Kaisers fast ins Unermeßliche stieg.

Nun wehrt er sich — 1814 — verzweifelt gegen die Uebermacht der Feinde. Auch der Versuch des Herzogs von Vincenza, in Chatillon bei den Verbündeten einen erträglichen Frieden zu erlangen, ist gescheitert; die hohen Forderungen des vom Glück verwöhnten Franzosenkaisers können den siegreichen Gegnern nur ein Lächeln, aber keinen Frieden abgewinnen.

Der 20. März 1814 ist angebrochen. Bei Arcis-sur-Aube tobt die Schlacht durch einen kalten Vorfrühlingstag.

Der Kaiser ist dicht hinter den kämpfenden Truppen. Was muß in der Seele des siggewohnten Feldherrn vorgehen, wenn er seine Brigaden Schritt für Schritt zurückweichen sieht unter dem Geschoßhagel, mit dem die feindlichen Batterien, in immer enger werdenden Zwischenräumen, das Feld bestreuen.

Schon schlagen die Granaten dicht neben der Anhöhe ein, auf der der Kaiser mit seinem Stabe hält.

Und da fegt es plötzlich ganz groß und überwältigend vor ihm wie eine brodend schwarze Schicksalswand: Es gibt kein Vorwärts mehr — nur ein Zurück noch auch in dieser Schlacht, auf die er noch einen armseligen Rest der noch übriggebliebenen Hoffnung gesetzt hatte.

„Sire, auch wir müssen zurück, Sie sind in höchster Gefahr . . .!" Ein General schreit es dem Kaiser durch den donnernden Lärm der Geschütze zu.

Die letzten Worte bleiben ihm im Halse stecken, durch eine Fontäne von Staub und Erde, hoch aufgewirbelt von einer Granate, die dicht vor ihnen niedergefallen ist.

Für Sekunden lähmt der Schreck. Dann geht es blitzschnell durch die Hirne der Offiziere: Ein Blindgänger, aber auch der kann im nächsten Augenblick explodieren!

Sie wollen ihre Pferde herumreißen. Doch — hat der Kaiser den Verstand verloren?: — Er gibt dem Pferde die Sporen, — ein paar wilde Galoppsprünge auf die Granate zu . . . Einer der Generäle will ihm nach. Aber da zerreißt ein Krachen die Luft.

Ein anderer Offizier ist dem General in die Zügel gefallen: „Sehen Sie denn nicht, das er's mit Absicht tut?"

Als die Stein- und Erdmassen, die der explodierende Blindgänger emporgewirbelt hat, sich gesenkt haben, sitzt der Kaiser unverletzt auf seinem Pferde.

Das Schicksal hatte die sekundenlange Schwäche Napoleons nicht beachtet.

Verraten und verlassen.

Elf Tage später, am 31. März, kapituliert Paris.

Tage erbarmungslosester Seelenqualen schleichen durch die leeren Säle von Fontainebleau, wo Napoleon wohnt. Aus den Ecken der Gemächer grinst ihn das Gespenst der Einsamkeit an, greift mit dürren, kalten Fingern nach des Kaisers Herzen.

Verlassen von seiner Garde — von seinen Generälen verraten — von den eigenen Gedanken gefoltert, schreitet er ruhelos, mit den Händen auf dem Rücken, durch die einsamen Räume. Manchmal fährt er sich mit der Hand über die Stirn, als wolle er einen unsinnigen Spuk fortschleudern: „Marschall Marmont, — der Freund, der Seite an Seite mit mir seinen Aufstieg erlebte, — ein Verräter, zu den Verbündeten übergegangen? . . . Auch er ist nur eine Kreatur wie alle anderen! Und Berthier" — ein schrilles Lachen, das in einem hohen Diskant sich an den Wänden und Pfeilerspiegeln bricht und wie zerfetzt wieder zurückkommt, kommt aus des Kaisers Munde, — „auch Sie, Fürst von Wagram und Prinz von Neuchâtel, Sie waren nicht zu hochmütig, meine Gnade, Titel, Glanz und Reichtum über sich ausschütten zu lassen mit vollen Händen, bis — bis — nun ja, bis meine Hände leer geworden sind seit einigen Tagen, da ich den Verzicht unterschrieb. — Aber gezittert haben sie nicht dabei, haben sie nicht — meine Hände! Nur Ihr habt gezittert — Ihr, meine Herren, Ihr . . . Ihr . . .!"

Die Nacht des 11. April 1814 sinkt lautlos über Fontainebleau hernieder.

Noch immer schreitet der Kaiser ruhelos auf und ab.

Er hört nicht, daß sich nebenan die Tür seines Schlafzimmers leise öffnet. Auf Zehenspitzen tritt der Kammerherr Turenne ein. Er hatte soeben eine längere Unterhaltung mit dem Herzog von Vincenza, mit dem langjährigen Kammerdiener Constant und dem Diener Ivan, den Napoleon 1798 aus dem ägyptischen Feldzuge mitgebracht hatte. Sie, die fast die einzige nähere Umgebung Napoleons sind, machen sich schwere Sorgen um den Kaiser, dessen Gesichtszüge wachsbleich und wie geistesabwesend scheinen. — „Wir tragen eine hohe Verantwortung — und man kann nie wissen . . ."

Leise tritt der Herzog an den Nachttisch des Kaisers, nimmt die beiden Pistolen aus der Lade, entlädt sie und legt sie leise wieder zurück.

Ein leeres, schwarzes Beutelchen.

Der Kaiser ist zeitig schlafen gegangen.

In Dunkelheit gehüllt liegt Fontainebleau. Nur aus dem Schlafzimmer dringt noch ein matter Lichtschimmer durch die Spalten der Vorhänge. Auch im darüberliegenden Fenster flackert noch ein unruhiges Licht. Das Zimmer wird von dem langjährigen Leibkammerdiener des Kaisers, Constant, bewohnt, der auf ein Klingelzeichen hin sofort auf einer geheimen Treppe unmittelbar in das Schlafzimmer Napoleons gelangen kann.

Irgendein unbestimmtes Angstgefühl veranlaßt ihn heute, sich angekleidet aufs Bett zu legen; auch die Wachskerze läßt er brennen, die unruhig flackernd, zittrige Schatten auf die Wand wirft.

Mochte er im Halbschlaf geträumt haben? — Plötzlich fährt er auf. Hatte die Glocke nicht ganz leise angeschlagen? — Und in dem unsteten Flackern der Kerze ist es ihm, als wenn an dem Draht, an dem die Glocke hängt, noch ein Schwingen ist.

Im Nu ist er die Treppe hinunter und im Zimmer des Kaisers.

Ein offensichtlicher Schwächezustand muß Napoleon befallen haben. Ohne sich zu rühren, liegt er sehr bleich im Bett; nur seine Augen flackern umher. Dann bleibt sein Blick auf dem Gesicht des Dieners haften:

„Constant, . . . ich werde jetzt sterben. Du bist einer der letzten, die mir Treue gehalten haben. Meine Adler hat man in den Schmutz getreten, — Marmont hat mich verraten, — Berthier hat mich verlassen, wie all die andern . . . nun werde ich gehen, — Constant . . .!"

Da bleiben des Dieners Augen plötzlich an einem kleinen schwarzen Lederbeutelchen hängen, das offen und leer am Fußboden liegt, und wie ein Blitz fährt's durch sein Hirn:

Der Kaiser hat Gift genommen! — Es war der gleiche schwarze Lederbeutel, den er in den Feldzügen stets am Halse trug und zu anderen Zeiten fest im Tresor verschlossen hielt!

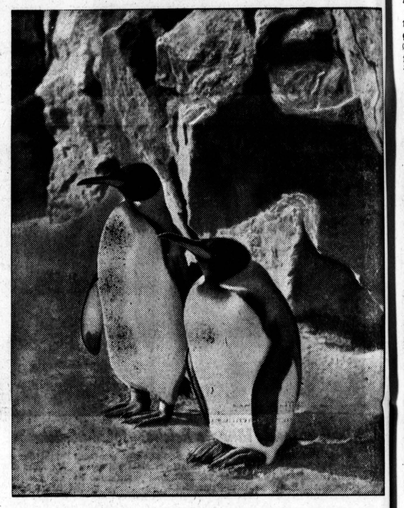
Aber da werden die Worte des Kaisers plötzlich schwach und abgehackt, durch seinen Körper läuft ein Zittern.

„Um des Himmels willen, Sire . . .!"

Doch es ist nur ein geringes Erbrechen, das ihn geschüttelt hat. — Dann klingen seine Worte wieder ruhig: „Constant — rufe den Herzog von Vincenza und Ivan!"

Beide kommen sogleich. Der Herzog, der sich keine Zeit zum Anziehen genommen, noch im Negligé.

(Fortsetzung folgt)



Sie sind die Professoren der Tierwelt

(Zander-K)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Es gäbe wohl ein dickes Buch, wollte man alle Anreden sammeln, mit denen Schüler seit jeher ihr Zuspätkommen begründeten. Im alten Griechenland richteten sich die MG-Schützen nach der Sonnenuhr, und wenn keine Sonne zu sehen war, so traf man eben nach Gutdünken im Klassenzimmer ein. Der kleine Willie Dorset, ein Zögling des englischen Weston-College in Somerset, kann sich rühmen, die modernste Begründung des Zuspätkommens erfunden zu haben. „Verzeihung, Sir", sagte er, als er mit einstündiger Verspätung das Klassenzimmer betrat, „*das Flugzeug hatte Verspätung*. Es konnte wegen des starken Bodennebels nicht landen!" Was blieb dem Lehrer anders übrig, als diese Entschuldigung gelten zu lassen. Denn Willie sagt tatsächlich seinen täglichen Schulweg von Cardiff nach Weston mit dem planmäßigen Verkehrsflugzeug zurück. Er hatte eine richtiggehende „Schülerkarte der Lüfte" und ist täglich nur zweimal zehn Minuten unterwegs, während er mit dem Zuge zwei Stunden fahren müßte. Was hätte man wohl vor 20 Jahren über einen MG-Schützen gesagt, der seinen täglichen Schulweg in der Luft zurücklegt!

*

Mit eifersüchtigen Frauen ist nicht gut Kirschen essen. Aus dieser Erkenntnis heraus flüchtete sich Charles Petit, ein junger Mann aus Montpellier, gegen die fortgesetzten Drohungen seiner Freundin, daß sie ihn eines Tages erschießen werde. Er wußte, daß die Eifersüchtige ihren Revolver in der Nachttischschublade aufbewahrte. Hütte er die Waffe fortgenommen, würde die Verschlagene ein gemeine Pistole vermutlich eine neue gekauft haben. So feilte Charles heimlich den Abzug des Revolvers durch und machte die Waffe auf diese Weise unbrauchbar. Wie klug das war, bewies sich bereits wenige Tage später. „Wenn du heute Abend ohne mich ausgehst, erschieße ich dich!" hatte Germaine ihrem Freund zugerufen und die Waffe aus der Schublade genommen. Charles aber kehrte ihr kaltlächelnd den Rücken und empfahl sich. Schreiend eilte ihm Germaine auf die dunkle Straße nach. Und dann schoß sie . . . Zmal betätigte sie den Drücker. Entsetzensschreie wurden laut. Passanten fielen in Ohnmacht, eine Tragödie schien unausbleiblich. Aber der Revolver machte nur Klick—Klick, ohne das ein Schuß losging, und mit bewundernswerter Kaltblütigkeit schritt Charles lächelnd weiter. Man verhaftete schließlich die tobende Frau, und vor Gericht verwandelte sich die Tragödie dank Charles Vorsicht, über deren Schilderung selbst die Richter lachen mußten, in eine Komödie. Die Anklage auf Mordversuch wurde fallen gelassen, und Germaine ging glücklicherweise, nachdem sie 25 Francs wegen Erregung öffentlichen Aergernisses bezahlt hatte, mit Charles Arm in Arm von dannen.

*

Die 1300 Bewohner des kleinen Ortes Somborne in der englischen Grafschaft Hampshire sind nicht wenig stolz auf ihre 700jährige Kirche und bei ebenso vielen Glockenturm, in dem sechs kunstvolle Glocken täglich dreimal ihr Lied singen. Angesichts der fortschreitenden Kriegsgefahr hat nun der Gemeinderat von Somborne beschlossen, die Kirchenglocken als größte Kostbarkeit des Dorfes gegen *Fliegerangriffe* versichern zu lassen. Bei Lloyds in London ist man auch tatsächlich auf diese seltsame Versicherung eingegangen, deren Prämie gemeinsam von den Bewohnern Sombornes aufgebracht wird. Damit ist jeder Schaden, der den historischen Kirchenglocken aus der Luft durch Bomben oder Absturz eines Flugzeuges im Krieg und im Frieden zustoßen könnte, gedeckt.

*

Auf eine höchst merkwürdige Weise versuchten zwei junge Leute, die aus der Provinz nach Stockholm gekommen waren, ihre Neugierde zu stillen. Sie wollten gar zu gerne wissen, wie „es bei *feinen Leuten* aussieht". Und da sie keine Gelegenheit hatten, einen Blick in die Luxuswohnungen Stockholms zu werfen, brachen sie ganz einfach ein. Sie verschafften sich mit Nachschlüsseln in Wohnungen, deren Inhaber gerade verreist waren, Zutritt und sahen sich gründlich um. Sie prüften die Teppiche, bewunderten die Kunstgegenstände, visitierten die Garderobenschränke, lauschten ein wenig dem Radio, spielten mit unter auch Grammophon oder ließen sichs in bequemen Klubsesseln wohlsein. Aber bei allen diesen Exkursionen haben die beiden nachweisbar nicht das geringste gestohlen. Weder beschädigten sie irgendwelche Schwerte, noch konnte man ihnen nachweisen, daß sie auch nur den kleinsten Schaden an der Hogmaffasche getan hätten. „Wir wollten nur einmal sehen, wie feine Leute eingerichtet sind", erklärten sie vor Gericht. Und so ließ man die Sonderlinge mit einer geringen Freiheitsstrafe, die durch die Untersuchungshaft bereits abgebüßt war, davonkommen.

*

„Meine Frau liebt mich nicht mehr", erklärte Mr. Hilary Storm dem Newyorker Scheidungsrichter. Er habe für diese betrübliche Tatsache unerfreuliche Beweise und bitte daher um die Scheidung. Der Richter entschied, man möge ihm diese unerfreulichen Beweise vorzeigen. Mr. Hilary zeigte triumphierend einen Rahmen vor, in dem sich ein Photographie des beliebten amerikanischen Filmschauspielers *Clark Gable* befand. „Das soll ein Beweis sein?" wunderte sich der Richter. Mr. Hilary versicherte, daß es mit diesem Rahmen eine ganz besondere Bewandtnis habe. 15 Jahre lang habe er sein eigenes Porträt, aufgenommen am Tage der Hochzeit umschlossen. Als er jüngst mit seiner Frau einen Streit hatte, tauschte diese das Photo stillschweigend mit dem Bild Clark Gables aus. Das sei doch zweifelsfrei ein Beweis, daß sie ihn, den Ehemann, nicht mehr liebe. Das Gericht fühlte sich jedoch von diesem Beweis nicht allzu sehr beeindruckt und betrachtete den Bildertausch nicht als genügenden Scheidungsgrund. Immerhin legte es der Ehe-frau nahe, Clark Gable wieder durch das Ehegattenbild ihres Mannes zu ersetzen. Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Xaver Xanten

1

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Braunschweiger Allgem. Anzeiger)

Roman von Hans von Hülsen

„Casa Rossa"

Die großen Feuer des Hochsommers flammten über dem Gardasee, als Ottenrieth seinen Wagen von Nago über die breite neue Straße nach dem kleinen Kurort hinuntersteuerte.

Der breite Spiegel, den von drei Seiten riesige Gebirgsmassive umrahmen, stieg ihm gleißend entgegen. Glatt wie eine gläserne Scheibe lag der See um diese Spätnachmittagsstunde. Die Ora, der Südwind, der ihn in der heißen Tageszeit wohltätig kühlend anfrauchte, war schlafen gegangen.

Ottenrieth trank das wundervolle Bild, das er seit so vielen Jahren nicht mehr gesehen, durstig in sich hinein.

Hier wollte er bleiben, bis die Saison wieder anging.

In der „Casa Rossa", die dem Baron Leutstetten gehörte, hatte er sich auf die Empfehlung eines Wiener Freundes Quartier bestellt. Nun er das rote Haus mit den Bogenfenstern und den dicken Mauern, das noch aus der Zeit der venezianischen Herrschaft stammte, vor sich sah, erinnerte er sich seiner genau. Er war als Knabe einmal mit den Eltern hier unten gewesen, damals, als die Nordspitze des Gardasees noch österreichisch war und der Erzherzog Franz Ferdinand im nahen Arco eine Villa besaß. Damals hatten die großen Hotels von Torbole immer von feschen österreichischen Offizieren gewimmelt — er erinnerte sich ganz genau.

Der Baron Leutstetten erschien selbst im gewölbten Hoftor, als Ottenrieth den Wagen stoppte: ein großer, hagerer, kahlköpfiger, jedenfalls unter Herr in rohseidenem Anzug, der seine Sprache sofort als Oesterreicher verriet.

Ottenrieth stellte sich vor.

Ein schmutdliger italienischer Hausdiener erschien und schleppte das Gepäck nach oben.

Die Fenster des geräumigen Zimmers gingen nach dem See hinaus. Drunten lag ein kleiner Borgarten mit immergrünen Gewächsen hinter roten Mauern. Das Bett erwies sich als breit und weich. Ottenrieth war zufrieden.

Eine kleine Melodie vor sich hinpfeifend, die ihm unterwegs eingefallen war und ihn die ganze Fahrt über nicht verlassen hatte, packte er seine Sachen in die Schränke. Er kleidete sich um, wobei er von Zeit zu Zeit am offenen Fenster stehen blieb und das prächtige Bild genoß. Dann stieg er hinunter.

In der kühlen Halle machte ihn der Baron mit seiner Schwester, Frau von Lodesser, bekannt, einer schon verblühten Wienerin, die die Seele des ganzen, übrigens nicht unbedeutenden Pensionsbetriebes zu sein schien. Das Haus war voll von Menschen, hauptsächlich Deutschen aus dem Reich, dem Typ nach zu urteilen. Etliche Männlein und Weiblein, die, bronzebraun und hochsommerlich gekleidet, mit Badezeug durch die Halle liefen, sahen nach Künstlern aus: Schriftsteller, Maler, Schauspieler, wie der Baron gesprächig erklärte.

„Und Sie selber, Herr Ottenrieth, nicht wahr, Sie sind Musiker?"

Ottenrieth antwortete nicht sogleich. Es schmeichelte ihm, daß sein junger Ruhm bis hierher gedrungen war; aber zugleich glaubte er, diesen Ruhm doppelt genießen zu können, indem er sich, ganz wie die großen Meister, hinter einem Inkognito versteckt.

„Wie kommen Sie darauf, Baron?"

„Aber gehens, ich hab doch den „Hellblauen Engel" gehört, im Theater an der Wien, vorigen Herbst — eine scharmante Operette, wirklich ganz scharmant."

„Sehr freundlich, lieber Baron. Ich werde Ihr Kompliment weitergeben. Denn der „Hellblaue Engel" ist von meinem Vetter, der genau so heißt wie ich. Ich selber bin nur ein simpler Industrieller — wenigstens möchte ich hier als solcher gelten", setzte er rasch hinzu, denn es reute ihn bereits, sich verleugnet zu haben.

„Verstehe, verstehe vollkommen!" Der Baron feixte: „Sie brauchen Ruhe, wollen nicht belästigt werden, wollen sich zu neuem Schaffen rüsten. Also, ich werde Sie allen Gästen als Industriellen vorstellen. Welche Firma nehmen wir? Denn die Leute sind ganz schrecklich neugierig, so in den Ferien, und werden mir ein Loch in den Bauch fragen."

„Ja, lieber Gott, helfen Sie mir!"

„Wissens, Meister, ich hab einen Onkel, der ist Direktor bei der Alpinen Chemie, abgekürzt Alchemie. Der kommt bestimmt nicht her zu uns. Wenn Sie also —"

„Schön! Ich figuriere also als Direktor der „Alchemie". In Innsbruck, nicht wahr? Sie sind ein findiger Kopf, Baron!"

„Und der „Hellblaue Engel" ist wie Sie schon ganz richtig bemerkten, von Ihrem gleichnamigen Vetter."

„Wir verstehen uns vollkommen, lieber Baron."

Bis zum Nachtmahl war noch eine gute Stunde. Ottenrieth verbrachte sie, indem er durch den kleinen Ort lief, der sich dafür ein Kurort und dem doch das uralte Fischerdorf aus allen Fugen guckte. Es war hier alles noch wie in seiner Kindheit, die paar engen Straßen unter dem alten Kirchlein auf dem Hügel, die kleine Piazza mit dem Brunnen und der Tafel, die an Goethes Aufenthalt erinnerte, das Hafenbecken binnen seinem steinernen Damm. Hallo! Und doch hatte es sich hier gründlich verändert, denn um die ganze Bucht lief nun eine breite Autostraße, wo früher nur ein schmaler, schlechter Fußweg gewesen war: die berühmte „Gardesana", von der er gelesen oder gehört hatte; sie umrandete und umschloß ja wohl das ganze lange Ufer des Sees?

„Das haben die Italiener glänzend gemacht", dachte er. „Na, auf das Straßenbauen verstehen sie sich, schon seit den Römerzeiten her!"

Die Sonne ging rotflammend hinter die düstere Felswand der Rocchetta, das Schneehaupt des Monte Baldo strahlte rötlich wie ein kleiner Mosenarien, die vielen schmetterlingsförmigen Segel auf dem See wirften plötzlich schwarz.

Die Uferpromenade war nur mäßig belebt. In der Badeanstalt wurde noch gebadet, fröhliches Lärmen klang über das stille Wasser. Im Kaffeehaus Idl machte das Radio Musik, drüben im „Benaco" spielte ein kleines Tanzorchester.

Frieden war hier — genau der Frieden, den er gesucht hatte, als er dem heißen Wien und den ewigen Verhandlungen mit Agenten, Theatern, Sängern und Sängerinnen entflohen war. Hier wollte er wochenlang bleiben.

Man speiste im Garten der „Casa Rossa". Die Windlichter auf den Tischen erhellten das Dister der Oelbäume. Schweigend und nachtdunkel standen himmelhohe Zypressen wie ein Lanzengitter an der roten Mauer.

Neben Ottenrieth saß an einem kleinen Tisch ein Ehepaar, das seine neugierig schweifenden Blicke auf sich zog. Eine Frau, Anfang der Vierzig, kaum älter, die einmal ungewöhnlich schön gewesen sein mußte, Italienerin offenbar, mit ganz großen dunklen, von Schwermut überfluteten Augen, mit Bewegungen, die sie sich niemals lernen und studieren ließen, sondern alles Erbgut von Generationen sein mochten. Als einzige in dem bunten Schwarm der Gäste war sie in strenges Schwarz gekleidet. Neben ihr ein Mann, den man nahezu nur als die Ueberreste eines Menschen bezeichnen konnte. Alt, grau, verfallen — und übrigens ein Kreipvel, wie die am Stamm des Mauthearbeitsunfähigen lehnenden Krücken verrieten. Die beiden sprachen wenig, in italienischen Lauten, mit gedämpfter Stimme. Als die Mahlzeit beendet war, reichte die Frau ihrem Gatten sogleich die Krücken, und er humpelte neben ihr davon.

Ottenrieth wunderte sich bei sich selbst, warum diese beiden sein Auge und seine Gedanken während der ganzen Zeit viel mehr beschäftigt hatten, als die vielen monbänen Frauen und Mädchen, deren Zigaretten sehr wie kleine Irrlichter durch den dunklen Garten glühten.

Er trat durch das Gartentor auf die kleine Uferpromenade heraus, an deren Bord sanft die Wellen des entschlafenen Sees glucksten. Es roch nach Tang. An der nachtdunklen Rocchettawand blinkten die wenigen Lichter eines hohen Felsenortes. Drüben lag Riva wie unter einem Diadem. Ein erleuchteter Dampfer mit lachenden und jauchzenden Menschen pflügte quer über die Bucht.

Plötzlich stand eine schwarze Gestalt neben ihm, daß Ottenrieth fast erschrocken aus seiner Verlorenheit auffuhr. An der Stimme erkannte er den Baron. Er trug jetzt die schwarze Uniform der sächsischen Miliz, auf dem Kopf den Fez mit der großen seidenen Quaste — er mußte, erzählte er, noch zu einer Parteiversammlung nach Riva hinüber.

„Ja, da wundert sich der Herr Direktor", sagte er lächelnd. „Mein seliger Papa, der ein strammer alter Oesterreicher war, konnte sich noch den Luxus leisten, hier unten in diesem venezianischen Kastell seinen literarischen Neigungen zu leben. Der Sohn muß Zimmerchenvermieten hielen."

Ottenrieth kam sofort auf das, was ihn während des Abendessens so sehr beschäftigt hatte; er fragte nach der Dame in Schwarz und ihrem krüppelhaften Gemahl.

„Colonello Tubesco und seine schöne Frau", erwiderte der Baron. „Mein Lieber, Sie sind nicht der erste, der sich dafür interessiert. Die beiden sind interessant genug. Der arme Teufel ist im Krieg am Isonzo vollkommen zusammengeschossen worden, und sie, Donnerwetter, sie muß mal ein verteufelt schönes Weib gewesen sein. Jetzt hat sie ja etwas von einer Norne, aber man spürt es doch noch, wenn sie nur den Mund aufmacht oder ihrem Mann die Krücken reicht. Steckt irgendeine Geschichte dahinter, möglicherweise auch ein Schicksal — ja, mit Näherem kann ich selber nicht dienen. Sie kommen jedes Jahr, seit der Krieg zu Ende ist. Die Signora scheint unser kleines Nest über alles zu lieben. Recht hat sie! Na, es gibt überhaupt interessante Sachen hier, Maestro, Sie werden schon sehen, Operettenstoffe und anderes. Aber jetzt muß ich fort. Servus!"

Ottenrieth ging schlendernd noch die Uferstraße entlang in das Kaffeehaus Idl, trank einen Schwarzen und las die letzte Nummer des „Neuen Wiener Journals". Aber er legte sie angewidert weg, sobald ihm aus der Spalte der Kunst und Theaternachrichten wieder alle Düfte in die Nase stiegen, die ihn aus Wien weg und in die Sommerfrische getrieben hatten.

Das Radio verlautbarte in ziemlich fehlerfreiem Deutsch die „Cronaca del Turismo".

Er fühlte die langen Stunden am Steuer in allen Gliedern und ging früh zur Ruhe.

Als er in die leere Halle der „Casa Rossa" kam, sah er auf einer silbernen Schale einen Brief, der dort hinabegt war, um gleich morgen früh zur Post befördert zu werden. Er beugte sich neugierig über die orsformige energische Handschrift und las die Adresse: Signorina Renata Tudesco, Wien VII, Burggasse 3, Pension Lanner.

Schlechte Laune um Reh

Fritz Armbruster kam am Montagvormittag sehr spät und in ganz außerordentlich schlechter Laune in das Büro an der Wollzeile.

Die Damen im Sekretariat waren gewohnt, daß er irgendeine Melodie vor sich hinträllerte und ihnen ein vergnügtes „Habe die Ehre!" zurief, sie wohl auch mit listigem Zwinkern seiner runden Augen fragte, ob sie gut geschlafen hätten.

Von alledem war heute nicht die Rede.

Er riß die Tür auf, warf sie wieder zu und stürmte, den Hut auf dem Kopf, in sein Zimmer.

Dort ergriff er sofort das Telephon.

„Bedaure, die Dame ist eben ausgegangen", klang es aus der Muschel.

„So, ausgegangen!" Aergerlich legte er den Hörer auf.

Das Fräulein am Vermittlungsapparat im Büro konnte nun wenigstens den verunglückten und empörten Kolleginnen mitteilen, daß vermutlich „die Dame" der Grund der schlechten Laune war. „Die Dame" — also das schwarze Fräulein „Reh". Man wußte ja Bescheid!

Fritz Armbrusters Thermometer stieg den ganzen Vormittag lang nicht um einen Strich. Es stand auf „Sturm". Immer von neuem machte er das Büro wild, indem er bald diese, bald jene Korrespondenzmappe verlangte — und stets war es die falsche, und er warf sie der unglücklichen Sekretärin wütend vor die Füße.

Na, man wußte ja, daß der junge Herr Armbruster von Zeit zu Zeit an Launen litt. Man verzieh sie ihm ohne weiteres, weil er außerhalb dieser Perioden ein wirklich scharmanter Junge war. Aber heute war es doch beinahe ein bißchen stark. Reine Wingert, die für ihn persönlich schrieb, wagte eine diesbezügliche Frage im Ton wärmster Anteilnahme, mit dem sie fonst stets Erfolg gehabt hatte: heute erhielt sie nur die grobe Antwort: sie möge sich gefälligst um ihren eigenen Kram kümmern. Worauf sie sich beleidigt zurückzog.

Und gerade heute gab es soviel Post, wie seit langem nicht in diesen Hundstagen, in denen die Geschäfte schlechter gingen als ohnehin.

Er arbeitete verzweifelt, um hindurchzukommen und alles fertigzumachen, denn „Frau Armbruster" verzieh nur allzu leicht jede vermandschaftliche Rücksicht, wenn man ihr das Geschäft verdarb. Elf Uhr achtundvierzig würde sie von Budapest zurückkehren und sofort ins Büro fahren. hatte sie bei der Abreise hinterlassen.

Fritz Armbruster war der Neffe von Frau Mizzi Armbruster in Firma „Konzertdirektion Armbruster, Wien I, Wollzeile 37". Mehr als das, er war der Prokurist und mutmaßliche Erbe des großen Geschäfts, denn leibliche Kinder waren Mizzi Armbruster in ihrer kurzen Ehe mit einem im Krieg auf irgendeine Art abhandengekommenen Mann verwehrt geblieben. Um das Geschäft in der Familie zu erhalten, hatte sie dieses jungen Neffen angenommen, der damals am Staatlichen Konservatorium Musik studierte, nachdem er schon vorher ein Jahr lang in München dem gleichen Studium obgelegen hatte.

Als sie ihn ein einziges Mal am Flügel gehört, war sie sogleich überzeugt gewesen, daß sein Talent dem Schulzeld nicht entbroch; und mit der ihr eigenen Energie hatte sie ihn kurzerhand genötigt, die unschlechter Laune in das Büro an der Wollzeile.

Die Damen im Sekretariat waren gewohnt, daß er irgendeine Melodie vor sich hinträllerte und ihnen ein vergnügtes „Habe die Ehre!" zurief, sie wohl auch mit listigem Zwinkern seiner runden Augen fragte, ob sie gut geschlafen hätten.

Von alledem war heute nicht die Rede.

Er riß die Tür auf, warf sie wieder zu und stürmte, den Hut auf dem Kopf, in sein Zimmer.

Dort ergriff er sofort das Telephon.

„Bedaure, die Dame ist eben ausgegangen", klang es aus der Muschel.

„So, ausgegangen!" Aergerlich legte er den Hörer auf.

Das Fräulein am Vermittlungsapparat im Büro konnte nun wenigstens den verunglückten und empörten Kolleginnen mitteilen, daß vermutlich „die Dame" der Grund der schlechten Laune war. „Die Dame" — also das schwarze Fräulein „Reh". Man wußte ja Bescheid!

Fritz Armbrusters Thermometer stieg den ganzen Vormittag lang nicht um einen Strich. Es stand auf „Sturm". Immer von neuem machte er das Büro wild, indem er bald diese, bald jene Korrespondenzmappe verlangte — und stets war es die falsche, und er warf sie der unglücklichen Sekretärin wütend vor die Füße.

Na, man wußte ja, daß der junge Herr Armbruster von Zeit zu Zeit an Launen litt. Man verzieh sie ihm ohne weiteres, weil er außerhalb dieser Perioden ein wirklich scharmanter Junge war. Aber heute war es doch beinahe ein bißchen stark. Reine Wingert, die für ihn persönlich schrieb, wagte eine diesbezügliche Frage im Ton wärmster Anteilnahme, mit dem sie fonst stets Erfolg gehabt hatte: heute erhielt sie nur die grobe Antwort: sie möge sich gefälligst um ihren eigenen Kram kümmern. Worauf sie sich beleidigt zurückzog.

Und gerade heute gab es soviel Post, wie seit langem nicht in diesen Hundstagen, in denen die Geschäfte schlechter gingen als ohnehin.

Er arbeitete verzweifelt, um hindurchzukommen und alles fertigzumachen, denn „Frau Armbruster" verzieh nur allzu leicht jede vermandschaftliche Rücksicht, wenn man ihr das Geschäft verdarb. Elf Uhr achtundvierzig würde sie von Budapest zurückkehren und sofort ins Büro fahren. hatte sie bei der Abreise hinterlassen.

Fritz Armbruster war der Neffe von Frau Mizzi Armbruster in Firma „Konzertdirektion Armbruster, Wien I, Wollzeile 37". Mehr als das, er war der Prokurist und mutmaßliche Erbe des großen Geschäfts, denn leibliche Kinder waren Mizzi Armbruster in ihrer kurzen Ehe mit einem im Krieg auf irgendeine Art abhandengekommenen Mann verwehrt geblieben. Um das Geschäft in der Familie zu erhalten, hatte sie dieses jungen Neffen angenommen, der damals am Staatlichen Konservatorium Musik studierte, nachdem er schon vorher ein Jahr lang in München dem gleichen Studium obgelegen hatte.

Als sie ihn ein einziges Mal am Flügel gehört, war sie sogleich überzeugt gewesen, daß sein Talent dem Schulzeld nicht entbroch; und mit der ihr eigenen Energie hatte sie ihn kurzerhand genötigt, die un-

Vom Lehrerpult auf die Varietébühne

Von Dr. Adrian Wettach genannt Grock

Der berühmte Musical-Clown Grock hat nach dreijähriger Abwesenheit wieder eine Deutschlandreise angetreten.

Um allen Irrtümern zuvorzubeugen: ich heiße Wettach und stamme aus der Schweiz. Dennoch trinke ich in München das berühmte Bier, an der Wolfertstraße den dort so beliebten Grog sehr gern. Dennoch esse ich auch in Berlin sehr gern Bouletten. Mein Schicksal hatient eigentlich auf den von mir so oft gebrauchten Worten: Warum? und: Nicht möglich! Fragt man mich, wie mich mein Schicksal ereilte — nun, da kann ich nur „Warum?" fragen. Erzähle ich es Ihnen, dann sagen Sie bestimmt: „Nicht möglich!"

Ja, warum bin ich nicht wie meine anderen Kollegen als Sohn eines Artisten auf die Welt gekommen? Kann man das etwa am Aufbau meiner Nummer merken? Nicht möglich! Ich bin Schwyzer, habe einen verdammt harten Schädel, liebte immer schon die Musik. Mein Vater hatte sich ein kleines Kaffee gekauft. Dort gaben meine Schwester und ich als Kinder immer Sonntagskonzerte. Sie spielte Klavier, ich Violine. Dann zog eine wandernde Truppe durch unser Städtchen, die ein Freund meines Vaters leitete. Ich, ein Schulbub, die Sonne lachte, es waren Ferien, — also, warum sollte ich daheim bleiben? Da mein Vater auf meine Bitte „nicht möglich" erwiderte, bewies ich, daß es doch möglich sei, daß ihn solange, weinte so viele Zähren, bis er mich seinem Freunde die Ferien über anvertraute. Und alle Ferien wiederum eilte ich mit der Truppe vondannen, arbeitete in allen Fächern der Artistik.

Die Schule spielte überhaupt eine wichtige Rolle in meinem Leben. Als ich sie absolviert hatte und als Artist in die Welt zog, erreichten mich fortgesetzt Briefe meiner Mutter, die mich bat, bei der Unsicherheit meiner Existenz doch etwas Praktisches zu erlernen. Ich aab nach. Raten Sie bitte, was ich wurde? Ich wurde, ich, der zukünftige Clown, ich wurde Lehrer. Richtiggehender Lehrer. Wurde sogar nach Ungarn zu den Söhnen eines der bekanntesten antikokratischen Politiker engagiert. Den Namen verschweige ich. Die Burschen haben bei mir nur Dummheiten erlernt. Warum? Weil ihnen etwas anderes beizubringen nicht möglich war. Denn ereilte mich mein Schicksal. Ich schloß mich einem Partner an und ging zum Zirkus zurück. Wir vollführten unter dem Namen „Bric und Broc" eine Musikalexzentriknummer.

Bric trennte sich von mir. Immer hatte ich gestrebt, eine ganz besondere Leistung zu bewerkstelligen, eine Gestalt auf die Bühne, in die Arena zu stellen, die meine akrobatischen, humoristischen, musikalischen Fähigkeiten vereinigt. Ich arbeitete unermüdlich an der Idee. Dort gaben meine Schwester und ich als Kinder immer Sonntagskonzerte. Sie spielte Klavier, ich Violine. Dann zog eine wandernde Truppe durch unser Städtchen, die ein Freund meines Vaters leitete. Ich, ein Schulbub, die Sonne lachte, es waren Ferien, — also, warum sollte ich daheim bleiben? Da mein Vater auf meine Bitte „nicht möglich" erwiderte, bewies ich, daß es doch möglich sei, daß ihn solange, weinte so viele Zähren, bis er mich seinem Freunde die Ferien über anvertraute. Und alle Ferien wiederum eilte ich mit der Truppe vondannen, arbeitete in allen Fächern der Artistik.

Die Schule spielte überhaupt eine

fruchtbaren Studien aufzugeben und in das Geschäft einzutreten.

Und Fritz Armbruster hatte das, offen gesagt, nicht besonders ungern getan. Denn auch er besaß von seinen musikalischen Gaben keine so hohe Vorstellung, daß er sie nicht für das Wohlleben eines festbesoldeten jungen Mannes gern geopfert hätte. Er wußte genau, daß seine Begabung lediglich in einem guten Gehör — und in gewissen parodistischen Talenten bestand, die sich aber in der Gesellschaft besser verwerten ließen als auf dem Konservatorium.

Seit Jahr und Tag saß er nun mit dem schönen, in diesem Fall aber wenig bedeutenden Titel eines Prokuristen gelähmt, im Büro an der Wollzeile und betrieb die Geschäfte, die ihm zugewiesen wurden, genau wie er bisher seine Unterrichtsstunden absolviert hatte: ein wenig nachlässig, um nicht zu sagen faul, ein wenig mit der linken Hand, aber auf eine so charmante Weise, daß selbst die strenge „Frau Armbruster" ihm niemals ernstlich böse sein konnte.

Er bezog sein festes Gehalt, mit dem er selten auskam, bewohnte eine kleine Junggesellenwohnung und saß allabendlich im Kaffeehaus Central in der Herrengasse, wo er seinen Tarock spielte — wenn er nicht mit Reh zusammen war. Außerdem ging er mit Reh und „Frau Armbruster" in alle Konzerte, die die Firma veranstaltete, und dann und wann in das Opernhaus oder in das Burgtheater oder in das Theater an der Wien zur Operette.

Es war im großen und ganzen ein angenehmes Dasein. Und wenn „Frau Armbruster" sich einmal erweichen ließen würde, sein Gehalt „entsprechend seinen geschäftlichen Fähigkeiten" zu steigern, dann würde er Reh heiraten. Vorausgesetzt, daß sie dann wollen würde. Einstweilen wollte sie durchaus nicht, hatte nur ihre Gefangenstunden im Kopf und lachte ihn aus, wenn er vom Heiraten sprach. Aber das würde sich ja hoffentlich geben.

Ach, es wollte heute mit der Arbeit gar nicht geraten! Zwei Dutzend Briefe wurden diktiert, ein Dutzend davon wieder zerrissen. Der Schreibtisch sah aus wie ein unaufgeräumtes Schlachtfeld, als „Frau Armbruster" eintrat und ihren Neffen sofort zu sich in das Allerheiligste beschied.

„Tag, Frau Armbruster!" sagte er und reichte ihr flüchtig seine kleine, fleischige Hand; er nannte sie immer so und niemals „Tante", weil ihm das zu altern erschien und vor Fremden, die zu Verhandlungen ins Büro kamen, entschieden nicht gut wirkte.

„Tag, Fritz! Na, was-Neues? In Budapest ist alles glatt gegangen, Tomasy läßt dich grüßen, sollst dich bald mal wieder sehen lassen. Was hast du denn? Du siehst aus, als ob dir der Weizen verhagelt ist."

„Ach, nichts, Frau Armbruster. Nur so allgemein. Man verkommt ja hier in der heißen Stadt. Direkt blöd ist das ja hier! Ich möchte mal raus, in die Berge oder an den Lido oder —"

Ein fremder Blick aus den braunen Augen der Chefintante hinderte den Neffenprokuristen am Weiterspinnen seiner Wünsche.

„Sonst möchtest du wohl nichts?" fragte sie. „Gerade jetzt, wo wir die Saison vorbereiten, wegfahren, lieber Junge, du sagst dir hoffentlich selbst, daß davon keine Rede sein kann."

„Na, Frau Armbruster, aber wann wird denn einmal davon die Rede sein? Vor der Saison geht's nicht, und in der Saison geht's erst recht nicht! Ich muß aber wirklich mal ausspannen! An den Gardasee möchte ich —"

„Möchte ich auch. Und verschiedene andere möchte ich auch noch. Also, reden wir zur Erholung von Geschäften."

Fritz Armbruster schluckte seinen Aerger hinunter und fing an, der Tante Vortrag zu halten, wie sie es gewöhnt war. Sie saß mit der Miene einer Königinmutter hinter ihrem großen Schreibtisch, machte sich hier und da eine Notiz, während er redete, erledigte inzwischen einige Telephonanrufe und sagte zum Schluß ausdrücklich: Er solle mit ihr frühstücken, bei Meisl und Schadn.

„Bedaure aufrichtig, Frau Armbruster!" Es tat ihm eigentlich leid, denn eine Einladung zum Frühstück mit der Tante war unter keinen Umständen zu verachten, zumal er gern frühstückte.

„Warum?"

„Habe mich verabredet. Mit der Reh."

„Bringe sie mit!" Frau Armbruster mochte das schöne Mädchen, das für ihren ziemlich verbummelten Herrn Neffen eigentlich zu schade war, gut leiden. „Bringe sie mit!"

„Geht nicht, Frau Armbruster. Geht diesmal leider nicht. Ich habe mit der Reh dringend zu reden. Und wenn man mit dir frühstückt konzentriert man sich ganz aufs Essen", versuchte er zu scherzen.

„Habt ihr euch gezankt?"

„Mi", machte er und dachte bei sich: Eigentlich ist es nicht viel besser als ein Zank gewesen, heute früh am Telephon.

„Na, schön. Ich mische mich nicht in deine Sachen. Grüß die Kleine! Aber um vier Uhr bist du hier, da kommt Fiala, um wegen Kiepura zu reden, und um fünf Uhr kommt Zagonel wegen des Schlußmusikonzerts."

Fritz Armbruster nahm ein Taxi, denn es war spät geworden, und fuhr zu dem kleinen Beisel in der Nähe des Konservatoriums, wo er seit seiner Studentenzeit, seit er sie kannte, manchmal mit Reh ein rasches Mittag „zwischen den Schlachten" zu essen pflegte.

Aber Reh war nicht im Beisel. Wahrscheinlich hatte sie auf dem Paßbüro zu tun? Obgleich er ihr morgens am Telephon das heilige Versprechen abzunötigen versucht hatte, keine Schritte in dieser vertrackten Sache zu tun, bevor sie sich gesehen.

Endlich kam sie durch die Tür, schlank und schön in ihrem weißen Leinenkleid, berauscht mit einem „Servus", das sie sich während ihrer Wiener Zeit angewöhnt hatte, wenn sie mit Kameraden zusah, ein paar Studenten, die gleichfalls hier saßen, und setzte sich zu ihm an den Tisch.

„Hast du schon etwas bestellt, Fritz?"

„Keine Idee! Ich habe auf dich gewartet." Er unterstrich das Wort, obwohl er sich eigentlich vorgenommen hatte, heute unter allen Umständen ganz besonders nett mit ihr zu sein.

„Warten! Na, übe dich nur. Du wirst diesmal ziemlich lange auf mich warten müssen."

„Wieso? Was heißt das? Du bist also entschlossen zu reisen?"

„Ich habe schon alles besorgt."

„Du verpraßt mir doch keine Schritte —"

„Mein Lieber, dein Gedächtnis läßt nach! Ich verspreche gar nichts. Du wolltest, daß ich es versprache, aber ich hat es nicht. Natürlich reise ich."

„Natürlich?" Du findest es also natürlich, daß du mich hier in der scheußlichsten aller Jahreszeiten einfach allein läßt? Ich finde das roh von dir, Reh!"

Sie legte ihm die Hand auf den Arm.

„Fritz, nun sei doch vernünftig. Was bleibt mir denn anderes übrig? Mama schreibt, daß sie und Papa mich dringend zu sehen wünschen. Papa geht es in letzter Zeit gar nicht gut, schreibt Mama. Sage mir einen vernünftigen Grund, warum ich dem Ruf nicht folgen sollte. Daß ich hier bei einem amüsanten Fritz Armbruster wäh-rend der beiden Monate Kindermädchen hüten muß, dürfte den Eltern nicht einleuchten."

„Es paßt aber so schlecht", klagte er und gab seine Sache schon verloren. Wenn Reh etwas wollte, dann tat sie es, da mochte man sich auf den Kopf stellen. „Und wie lange willst du denn bleiben?"

„Na, lieber Junge, auch das hängt ja nicht allein von mir ab. Ich weiß nicht, wie lange die Eltern bleiben. Und vielleicht gehe ich mit ihnen auch noch nach San Bartolomeo."

„Wird ja immer heiterer!"

„Nun, ich meine, eine Erholungsfahrt wäre auch gut, denn ich habe im letzten Sommer ein bißchen viel gearbeitet. Aber daran denkt der Herr Egoist natürlich nicht!"

„Rehlein, sei lieb und nenne mich keinen Egoisten! Ich bin unter allen Menschen, die ich kenne, der größte Altruist — mein Pech ist nur, daß mirs niemand glauben will. Uebrigens sieht du blühend aus und keineswegs überarbeitet. Schau mich dagegen an!"

„Fritz, dein Vollmondgesicht läßt nichts zu wünschen übrig", lachte sie, indem sie ihn betrachtete: „Du wirst direkt unanständig dick — direkt ordinär! Es tut dir bitter not, daß du dich einmal kasteit! Ich bin überzeugt, wenn ich wiederkomme, wirst du etwas manierlicher aussehen, so daß man sich mit dir wieder zeigen kann!" Sie hatte das alles sehr schnell herausgeprudelt, in ihrem immer ein wenig fremdländischen Akzent, den sie nicht verlor, und sie erreichte damit, was sie wollte, nämlich, daß er ins Lachen geriet.

Er sah sie aus seinen kleinen runden, blauen Augen an, nein, man konnte diesen schönen, schönen Menschenbild nicht böse sein, man konnte es einfach nicht.

„Und wann fährst du denn?" fragte er ergeben.

„Heute abend. Mit dem einzig möglichen Zug, um zehn Uhr."

„Schön — oder vielmehr scheußlich. Ich hatte mich zwar für den Abend verabredet, aber dann nachtmahlen wir also zusammen, und ich bringe dich zur Bahn. Einverstanden?"

„Aber natürlich! Ich hatte ja nichts anderes erwartet!"

Das versöhnte ihn einigermaßen.

„Aber, Rehlein, vergiß nicht, daß der selige Othello ein Waisenknabe an Eifersucht ist neben mir! Und mache dich immer darauf gefaßt, daß ich eines Tages plötzlich da unten vor dir stehe, wenn es mir gelingt, Frau Armbruster weich zu machen!"

„Hu!" lachte sie. „Ich höre dich schon orakelhaft deklamieren: Hast du zur Nacht gebetet, Desdemona?"

„Gut, gut! Denke immer daran. Nimm dich zusammen. Mache niemand Aeugeleien!"

„Sagen Sie mal, Herr Armbruster", entrüstete sie sich zum Schein, „wofür halten Sie mich eigentlich? Ich bin ein Kind aus gutem Hause, mein Vater war Offizier des italienischen Heeres."

Da lachten beide herzlich, und Fritz Armbrusters schlechte Laune, die heute vormittag das ganze Büro an der Wollzeile erschreckt und tyrannisiert hatte, war verflogen.

Nächtliche Orgel

Ottenrieths Stimmung schlug bald um.

Nachdem er ein paar Tage in Torbole gesessen hatte, kam ihm der ganze kleine Ort unendlich langweilig vor, und er fragte sich, ob er es hier wirklich wochenlang aushalten werde.

Nach und nach hatte er die meisten Gäste der „Casa Rosa" kennengelernt; aber da man ihn für einen Industriellen hielt, nahm dies leichtbeschwingte Künstlervölkchen in seiner Ferienseligkeit nicht viel Notiz von ihm — was ihn nun wieder verdroß. Er verwünschte seinen blöden Einfall, eine Maske vorzubinden; aber das war nun mit Anstand nicht mehr rückgängig zu machen. Jedenfalls waren sie alle schon seit mehreren Wochen hier, hatten sich zu engen Kreisen zusammengeschlossen, machten gemeinsame Segelpartien — gegen Abend kehrte eine Barke nach der anderen voll froher Menschenfracht in den kleinen Hafen zurück. Er blieb allein.

Nur das merkwürdige italienische Ehepaar, das zweimal täglich neben ihm speiste, hatte Ottenrieth nicht kennengelernt. Nie kam es, wenn man sich zu Tisch setzte, über einen höflichen gegenseitigen Gruß hinaus, so sehr er sich es auch gewünscht hätte.

Diese immer noch schöne, schwermütig, fast tragisch wirkende Frau interessierte ihn sehr. Ihre dunkle Stimme empfand er wie Wohllaut, so oft er ein Wort von ihr auffing, und das schwere Schicksal, von dem Leutstetten andeutungsweise gesprochen, gab ihrer Erscheinung einen Hintergrund, der sie vertiefte und weit über die Schar der harmlosen Sommergäste erhöhte. Aber sie schien nur für ihren Mann da zu sein, niemals zeigte sie sich allein. Es war unmöglich, ihre Bekanntschaft zu machen.

Vier Tage nach seiner Ankunft holte Ottenrieth, von Langeweile und Einsamkeit gepeinigt, den Steyr aus der Garage, bestellte die Mahlzeiten ab und fuhr über Riva die großartige Gardesana entlang. Er wollte den ganzen Tag über fortbleiben, ja, er packte vorsichtshalber sein Toilettenzeug in ein kleines Köffercben, um ganz unabhängig zu sein, falls ihm etwa ein Abenteuer über den Weg liefe. Ein Abenteuer wäre in dieser Langeweile willkommen gewesen.

Der Tag war heiß, der See spiegelglatt, blendend schlug sein Glanz durch die Bogen der vielen Tunnels, in deren dunklen Schlauch die Straße immer wieder tauchte.

In dem eleganten Gardonerivera, wo zwischen weißen Villen Orangen und Zitronen golden im dunklen Laub hingen, frühstückte Ottenrieth Früchte zu einem Glas Wein. Mittags aß er auf der Terrasse eines großen Hotels in Sermione über der lichtüberfluteten Seebreite. Und abends hielt er vor dem kleinen, ländlichen, unter Oelbäumen ganz verborgenen Albergo eines Dorfes am Ostufer, dessen Namen er in der plötzlich hereingebrochenen Dunkelheit nicht hatte erkennen können.

In dem Garten, durch dessen Gezweig der See im Sternenglitzer zu funkeln begann, bestellte er sich ein Nachtmahl, weißes Brot und Ravioli, eine Bistecca alla Milanese mit Salat und gringeäderten Gorgonzola und dazu einen halben Liter von diesem ausgezeichneten Bardolino, der nicht fern von hier an den sanften Hängen des südlichen Gardasees wuchs.

Er war der einzige Gast. Der ganze weite Garten, in heiliger Dunkelheit schweigend, gehörte ihm. Das leise Plätschern des Sees lockte zu Träumereien, und die vom Lärm des Motors und vom wild vorbeijagenden Bilderflucht erregten Nerven ließen sich willig einlullen. Von einer Barke, die im letzten Abendwind ganz langsam über das Wasser trieb, klang Gelang, und ferner Gesang antwortete aus den Gassen des Ortes, der mit ein paar Dutzend Häusern hügelan kletterte.

Ottenrieth summte die Melodien, die ihm zuflogen, leise mit. Seine Seele war auf Musik gestimmt in dieser schönen, stillen Stunde. Er bestellte einen weiteren Halben und fragte den Wirt, der ihn hemdärmelig bediente, um ein Zimmer, entschlossen, für die Nacht hierzubleiben.

Später machte er noch einen Bummel durch den kleinen, fast schon schlafenden Ort, hörte dem sanften Gemurmel eines Flüßchens zu, das sommerlich wasserwarm unter einer alten Bogenbrücke dahinplätscherte, und stieg mit schweren Beinen den Hügel hinauf zur kleinen, weißen Kirche, die sich hinter einem Gitter von Zypressen halb verbarg.

In ihren Fenstern war ein mattes Licht. Die Tür stand offen. Er trat ein.

Vor dem dörflichen Altar schimmerte rot die ewige Lampe, auf dem Chor huschte im Schein von zwei Kerzen ein Schatten hin und her.

Plötzlich ertönte die Orgel. Sie hub ganz leise an, mit einer so erschütternd zarten Melodie, daß es dem Lauschenden warm ums Herz wurde. Lautlos barg er sich in einer von den alten Holzbänken, um zuzuhören. Das ganze Kirchlein war mit einem Male von Orgelklang erfüllt wie von Weihrauchduft. Gleich Engelsstimmen sangen die zinnernen Pfeifen, die matt im armen Kerzenschein leuchteten. Das Thema, das so leise und schüchtern fast angehoben, wuchs und entfaltete sich voller und voller, die Bässe untermalten es, jubelnd schwang sich die vor humana darüber empor, zart und kräftig zugleich sprang das Cello hinein, und herrlich stand der Zwiegesang für viele Atemzüge allein in der schweigenden Dunkelheit. Dann brach es ab — und setzte sogleich, flutend und anschwellend, von neuem ein.

(Fortsetzung folgt.)

Sportgestählt wird sie das Leben meistern

Wohl der Frau

Das Staubtuch als Waffe

Schmutz tötet den Ueberempfindlichen — Von Dr. Teuscher

Eine der häufigsten und neben dem Heufieber wohl am meisten in der Literatur beschriebene Ueberempfindlichkeit ist die gegen Staub, Schmutz und Bettfedern. Von einigen Medizinern wird deshalb allen verdächtigen, insbesondere asthmatischen Patienten aufgegeben, bei der nächsten Beratung folgendes mitzubringen: 1. Hausstaub, 2. Matratzeninhalt des eigenen Bettes, 3. Bettfedern aus dem eigenen Kopfkissen, 4. Federn aus dem eigenen Oberbett. Daraus werden Auszüge hergestellt, die als Proben dienen. Seit nunmehr fast 15 Jahren konnte ich eine große Zahl Asthmakranker als Opfer ihrer Umgebung erkennen und durch Entfernung aus derselben oder entsprechende Behandlung heilen.

Ein Kaufmann, der seit vielen Jahren an Asthma litt und verschiedene Aerzte um Rat gefragt hatte, ebenso auch schon ohne Dauererfolg mehrere Bäder und Luftkuren besucht hatte, kam durch Empfehlung in meine Behandlung vor mehreren Jahren. Da ich aus der Vorgeschichte keinen Anhaltspunkt für die Ursache des Asthmas fand, suchte ich den Patienten gelegentlich in seiner Wohnung auf. Hier war ich nun erstaunt, zu sehen, daß der Kranke, der in der Sprechstunde einen sauberen, gut angezogenen Eindruck gemacht hatte, in — fast möchte man sagen — einer Höhle von Schmutz und Unfauberkeit hauste. In drei oder vier kleinen Räumen liefen da fünf bis sechs recht unsaubere Kinder umher. Wie ich später feststellte, war meist eins der Kinder krank, woraus sich jedesmal eine Umgruppierung der Schlafstätten ergab, so daß der Vater auch öfters in einem der sehr unordentlichen, schon öfters mit Urin der Kinder durchtränkten Kinderbett schlafen mußte. Danach waren, wie er später erzählte, die Hustenanfälle am schlimmsten. Die ganze Wohnung starrte von Staub, Schmutz und unsauberen Geräten. Offenbar überstieg die Arbeitsfülle die Kräfte der sonst willigen Ehefrau. Ich riet deshalb, eine Aushilfe zu nehmen, was bei dem nicht schlecht gestellten Manne auf keinen großen Widerstand stieß. Außerdem gab ich Belehrungen für die Behandlung der Betten. Danach sieht ich mir aus dem Haustaub und den Bettfedern einen Auszug herstellen, mit dem ich den Vater durch Impfungen in steigender Konzentration kurierte, indem ich ihm seine Ueberempfindlichkeit nahm. Ich habe den Patienten und seine Familie noch jahrelang danach hausärztlich betreut. Ueber Asthmabeschwerden ist mir nicht wieder berichtet worden.

Ein Postbeamter geriet sehr stark und sehr leicht in Schweiß und zog sich dann häufig Erkältungen mit Bronchialkatarrhen zu. Die auch sonst vorhandene leichte Atemnot verstärkte sich dann so, daß der Patient laut röchelte, so daß er kaum die Treppe zu meinen Behandlungsräumen heraufsehen konnte. Ich hatte zuerst Verdacht, daß die Ursache des Hustens der beim Sortieren der Pakete und Briefe aufgewirbelte Poststaub sein könnte. Der Kranke erklärte jedoch selber, daß er auf dem Postamt weniger Beschwerden habe als zu Hause. Sehr bald konnte ich mich bei einem Besuch in seiner Wohnung von der Richtigkeit seiner Angabe überzeugen und die Ursache feststellen.

Da ich durch eine erfolgreiche Behandlung der Frau auch schon deren Vertrauen gewonnen hatte, war es mir ein leichtes, sie davon zu überzeugen, daß ihre Unsauberkeit die Ursache der Erkrankung ihres Mannes sei und daß sie sich ihres Haushalts vor fremden Besuchern schämen müßte. Als ich das nächste Mal wiederkam, sah es schon ziemlich ordentlich in der Wohnung aus. Dem Mann ging es sofort wesentlich besser. Nach einer ähnlichen Behandlung wie im vorher beschriebenen Falle war er von seinem Asthma geheilt und hat es nie wieder bekommen.

Noch eindrucksvoller waren zwei kürzlich beobachtete Fälle bei einer achtzigjährigen Dame und ihrem sechsundachtzigjährigen Bruder. Sie hausten zusammen in einer zu ebener Erde liegenden Wohnung in einem schönen Park. Beide Geschwister waren sich in jeder Beziehung sehr ähnlich, reinrassig, pyknisch-dalisch-fälischer Rasse, wenn auch nur mittelgroß. Die alte Dame war so schwerhörig, daß sie den zentimeterdicken Staub nicht sah. Die Rächer der alten Schränke waren seit Jahren nicht gepubt. Noch schlimmer sah es in dem als Wohn- und Schlafzimmer benutzten Raum des ebenso wie die Dame noch sehr rüstigen und bewegsamen alten Herrn aus. Die aufwartende Putzfrau ein unsauberes Mädchen, hatte von dem Stubenreinhalter die strenge Weisung, nichts von den Nippessachen und Bronzen, die übereichlich herumstanden, aufzustäuben, auch nirgends Staub zu wischen. Der Teppich durfte nicht aus dem Zimmer genommen und geklopft, Kleidungsstücke weder gelüftet noch geklopft werden. Infolgedessen hatten sie alle einen muffigen „Altleutegeruch" angenommen. Die Teppiche wurden in Abständen von mehreren Wochen mit dem Staubsauger abgesaugt. Daß man auch Möbel, Kleider und hinter stehende oder hängende Gegenstände absaugen muß, war den alten Leuten offenbar nicht bekannt. Die alte Dame litt seit mehreren Jahren, die sie als Witwe allein lebte, an einem heftigen „chronischen" Bronchialkatarrh, der angeblich aller Behandlung trotzte. Auf Reisen wurde er zu ihrem Erstaunen meist schnell besser.

Ihr Bruder war erst seit dreiviertel Jahren zu ihr gezogen. Auch bei ihm stellte sich bald ein Katarrh ein, der sich durch eine dauernde Erkältung so verschlimmerte, daß er bettlägerig wurde. Nun kam es zu einer Konsultation, die Krankenhausaufnahme nötig machte. Nach kaum vierzehn Tagen erfolgte die Entlassung als „geheilt". Er zog nun wieder in den Haushalt seiner Schwester, war aber noch so schwach, daß er wieder bettlägerig wurde. Es trat starker trockener Katarrh mit asthmatischen Anfällen auf. Nach einem durch das noch sehr kräftige Herz bedingten sehr langen Todeskampf von fast vierzehn Tagen starb der Kranke. Ein Neffe, ebenfalls fälischer Rasse und pyknisch, der zur Nachlaßordnung kurze Zeit das Zimmer bewohnte, bekam sehr bald ebenfalls trockenen Reizhusten, der nach der Abreise sofort nachließ. Ein anderer Neffe bekommt dasselbe jedesmal, wenn er seine Mutter besucht. Aerztliches Eingreifen bei der alten Dame ist sehr schwierig, da sie sehr eigensinnig ist und die Entfernung der Ursache der Verschmutzung der Wohnung und der unsauberen Putzfrau ablehnt. Leichte Besserung ist durch Beseitigung des Haushaltes erzielt. Zur endgültigen Heilung des sehr störenden Hustens, der auch den Schlaf beeinträchtigt, ist noch Umfassung mit eigenem Haushalt extrakt nötig. Dazu muß ganz unauffällig Staub aus dem Wohn- und Schlafzimmer — möglichst getrennt — gesammelt werden.

Wieder einmal die Schwiegermutter

Eine Plauderei von Marianne Lendzian

Ich glaube, das Kapitel von der bösen Schwiegermutter, die Witze, die Verhöhnungen und die Tränen, die hier ihre Quelle finden, sind so alt wie die Welt. Gesund empfindende, einfache, unverbildete Menschen stehen solchen Dingen fassungslos einer Erscheinung gegenüber, für die ihr natürlicher Sinn keine Erklärung gibt. Forscher aber und Belehrte führten wissenschaftliche Untersuchungen und Begriffe ins Treffen, für die der unkomplizierte Mensch kein Organ hat. Das sieht zuweilen so aus:

Mann und Frau geraten in einen Meinungsstreit. Trudchen behauptet etwa, sie könne ihre Haushwirtschaft nicht mehr allein bewältigen, Kurt meint, für die Hausangestellte reicht sein Einkommen nicht. Die „böse Schwiegermutter" wird in 90 von 100 Fällen wenn sie Mutter von Trudchen ist, auf die zarte Gesundheit der Tochter hinweisen und unbedingt für die Hausgehilfin stimmen. Hat sie dagegen vor etlichen . . zig Jahren dem Ehemann Kurt das Leben geschenkt, so gibt sie ihre Stimme mehr oder weniger lebhaft und laut, (je nach Temperament) dem Sohne, seinem Geldbeutel; es heißt dann „nimm dich zusammen, Gertrud, steh halt früher auf, was Elsa und Frieda können, kannst du auch" . . . Schlimmer schaut es schon aus, wenn mit Händeringen und erhobenem Organ der Nachlaß erfolgt: „Mein armer Junge hätte eben eine kräftigere Frau heiraten sollen, ich habe es ja immer gesagt, an jedem Finger konnte er eine haben, mit Bargeld außer der lumpigen Aussteuer!" Und dann erfolgt fast immer aus belanglosem Anlaß eine heftige Auseinandersetzung mit Frauen der Vergangenheit, mit Familienverhältnissen, Standesunterschieden und „derflixten" Anwärtern, je Beleidigungen. Endergebnis: sie (die Böse) zieht ab und zurückbleibt eine dicke Wolke von Unmut, Verdruß und Kummer, die unter Umständen allen hausfraulichen Reinemachekünsten der Ehegattin erfolglos trotzen. Geht dann der Mann seiner Mutter nach, rettet er sich zu ihr, überläßt er Trudchen der Einsamkeit — dann erst wird der Fall tragisch auf der ganzen Linie. Mit Recht fühlt die Frau sich verraten und im Stich gelassen, die „böse" Schwiegermutter kocht dem Sohne Lieblingsgerichte, streichelt ihm ein unmännliches, lächerliches Jungentum an, fühlt sich in ihren unerfreulichen Seiten gehoben und entwickelt sich — sei es im Grunde genommen noch ein so erfreulicher Muttertyp — zu jenem Exemplar, das Ironie und Bosheit zum Allgemeingut stempeln.

Erwachsene Kinder haben das Recht, ja die moralische Pflicht, sich selber, aber auch gelegentlich die Eltern zu erziehen. Das kann bei aller Ehrfurcht geschehen, wenn Mannhaftigkeit gepaart ist mit Verständnisbereitschaft der Seele, Reife und Sachlichkeit Gefühlsverirrungen die Waage halten. Es hat noch kein Mann seine Mutter verloren, viele aber, die Schwiegermutter zu der eigenen Frau dazu (und das gilt hier für Mann wie Frau), wenn die Eheleute zueinander stehen und dies die Mutter des einen oder anderen Teils ganz klar wissen machen. Die Kameradschaft der Eheleute imponiert der „bösen", belehrt die unbelehrbare und erfreut mit der Zeit im tiefsten Grunde jede aufgeschlossene zeitgerechte Schwiegermutter.

Weshalb so umständlich? Sie machen sich ganz unnütze Mühe, wenn Sie Gelatine erst zerschneiden und in heißem Wasser auflösen, bevor Sie diese zu den Speisen geben. Es genügt ja vollkommen, wenn Sie die Tafeln in kaltes Wasser legen, wieder ausdrücken und sodann durch die heiße Speise rühren, und der sie sich weiterhin auflösen. Hierbei ist nur zu beachten, daß Gelatine niemals kochen darf, da sie dann ihre Fähigkeit zu erstarren verliert.

Die Flaschen sehen ja böse aus! Sie werden aber schnell wieder sauber, wenn wir sie gründlich mit abgegossenem Kartoffelwasser spülen, das man unter Umständen noch dadurch verlängert, daß man auch die Kartoffelschalen zu diesem Zweck auskocht. Das Wasser kommt heiß in die Flaschen, die damit kräftig geschüttelt und dann mit sauberem Wasser nachgespült werden.

Boykott gegen einen Frauenfeind

„Wir wollen nicht in die Küche zurück, Treibjagd auf einen Schriftsteller

Hunderte von Frauen und Mädchen tanzten dieser Tage vor der Skupschtina, dem Abgeordnetenhaus von Belgrad, um ein Freudenfeuer, das von dem neuesten Werk des größten Frauenfeindes von Jugoslavien genährt wurde. Diese Demonstration hat die Boykottbewegung eingeleitet, die die berufstätigen Frauen Jugoslaviens gegen den dortigen Schriftsteller Ranko Todorovich durchführen.

„Zurück mit der Frau in die Küche!" — so heißt das jüngste Buch Todorovichs, das den Anlaß zu den stürmischen Demonstrationen gab. In ihm stellt der scharfzüngige Weltverbesserer die Forderung auf, daß die Frau, die sich in allen Berufen breit zu machen beginnt, wieder den Weg in ihr ureigenes Reich, nämlich zum Küchenherd finden soll. Das hat dem Schriftsteller zwar einige hundert Ohrfeigenschreiben von männlicher Hand eingebracht, aber auch den Haß von allen berufstätigen Frauen Jugoslaviens. Todorovich ist bei den Frauen nie sonderlich beliebt gewesen, aber nun hat ihn das zarte Geschlecht zum „öffentlichen Feind" erklärt. Die Vereinigung der berufstätigen Frauen hat ihn öffiziell in Acht und Bann getan und mit dem Autodafé, das über sein neuestes Werk verhängt wurde, den Krieg gegen den Schriftsteller begonnen.

Todorovich wird es in Zukunft nicht leicht haben. Keine Verkäuferin in Belgrad wird ihn bedienen, kein Serviermädchen wird eine Bestellung annehmen, keine Hausgehilfin wird sich bereit finden, seine Anzüge auszubürsten und seine Schuhe zu putzen. Keine Wäscherin wird sich seiner Oberhemden annehmen, keine Krämerin wird ihm ein Kilo Kartoffel auswiegen, keine Stenotypistin wird seine Artikel schreiben. Jedes weibliche Wesen wird privat und in der Oeffentlichkeit Todorovich meiden und weder auf seinen Gruß noch auf seine Anrede reagieren — mit Ausnahme seiner eigenen Frau. Denn Jugoslaviens größter Frauenfeind ist verheiratet, wie betont. Bekannt ist sein Ausspruch: „Ich hasse alle Frauen der Welt, außer meiner eigenen". Frau Todorovich, eine stille, kleine graublonde Dame, die in der Gesellschaft kaum in Erscheinung tritt, ist allerdings eine „Mitrimmige" ihres Geschlechtes. Denn sie teilt voll und ganz die Ansichten ihres Mannes über die Aufgaben der Frau. Auch sie steht auf dem Standpunkt, daß die Frau aus dem Berufsleben entfernt werden muß und nur im Reich der Küche herrschen sein soll. Die Folge dieser Einstellung ist, daß sie ihr Leben ohne Freundin verbringen muß.

Nun muß Todorovich doch einsehen, daß er diesmal zu weit gegangen ist. Der Krieg, den ihm die von ihm als „geistig minderwertig und moralisch wertlos" bezeichneten Frauen erklärt haben, hat höchst unangenehme Folgen für ihn. Abgesehen davon, daß er alle seine Einkäufe durch Mittelspersonen besorgen lassen muß und auf Schritt und Tritt Schwierigkeiten begegnet, ist es für ihn auch nicht ratsam, sich in der Oeffentlichkeit blicken zu lassen. Als er unlängst durch die König-Milan-Straße schritt, wurde er von einer streitbaren Dame erkannt, die ihm wütend zurief: „Wie wollen nicht in die Küche zurück!" Dieser Ruf alarmierte ein ganzes Heer von ergrimmten Amazonen, die Schirme schwingend auf den Schriftsteller losgingen, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als schleunigst die Flucht zu ergreifen. Gejagt von der wachsenden Schar der Verfolgerinnen suchte er in einem kleinen Geschäft Unterschlupf, dessen Leiterin ihm jedoch empört die Türe wies. Wer weiß, was aus Todorovich geworden wäre, hätte er sich nicht zu seinem eigenen Schutze auf die nächste Polizeistation begeben.

Bei mir darf nichts umkommen, sagt Frau Säuberlich!

Deshalb schütze sie ihre Lebensmittelvorräte durch peinlichste Sauberkeit vor Verlust und Verderbnis. Da sollten Sie sich einmal die Speisekammer ansehen: alles blinkt und blitzt wie nach dem Großreinemachen! Kostet solch appetitliche Sauberkeit nicht viel Zeit und Arbeit? Ach wo, denn wer klug ist, nimmt imi! Dieser vielseitige Reinigungshelfer entfernt Fett-, Schmier- und Schmutzrückstände in Sekundenschnelle, denn imi wirkt schnell und gründlich.

IN DER SPEISEKAMMER können Sie imi zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Fußböden, Wände, Fensterscheiben, Regale, Steintöpfe, Krüge, Eimer, Kannen, Schüsseln, Flaschen, Näpfe, Schmalz-, Butter-, Öl- und Marmeladenbehälter, Honiggläser, Käseglocken, Blechdosen, Grotbüchsen, Milchtöpfe und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne iMi's Hilfe aus!

EIN MANN WILL NACH AFRIKA

So arbeitet das Umschulungslager für Afrikafahrer in Bitterfeld

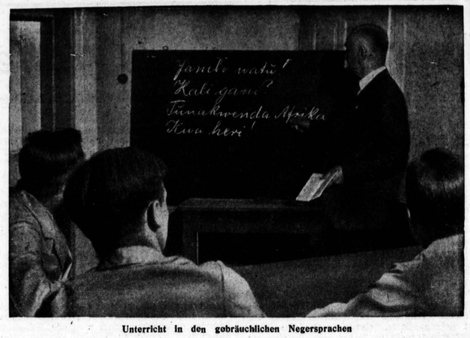
In Bitterfeld befindet sich das Umschulungslager für Afrikafahrer, kurz USA. genannt, wo junge Deutsche, die nach Afrika auswandern wollen, unterrichtet werden. Sie werden mit allem vertraut gemacht und auf die Anforderungen vorbereitet, die ein Farmerleben an sie stellt.

Die Aufnahme in das Lager erfolgt erst nach einer strengen Eignungsprüfung. Die Ausbildung erstreckt sich ausschließlich auf jene Fächer, deren Beherrschung die Tätigkeit im schwarzen Erdteil zur Selbstverständlichkeit werden läßt, das heißt Ackerbau, Viehzucht, Kochen, Backen und Schlachten. Ebenso stehen Häuserbau, Schießen, Maschinenkunde, Sprachunterricht in Suaheli, sowie Medizin, allgemeine Geschichte und Erdkunde auf dem Stundenplan. In einer alten Mühle sind Reparaturwerkstätten untergebracht, wo die angehenden Kolonialpioniere lernen, mit einfachstem Werkzeug ihre wichtigsten Arbeitsgeräte instandzusetzen.

Alle USA.-Schüler bilden eine große Familie, deren Mitglieder auch nach Abschluß des halbjährigen Lehrgangs kameradschaftlich zusammenhalten. Von Bitterfeld aus werden ihnen Stellen vermittelt, Ratschläge für die Ueberfahrt erteilt und Anschriften von Kameraden in Afrika mit auf den Weg gegeben, bei denen sie immer Rat und Hilfe erhalten können.

Für die, die einmal in Afrika eine Existenz gefunden haben, werden Aufträge und Anliegen in der Heimat erledigt.

So sorgt das USA. in jeder Weise dafür, daß unsere jungen Auswanderer gut gerüstet in ihr neues, oft sehr schwieriges Leben hineinfinden und daß sie dann, wenn sie erst einmal selbständig geworden sind, auch weiterkommen.



Unterricht in den gebräuchlichen Negerssprachen

Stellmacherarbeiten nehmen beim Unterricht einen besonderen Raum ein

An der Feldschmiede (Hager, Zander-Multiplex-K. 4)

Strapazen im Kameruner Urwald

Von Generalmajor z. V. von Puttkamer, ehem. Schutztruppenkommandeur

Heute kennt der moderne Mensch keine Entfernung mehr. Luftschiffe, Flugzeuge, Auto und Eisenbahnen überbieten sich in Schnelligkeitsrekorden. Räume werden in kurzer Zeit überbrückt, die früher Wochen, ja Monate brauchte. Gewiß waren auch unsere Vorfahren bestrebt, die Menschheit auf technischem Gebiet zu fördern, aber noch kein Geschlecht hat ein so atemraubendes Tempo erlebt, wie es uns beschieden ist.

Nirgends hat sich die überstürzende Entwicklung so sichtbar gemacht wie in dem, noch vor 30 Jahren knapp erforschten und erschlossenen Afrika.

Für den Europäer waren afrikanische Märsche in dem tropischen Klima, mit seiner schwülen feuchten Hitze, immer schwer. Als ich im Jahre 1906 meinen ersten Marsch in das Innere der Kolonie Kamerun antrat, gab es noch keine ausgebauten Straßen, auch keine Brücken. Die Eisenbahn war noch nicht einmal geplant. Wir benutzten die von den Eingeborenen geschaffenen Verbindungen von Ort zu Ort und das waren nur Fußpfade, die sich der Neger selbst getreten hatte. Erst nach und nach begann der von Europäern geleitete Wegebau.

Von Duala, dem Hauptsafen Kameruns, konnte ich nicht einmal sofort abmarschieren, denn Duala lag auf einem, von riesigen Mangrovensümpfen umgebenen Plateau, am Kamerunfluß. Um den Anfang der nach Norden führenden Straße zu erreichen, wurde ich mit meiner farbigen Soldaten und meinen vielen Listen, von einer Regierungsbarkasse, die einige Boote im Schlepp hatte, viele Stunden flußaufwärts gebracht.

Den schmalen Negerpfaden angewachsen war die Marschordnung, immer die Kolonne zu Einem. Da ich außer 120 Trägern noch 22 farbige Soldaten und die dazu gehörigen, unvermeidlichen Weiber und Kinder bei mir hatte, so kann man sich vorstellen, wie lang eine solche Marschkolonne war.

Auf mich Neuling machte damals alles tiefen Eindruck. Erst später, als ich Jahr für Jahr durch den Urwald marschierte, empfand ich das Erdrückende. Das Gewirr der Pflanzen, die riesigen Bäume, der süßliche oft faulige Geruch, die dauernd beschränkte Sicht, das alles legte sich einem aufs Gemüt. Man sehnte sich nach Weite und Fernblick.

Lebhaft steht mir mein erstes Urwaldlager vor Augen. Die Entfernung zum nächsten Dorf war zu weit gewesen. Ich mußte einen geeigneten Platz wählen und fand ihn in einer günstig gelegenen Schlucht, die von einem klaren Bach durchschnitten wurde. Am Abend war das Bild malerisch schön. Große Wachfeuer in der Schlucht und viele Feuerchen an den Hängen, deren heller Schein bis in die Kronen der Urwaldriesen reichte. Das Gemurmel der schwatzenden Neger, das Prasseln des aufblinkenden Wassers, das Knistern des Feuers gab ein eigenartiges Konzert.

Aber selbst bis in den Urwald reicht der preußische Drill. Es war 9 Uhr, mein farbiger Hornist blies klangrein den heimatlichen Zapfenstreich. Sogleich war Ruhe im Lager. Noch lange lag ich bei offener Zeltür wach und genoß das eigenartige Bild.

Am nächsten Tage hatte ich mein erstes Hindernis zu überwinden. Am Anfang marschierend sah ich mich plötzlich vor einer 10 m tiefen und etwa 20 m breiten, senkrechten Schlucht, über die nur ein einseiner, nicht allzu breiter Baumstamm führte. Jegend ein Geländer war nicht vorhanden. Seitwärts war der Urwald undurchdringlich. Die steile Wand erlaubte keinen Abstieg. Meine Leute liefen unbekümmert darüber hin. Da selbst die Träger mit ihren schweren Lasten leicht hinüber eilten, schämte ich mich. Ich visierte auf der andern Seite einen Stamm an und ging todesmutig drauf los und siehe da, es ging glatt. Aufatmend setzte ich mich auf meinen Feldstuhl und erwartete den Unteroffizier. Zu meiner Genugtuung stutzte er auch erschrocken. Staunend rief er herüber: „Wie sind Herr Leutnant da herüber gekommen?" Stolz versicherte ich, das sei doch eine Kleinigkeit. Kopfschüttelnd ging er vorsichtig in Reitstiefen, vor und hinter sich je einen farbigen Soldaten und stemmte sich langsam aber sicher herüber.

Der nächste Tag brachte eine noch größere Ueberraschung. Schon von weitem hörte man, erst leise, dann immer stärker, ein donnerähnliches Getöse. Plötzlich stand ich vor einem, in seinem Felsenbett wild sprudelnden Fluß von erheblicher Breite. Mein erster Gedanke war, nun ist Schluß. Da kann kein Mensch herüber. Ein farbiger Soldat, der meinen Schreck wohl beobachtet hatte, wies mit der Hand über sich in die Luft und da sah ich hoch oben eine riesige Hängematte, die von einem über zum andern gespannt war. Es war eine der berüchtigten Hängebrücken, von denen ich oft mit Bewunderung hatte sprechen hören. Das mächtige Gebilde war auch zum Anstaunen. Diese wirklich grosartige Erfindung stammt von den Negern selbst und war schon seit Generationen im Gebrauch.

Ein starker Urwaldbrise auf jedem Ufer dient als Träger. Bei großer Spannung werden noch benachbarte Bäume benutzt. Besonders zähe und starke Lianen sind das Material und werden außerordentlich geschickt verflochten. Die Brückenfohle, auf der man wie ein Seiltänzer zu schreiten hat, besteht aus etwa 8—10 zusammengedrehten Lianen. Rechts und links, in normaler Schulterhöhe, mit einem Abstand von einem Meter, sind nochmal solche Lianentaue, nur nicht ganz so stark, gespannt. Sie dienen zum Festhalten. Dieses „Geländer" ist sehr weitmaschig mit der Sohle verbunden. Dem Gefieb der Schwere folgend hängt dies Gebilde in der Mitte ziemlich tief. Deshalb ist die Brücke auch so hoch in den Bäumen angebracht. Um überhaupt erst auf die Brücke zu gelangen, muß man manchmal 20 Meter hoch klettern. Die hieran angebrachten Stufen genügen wohl den damit vertrauten Negern, bereiten dem Europäer oft erhebliche Schwierigkeiten. Mehr wie drei Menschen in weiten Abständen dürfen die Brücke nicht betreten. Der Neger schreitet mit 60 Pfund als Last mit Leichtigkeit darüber, während der Europäer sicher zuerst starkes Herzklopfen hat.

Wenige Monate später hatte mir solch eine Brücke beinahe das Leben gekostet. Da das Erlebnis die Gefährlichkeit dieser Gebilde erläutert, will ich es hier erzählen.

Ich war mit drei farbigen Soldaten und ein paar Trägern auf Elefantenjagd, als wir überraschend an einen Fluß kamen. Ich schickte meine Leute auf Suche nach einem Kanu, da es aber eine unbewohnte Strecke war, konnte kein Kanu aufgetrieben werden. Flußaufwärts hatte ein Sodbrei eine ältere Hängebrücke gesehen. Ich beschloß sie auf ihre Brauchbarkeit zu prüfen. Mit den Hausmessern bahnten wir uns einen Weg zu ihr. Einige Lianen waren zerissen, aber die Sohle und die beiden Geländertaue schienen noss fest und gut. Ein Soldat ging als erster hinüber. Von drüben rief er uns zu, die Brücke sei gut und würde bestimmt halten. Die Träger einzen mit ihren Lasten einzeln hinüber, auch mein Boy mit meinem Gewehr ging voran. Schließlich blieben nur ein Soldat und ich übrig. Bäser war keine Liane gerissen als ich die Brücke betrat. Ich bin groß und schwer, aber mancher Träger war vom selben Wuchs und mit seiner Last sicher wohl schwerer als ich. Bis zuweilen zur Mitte kam ich, da gab es plötzlich ein Geknatter wie Maschinengewehrfeuer und ehe ich es mich versah, schlugen die Wasser über mir zusammen. Ich kann schwimmen, aber was mußt einem das, wenn man in einem Gewirr von Lianen feststigt. Verzweifelt strebte ich frei zu kommen, die Luft wurde mir knapp. Doch endlich konnte ich mich durch Tauchen befreien. Völlig ermattet ließ ich mich erst von der Strömung treiben. Aber der Gedanke an Krokodile verlieh mir neue Kräfte. Nach wenigen Stößen konnte ich einen tiefer hängenden Liane erfassen. Meine Neger waren vor der Krokodile wegen mit viel Geschrei, gefolgt und halfen mir nun vollends an Land. Zwei Tage später brachte ich den Elefanten tatsächlich zur Strecke, und so fand das ungemütliche Abenteuer noch seinen lohnenden Abschluß.

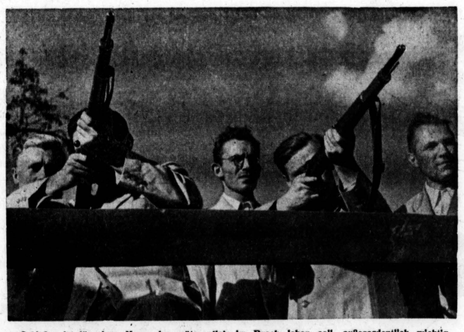
Wenige Tage vor meinem damaligen Marschziel hatte ich noch ein Erlebnis, das heute in Afrika wohl kaum einem reisenden Europäern kaum noch erlebt werden dürfte.

Nach einem anstrengenden Marsch in gebirgiger Gegend war im Lager bald nach Dunkelwerden Ruhe. Plötzlich rief mich Rufen und Schreien der Neger aus tiefstem Schlummer, gleichzeitig bis und zwickte es mich überall. Wie von Furien gejagt, stürzte ich aus meinem Zelt und folgte den flüchtenden Negern. Wir waren von den gefürchteten Wanderameisen überfallen. Da gibt es keine andere Rettung als die Flucht. Gegen diese Tiere ist kein Kraut gewachsen, es sei denn, daß man genügend heiße Asche und Feuer bei der Hand hat, um damit einen schützenden Kreis um sich zu ziehen. Sie zählen nach vielen Hunderttausenden, werden über einen Zentimeter lang und haben fürchterliche Zangen. In breiter Kolonne, die viele hundert Meter lang ist, verlassen sie ihren Bau und ziehen auf Raub. Haben sie einen Platz gefunden, auf dem genügend Nahrung ist, dann schwärmen sie aus. Wehe dem Lebewesen, das sie auf dieser Fläche finden. Im Nu entenblid ist es von Ameisen überzogen und dann nicht mehr zu retten. Jegliches Geschöpf, ob Mensch oder Tier, ja sogar der Elefant, reißt vor ihnen aus. Sie herrschen in Zentralafrika unbedingt.

Fast drei Stunden mußten wir warten, bis sich die Ameisen wieder sammelten und abmarschierten. Was sie an Nahrungsmittel in den Hütten und an den Lagerfeuern gefunden hatten, war restlos verzehrt.

Nach drei Wochen Marsch war meine Station erreicht. Heute wird dasselbe Ziel auf gut ausgebauter Autostraße, in wenigen Stunden erreicht.

Gewiß ist es jetzt tausendmal leichter und bequemer, den afrikanischen Urwald zu durchqueren. Trotzdem möchte ich die Erinnerung an die damaligen Mühsale nicht missen. Gerade in ihnen lag ein Reiz, der unbeschreiblich schön war.



Schießen ist für einen Mann, der später allein im Busch leben soll, außerordentlich wichtig

Schwäne vernichten ein Volk

5 Tage Arbeit im Jahr — und dennoch zu schwer
Romantik der Südsee

Nach den neuesten Berichten argentinischer Forscher ist ein großes Heer fetter, dicker Schwäne dabei, den letzten Rest der Vernichtung einer Menschenrasse zu bewerkstelligen.

Die vielbesungene Südsee

Wunderschöne, braune Menschen, üppige Vegetation, warme Sonne und ein friedliches Leben an weißem Strand und sagblauem Meer — das ist der Traum der Südsee in unseren Gedanken. Leider sieht die Wirklichkeit manchmal ganz anders aus. Wohl sind Sonne, Wasser und Vegetation die Hauptelemente dieser idyllischen Inseln, aber das Klima ist für den Europäer recht gefährlich, und die Eingeborenen entsprechen meistens nicht unseren Idealen.

Die größte Insel der Thatam-Gruppe in der Südsee ist die Insel Whairikauri. Die Ureinwohner sind die Morioris. Die Insel hat ein unerträgliches Klima. Eine brennende, erschlaffende Atmosphäre liegt im Sommer über dem Land, eine Treibhausschwüle, denn es ist gleichzeitig feucht. Aus diesem Grunde kann die Vegetation auch nicht üppiger sein als hier. Es blüht und grünt auf dieser Insel, und den Bewohnern wachsen die Früchte ohne logische Arbeit zu. Im „Winter" ist das Land jedoch in schwere, feuchte Nebel eingehüllt, die großen gesundheitlichen Schaden hervorrufen. Jedoch waren die Ureinwohner kräftige, schöne Menschen und vollkommen dem Klima angepaßt; sie lebten vom Fischfang und den Früchten ihrer Vegetation und schenten sich auch nicht, mit ihren Booten im Schutze der Winternebel die umgebenden Inseln zu überfallen, die Bewohner zu bevauben — und ihre menschliche Beute zu verspeisen.

Als eines Tages europäische Forscher den ungefähr 2 000 Einwohnern der Insel Whairikauri eine große Anzahl von Schwänen zum Geschenk machten, stürzten sich diese darüber her und verbeißten sich! Allerdings waren sie lang genug, die Fruchtliere zu verschonen. Die Schwäne vermehrten sich in der Wärme und der Vegetation derart, daß die Eingeborenen bald vollauf genug Fleisch hatten und ihre mörderischen Raubzüge unterließen. Sie bauten den Schwänen einen großen See inmitten ihrer Insel aus, der einen Abfluß zum Meere hatte. Das Wasser in diesem See stand dementsprechend stets sehr niedrig, und die Tiere hatten soviel Nahrung an Pflanzen und kleinen Fischen, daß sie, täglich an Zahl und an Gewicht zunahmen.

Das faulste Volk der Erde

Aus der kämpferischen, kräftigen Rasse der Morioris sind im Laufe eines Jahrhunderts degenerierte Menschen geworden. Sie leben von ihren Schwänen und den Früchten. Sie haben keine Lust mehr, etwas zu arbeiten. Die Seen wimmeln von Fischen, aber die Eingeborenen tun nicht die kleinste Handreichung, um einen davon zu fangen. Ihre Hütten verkommen vor Schmutz. Sie selbst sind durch dauernde Inzucht und Vermischung rassenmäßig so heruntergekommen, daß sie das Klima heute nur sehr schwer ertragen. Als im Jahre 1861 der letzte reinrassige Moriori starb, betrug die Einwohnerzahl der gesamten Insel nur noch fünfhundert.

Der Schwanensee, die Brutstätte der Schwäne bietet ein eigenartiges Bild. Der große See ist voll besetzt mit dicken, fetten Schwänen, die von der stolzen Schönheit ihrer anmutsvollen europäischen Brüder nichts mehr aufzuweisen haben. Träge und müde sitzen sie auf dem Wasser in der Sonne, halten die Augen geschlossen und öffnen sie nur, wenn es gilt, den Hunger zu stillen. Ihr Gefieder ist schmutzig grau und der lange Hals eingezogen. Nicht einmal dann kommt Bewegung in ihre Reihen, wenn die Eingeborenen durch das seichte Wasser waten und noch dem geeigneten Tier für ihre Mahlzeit suchen. Es gibt kein erschrecktes Aufflattern, keinen Fluchtversuch. Ruhig lassen sich die Tiere greifen.

Die furchtbarste Zeit des Jahres

Einmal im Jahre jedoch geht ein großes Stöhnen durch die Reihen der Morioris-Nachkommen. Dann ist es nämlich nötig, gemeinsam eine Arbeit zu verrichten, denn die Schwäne, ihre Hauptmahlzeit, werden aufsehend magerer. Das Wasser des Sees, dessen Zugang zum Meer nämlich alljährlich verlandet ist, steigt hoch an und nimmt den Tieren die Möglichkeit, durch Gründeln die Nahrung heraufzuholen. Unter vielen Seufzern und Mühen gehen die Eingeborenen dann an die Arbeit, der See wird wieder seichter und die Schwäne wieder dicker.

Nach diesen 5 Arbeitstagen im Jahre werden die Morioris wieder zum faulsten Volk der Erde, sie liegen in der Sonne, essen und schlafen und vertragen das Klima nicht mehr. Ihre Zahl schrumpft Jahr für Jahr mehr zusammen, und es wird nicht mehr lange dauern, bis dieser Stamm vollkommen vernichtet ist. Er geht buchstäblich an dem Dasein der Schwäne und an seiner Faulheit zugrunde.

Künstliche Riesen und Zwerge?

Die Geheimnisse der Hypophyx — Prozeß gegen einen amerikanischen Arzt

In Boston findet gegenwärtig ein Prozeß gegen einen Arzt namens Henry G. Traxel statt, der sich mit verbotenen Experimenten befaßt, um auf künstlichem Wege — Zwerge herzustellen. Er nahm bei mehreren jugendlichen Versuchspersonen, ohne deren Eltern über die Folgen seiner Tätigkeit aufzuklären, Eingriffe in die Hypophyse, die Hirnanhangdrüse, vor, um auf diese Weise das Wachstum zu beeinflussen.

Ist es denn möglich, durch einen ärztlichen Eingriff das Wachstum des Menschen zu beeinflussen und ihn in einen Zwerg oder einen Riesen zu verwandeln? Diese Frage berührt ein verhältnismäßig junges Gebiet der medizinischen Forschung, das einigermaßen umstritten ist. Immerhin steht es fest, daß die Hypophyse, jene Drüse, die an der Basis des Gehirns sitzt, die Tätigkeit der Geschlechtsdrüsen und das Wachstum der Lebewesen regelt. Tierversuche haben ergeben, daß die Entfernung der Hypophyse beispielsweise bei Hunden die erstaunlichsten Zwergformen ergab, während sich auf der anderen Seite junge Ratten, denen man Injektionen aus dem Sekret der Hypophyse gab, sich zu wahren Riesentieren entwickelten. Es seien hier nur die Versuche des Amerikaners Evans erwähnt, der mit Hypophyse-Einspritzungen Ratten züchtete, die mehr als doppelt so groß wurden, wie normale Tiere.

Damit konnte die Wissenschaft auch die lange ungeklärte Frage beantworten, wie das Entstehen menschlicher Zwerge, sogenannter Liliputaner, und menschlicher Riesen möglich sei. Anormale Winzigkeit oder überdimensionale Größe eines Menschen sind auf die Unterfunktion der Hypophyse zurückzuführen. Versagt die Drüse, die das Wachstum regelt, so entwickelt sich der Körper nur in ungenügendem Maße, während ein Zuviel an Wachstum eintritt, wenn sich die Hypophyse anormalerweise vergrößert und eine „Ueberproduktion" entwickelt. Nachdem man also dem Geheimnis des Riesenwuchses und seines Gegenteiles auf die Spur gekommen ist, müßte es möglich sein, durch einen chirurgischen Eingriff die Tätigkeit der Hypophyse zu beeinflussen.

Solcher Experimente wegen hat sich der erwähnte Dr. Traxel nun vor dem Gericht zu verantworten. Sein Einwand, er habe seine Versuche im Dienste der medizinischen Forschung ausgeführt, kann insofern nur bedingt anerkannt werden, als man sich bis heute noch nicht darüber klar ist, welche körperlichen Folgen durch die operative Entfernung der Hypophyse eintreten können. Zwar wird das anormale Wachstum durch einen derartigen Eingriff, wenn er glücklich verläuft, sofort aufhören. Damit ist aber noch lange nicht gesagt, daß nicht in anderen Regionen des Körpers erhebliche Störungen auftreten, denn die Hypophyse beeinflußt auch den Wasserhaushalt des menschlichen Körpers und regt die Tätigkeit der Eingeweidemuskeln an. Wohl hat man Hypophysenerkrankungen, die zur sogenannten Akromegalie, Riesenwuchs der Hände, Füße oder Nase, führten, durch Röntgenbestrahlung heilen können, eine vollständige Entfernung der Hypophyse ist jedoch äußerst bedenklich, wie sich auch bei zwerghaft kleinen Menschen, die man, um ihr Wachstum zu beflügeln, mit Hypophysenwirkstoff impfte, meist Störungen einstellten.

Dr. Traxel hatte das Wachstum Jugendlicher, denen er die Hypophyse operativ entfernte, beobachtet. Die Folge war eine körperliche Unterentwicklung, die vermutlich nie wieder gutzumachen ist, vielleicht sogar zum Tode der unglücklichen Versuchspersonen führen wird.

Die Festplakette zum Nationalen Feiertag des deutschen Volkes nach einem Entwurf von Professor Richard Klein, München (Presse-Hoffmann, M.)

Der Globetrotter der Lüfte

Im Familienflugzeug rund um die Welt — Die „Fliegenden Hutchinsons"

Die „Fliegenden Hutchinsons" sind in Europa gelandet. Eine Familien-Weltreise, wie sie nur die Technik unserer Zeit möglich machen konnte, wird Colonel George R. Hutchinson, ein millionenreicher Amerikaner, seine Frau und seine vier Kinder — drei Töchter und einen Sohn — in seinem eigenen Flugzeug rund um den Erdball führen. 68 Staaten sollen bei dieser Gelegenheit überflogen und besucht werden. „Und nun ist Europa an der Reihe", erklärte der Colonel lächelnd, als das von ihm selbst gesteuerte „Familienflugzeug" auf dem Londoner Flughafen gelandet war.

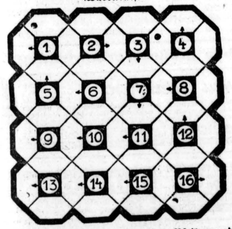
In Amerika kennt man die „Fliegenden Hutchinsons" längst. Sie sind sogulagen Globetrotter der Lüfte und tauchen mit ihrem Metallvogel bald in Kalifornien, bald in Texas oder Washington auf. Wie andere Leute im motorisierten Wohnwagen reisen, so haben sich die Hutchinsons die Welt aus der Vogelperspektive an, und die nach den eigenen Angaben des Colonels erbaute Maschine bietet einschließlich einer kleinen Küche und eines Brausebades alle nur erdenklichen Bequemlichkeiten. Ihre Insassen sind stolz darauf, als die „modernste Familie der Welt" zu gelten. Diesmal führt die Reise der Hutchinsons rund um die Erde. Der Start erfolgte in Washington, und 50 000 Meilen müssen zurückgelegt werden, ehe man wieder zu Hause sein wird. Auch Deutschland steht im Reiseprogramm dieser fliegenden Weltenbummler, die sich schon ganz an ihr abenteuerliches Leben gewöhnt haben.

Sehen wir uns einmal diese Familie näher an. Der Colonel ist ein leidenschaftlicher Pilot, der sich ganz und gar dem Flugzeug verschrieben hat und bereits 1932 durch einen Amerika-Europa-Flug von sich reden machte, bei dem er allerdings in Grönland zu einer Notlandung gezwungen wurde. Nur selten läßt er seinen 19jährigen Sohn Harry ans Steuer, der im vorigen Jahr seine Pilotenprüfung mit Auszeichnung bestand. Was Frau Hutchinsons anbetrifft, so hat sie sich nie seufzend der Laune ihres Gatten gefügt. Sie würde einen ruhigen geordneten Haushalt dem ewigen Aufenthalt in den Lüften vorziehen. „Ich mache mir gar nichts aus Fliegen", sagt sie. „Meinen Platz finde ich auf unseren Reisen. Ich habe stets eine kleine Bibliothek bei mir. Aber schließlich will ich keine Spitzenverkäuferin sein — und alleine zu Hause zu sitzen, macht mir auch keine Freude."

Um so begeisterter sind die drei Mädels, die 18jährige Kathryn, die 16jährige Janet und die 13jährige Doreen von ihren „luftigen" Leben. Kathryn versorgt die Küche, Janet wurde zur Bordfunkerin ausgebildet und versieht dieses Amt zur großen Zufriedenheit ihres väterlichen Chefs, und Doreen beschäftigt sich mit Nähen und sonstigen „Hausarbeiten", besonders mit der täglichen Reinigung der gewaschinen Kabine. „In Bord der „Army Hutchinson", wie die Maschine heißt, herrscht strengste Disziplin, und jeder hat seine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen, wenn er nicht eine gehörnischste väterliche Strafpredigt riskieren will.

„Abenteuer? Nun, was andere Abenteuer nennen mögen, ist für uns Selbstverständlichkeit geworden", erzählt Doreen Hutchinson. „Wir haben schon manche Notlandung und manchen Sturm erlebt, aber Aengstlichkeit haben wir uns längst abgewöhnt." Daß sie und ihre Schwester Janet schon manches Herz gebrochen haben, verschweigt Doreen. „Nein, ans Heiraten dürfen wir vorläufig nicht denken. Und ehe wir mit einem jungen Mann flirten, fragen wir sicherlich zuerst: Können wir ein Flugzeug steuern?" Einen anderen Schwiegersohn dürften wir Papa niemals ins Haus bringen."

Babenrätsel



Die Wörter beginnen bei den Ziffern und sind im Sinne des Nürzegiers zu lesen. Sie bedeuten: 1. Matratze, 2. Baumaterial, 3. Kartenspiel, 4. Nordseeinsel, 5. Naturerscheinung, 6. schneller Gang, 7. Göttin der Kunst, 8. Hirschart, 9. Vergrößerungsglas, 10. Fischvogel, 11. Nährmutter, 12. Stadt in Westfalen, 13. Flußdamm, 14. Haustier, 15. Wieselart, 16. anderes Wort für Richtschnur.

Scherzrätsel.

Wer von euch gut rechnen kann,
Sage mir recht schnell mal an:
Was ist zweimal in Eins enthalten,
Jedoch in zwölf stets einmal nur?

Rätsel.

Ein jedes Dörfletn hat's, auch find'st
du's in Berlin,
Doch sucht vergebens du's in München
und in Wien.

Silbenrätsel.

a — al — ar — au — ba — be — be — bel
— brin — bruck — bul — del — di — die —
el — erb — ge — ge — ge — ge — horn
— i — in — inns — ker — le — len —
mark — ne — ne — ne — nel — nenn — now
— rin — run — se — sel — sen — ste —
stan — ste — sung — ta — te — ten — tros
— tun — tur — ve — wohl — wol — zuk —
zum.

Aus den vorstehenden 54 Silben sind 22 Wörter zu bilden, in deren Anfängen die einzelnen Silben eines Sinnspruchs enthalten sind.

Die zu bildenden Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Mündungsarm der Oder, 2. Handgerät, 3. Bestandteil einer Kerze, 4. männlicher Vorname, 5. Seevogel, 6. Ausdruck beim Schiffbort, 7. Lautlehre, 8. Möge, 9. beim Schiffbort, 7. Lautlehre, 8. Möge, 9. Teil der Scheune, 10. Stadt in Oesterreich, 11. Schotenfrucht, 12. Land im Meer, 13. Signalinstrument, 14. Teil des Leiterwagens, 15. Kopfteil, 16. Stadt in Italien, 17. Gesundung, 18. türkischer Name von Konstantinopel, 19. Delikatessfisch, 20. Fluß in Sachsen, 21. Süßstoff, 22. Bergdurchstich.

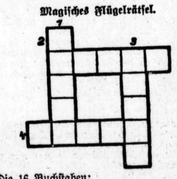
Scharade.

Die Eins schafft unser täglich Brot,
Hat aber auch gar bitt're Not,
Die mit dem Feinde kam ins Land,
Durch einen Zug schon abgewandt.

Die Zwei und Drei bringt zwar Gefahr,
Bereitet blut'gen Mord sogar,
Und doch entfernt sie oft allein,
Was Schmerzen schuf und arge Pein.

Das Ganze ist ein kluger Mann,
Der dir genau bestimmen kann,
Wenn du ein reicher Erbe bist,
Wie groß dein Grundbesitz wohl ist.

Magisches Flügelrätsel.



Die 16 Buchstaben:
b — b — c — e — e — e — h — i — i
— k — l — o — o — r — s — w
sind in die vorstehende Figur so einzustellen, daß die einzelnen Flügel Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Bezirk, 2. Seesäugetier, 3. erfrischendes Getränk aus Wein, 4. Badeort in Oberösterreich.

Buchstabenrätsel.

1. Mit „G" es in der Schweiz
Als Stadt zu schauen ist;
Mit „F" kann ein Gewürz,
Zum Mindfleisch gern man's ißt.

2. Hängt einer italien'schen Stadt
Am Schlusse du ein Zeichen an,
So wird ein großer Kluß draus,
Wie nennt sich der, mein Freund?
sag' an.

Scherzfragen.

1. Welches Wort wird kleiner, wenn man eine Silbe anhängt?
2. Was läuft und hat keine Füße, und hat Arme, aber keine Hände?
3. Womit hört die Nacht auf und fängt der Tag an?

Logogriph.

Jedes Kebt's mit frohem Sinn
Sich im Lenz erschliessen,
Und wie eine Königin
Wird es laut gepriesen.

Tritt ein Silbenpaar hinein,
Kann man es verspeisen;
Auch ein Mädchen kann es sein.
Rat, wie mag es heißen?

Auflösungen aus voriger Nummer:

Rösselsprung: Das stete Grübeln:
„Ich könnte — ich hätte —" Willst eine unfruchtbare Stätte; / Nur dem klaren „Ich will" und „ich kann" wird's gelingen / Sich Frucht selbst auf hartem Grund zu erzwingen. Adelheid Stier.

Silbenrätsel: 1. Nanjen, 2. Unke, 3. Roland, 4. Dramnen, 5. Uri, 6. Rudolf, 7. Celle, 8. Harald, 9. Breisgau, 10. Jumne, 11. Talar, 12. Tarif, 13. Eugen, 14. Rega, 15. Nahum, 16. Jean, 17. Sedan, 18. Rola. — Nur durch Bitternis kann man Freude finden.

Namenrätsel: Rolandmunde, Othello, Boccaccio, Elektra, Rübezahl, Troubadour, Stradella, Coriolan, Hafka, Undine, Margarethe, Abu-Hassan, Malia, Norma. — Robert Schumann.

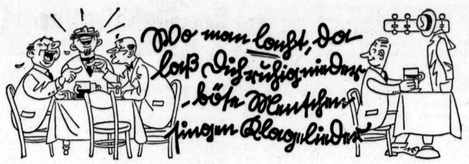
Logogriph: Beet — Bett.

Streichrätsel: Wunde, Wandu, Post, Bayer, Meierei, Leier, Klippe, Cuxm, Lehne, Haue, Knopf. — Das Veilchen.

Kreuzworträtsel: a) 1. Daumen, 2. Tod, 8. Alter, 10. Beet, 11. Ode, 12. Ahr, 13. Arek, 14. Leine, 15. Jer, 16. Roland; — b) 2. After, 3. Ubet, 4. Norden, 5. Tabarz, 7. Diebel, 9. Lehrer, 11. Orion, 13. Mera.

Ein Buchstabe weniger: Welfe, Siegel, Bavia(n), Rat(t), Ho(r)de, T(r)ant, Lag(u)ne, Dru(c)se, M(u)are, Le(i)er, Kur(t), Nas(t), Rea(l), Tee(r). — Wintergewitter.

Inhaltsreich: „Durch Weisheit wird ein Haus gebaut und durch Verstand erhalten!"



Mit gleicher Münze . . .

In einer Wirtschaft beklagt sich ein Gast, daß der Musikautomat so falsch spiele. — „Och", meint der Wirt, „da hat eener jewiß 'ne falsche Frosche dren jeworfe!" (Fliegende Blätter.)

*

„Wünschen der Herr ein Theaterglas?"
„Danke, Fräulein, in meinem Alter resigniert man!"

Verzweiflung

Max saß mit Emma auf der Parkbank. Max schwieg sich gründlich aus. Dann begann Emma zu schluchzen. Bestürzt beugte sich Max über sie: „Was bedrückt Sie?"
Schluchzte Emma: „Ihre Langweiligkeit!"

Der Enthusiast

„Weshalb wollen Sie denn durchaus die Stelle auf der Schulter sehen, wo mich im Sommer die Wespe gestochen hat?"
„Ja, wissen Sie, Fräulein Betty, ich bin ein großer Liebhaber von alten Stichen." (Fliegende Blätter.)

*

„Heinrich, ich schwöre dir, du bist der erste Mann, den ich geküßt habe!"
„Aber, Gretchen, dann hast du wohl Fernunterricht gehabt?"

*

Eine ganze Weile hat der teure Gatte geduldig zugesehen, wie seine Frau sich vor dem Ausgehen pudert. Schließlich verläßt ihn seine Ruhe.
„Warum puderst du dich eigentlich so lange?" will er wissen.
„Aus Bescheidenheit!"
„Aus Bescheidenheit?"
„Ja — ich möchte nicht in der Oeffentlichkeit glänzen!" (Neue Z. Z.)

Die Konkurrenz
Zeichnung: Hannesen (M)

Das zähe Zielband
(Everybodys Weekly)

„Nicht hauen, Sonntags ist doch Kloplen verboten!"
Zeichnung: Radestock (M)

„Nennt mir ein Werk von Eichendorff", verlangt der Lehrer in der Schule.
Meidet sich Fritzchen:
„Aus dem Leben eines Taugenichts."
„Gut. Zu welcher Gattung von Dichtungen gehört dieses Werk?"
Fritzchen sinnt nach. Dann meint er mit Ueberzeugung: „Es ist eine Selbstbiographie."

*

Mutti fragt die Dreijährige: „Soll Mutti die Gitarre spielen und singen?"
Die Kleine antwortete: „Ach, weißt du, näh doch lieber auf der Maschine!"

Vorsichtig

Der erste Schultag. Der Lehrer fragt die Kinder der Reihe nach, wo sie wohnen.
Flüstert der kleine Heinz dem Kurt zu: „Du, ich sag' vorsichtshalber erstmal 'ne falsche Adresse!" (Fliegende Blätter.)

Voller ging mit seinem Sprößling auf den Jahrmarkt.
Der Junge bat: „Vater, wollen wir mal Karussell fahren?"
„Fahre du nur!" sagte Voller. „Für mich ist das nichts!"
„Ach", meinte der Junge, „da laß uns lieber beide ins Bierzelt gehen!" (Beye.)

*

Der Lehrer sagte: „Peter, du schläfst wieder mal!"
„Nein", erklärte Peter, „ich denke mir eben über eine neue Rundfunkschaltung nach!"

Laßt Blumen sprechen

„Unser Blumenhändler versteht sich prachtvoll darauf, seine säumigen Kunden auf sinnige und vornehme Art zu mahnen."
„Wieso denn?"
„Er hält sich an den Grundsatz: „Laßt Blumen sprechen". Wenn er einen Kunden mahnen will, schickt er einfach eine Geschäftskarte und legt ein Sträußchen Vergißmeinnicht dabei." (Humorist.)

*

Kroll ging in den Laden.
Kroll guckte die hübsche Verkäuferin sehnsuchtsvoll an, dann nahm er einen Anlauf: „Fräulein, ich möchte was fürs Herz!"
„Ja", sagte die Verkäuferin, „da haben Sie sich verlaufen! Die Apotheke ist nebenan!" (Lustige Blätter.)

*

Tünnes hat eine Dachwohnung. Sein Freund Schäl ist zu Besuch. Draußen regnet es. Der Schäl sieht zur Decke und sagt:
„Tünnes, he dröpt et jo durch. Deit et dat immer?"
„Ena", sagt Tünnes, „nor wenn es rähnt!" (Kölnische Illustr. Zeitung.)

Nicht nötig

„Wünschen Sie, daß vom Steward Ihr Frühstück herausgebracht wird", fragte der Offizier den seekranken Fahrgast.
„Um Gottes willen, Mann, mein Frühstück muß jeden Augenblick von selbst heraufkommen!" (Lustige Blätter.)

Abfuhr

„Um neun Uhr noch im Bett? Wirst du denn nicht gewekt?"
„Ach warte darauf!"
(Fliegende Blätter.)

Paul und Pauline liegen im Bett.
Plötzlich brüllt Paul im Schlaf:
„Hilfe! Hilfe!"
Pauline fährt aus den Kissen.
Rüttelt an Paul:
„Was soll das? Was schreist du?"
Paul erwacht:
„Mir träumte, Bruno Bauer ist ins Wasser gefallen —"
„Wer?"
„Bruno Bauer."
„Welcher Bruno Bauer?"
Brummt Paul:
„Du kennst ihn nicht — ich habe ihn eben erst im Traum kennengelernt."

Laut und leise

„Haben Sie bemerkt, wie leise die Frauen sprechen, wenn sie etwas von ihren Männern erreichen wollen?"
„Allerdings! Aber haben Sie auch gehört, wie sie schreien, wenn wir ihre Wünsche nicht erfüllen?" (Schweizer Illustrierte)

*

Mark Twain schmeichelte einmal einer Dame mit folgenden Worten: „Wie schön Sie sind, Madame!"
„Schade, daß ich nicht auch dasselbe von Ihnen sagen kann", antwortete die Dame.
Darauf stieß Mark Twain hervor: „Machen Sie es doch genau so wie ich: Lügen Sie!"

„Unverschämtheit! Ich höre es ganz deutlich, daß die nebenan zu uns herüberhorchen."
Zeichnung: Hannesen (M)

Welche Ehre!

„Hat wer angerufen, während ich fort war?"
„Jawohl, eine fremde Botschaft!"
„Welche Ehre! — Und was wollte sie?"
„Nichts. Es war nur eine falsche Verbindung." (San Diego Union)

Zartes Gemüt

„Au!" sagte Lu, als ihr Georg die Hand gab. „Fassen Sie mich doch nicht immer so brutal an! Haben Sie denn niemals Verlangen nach einem bißchen Zartheit?"
„Doch", meinte nachdenklich Georg, „besonders, wenn ich ein Schnitzel bestelle."

*

Fritz und Franz saßen am Stammtisch.
„Frauen sind doch sonderbare Wesen, manchmal haben sie drei Fühler!" philosophierte Franz . . . „Zwei kleine Füße, auf denen sie gehen, und einen sehr großen, auf dem sie leben!"

*

„Mein Mann ist ein leidenschaftlicher Spieler!"
„Schrecklich!"
„Aber er gewinnt unfehlbar jedesmal!"
„Großartig!"

*

„Ich habe gehört, daß du dir schon wieder das Bein gebrochen hast."
„Ja, ich bin ein richtiger Pechvogel. Das ist nun schon das dritte Bein, das ich mir in einem Jahr gebrochen habe."
(Humorbladet)

Einleuchtend
„Sagen Sie dem Kapellmeister, er soll etwas Langsames spielen, ich kann mein Schnitzel nicht im Galopptempo essen."

„Wo mag nun meine Tochter mit ihrem Verlobten sein? In Zukunft werde ich ihnen aber streng verbieten, sich so weit hinauszuwagen."
(Dobry Wieczor)

„Angeklagter, Sie haben Ihrem Nachbarn eine Posaune gestohlen. Dabei können Sie selbst doch gar nicht darauf spielen!"
„Nein, aber bedenken Sie, bitte, er konnte es auch nicht!"
(Berliner Illustrirte Zeitung)

Eheliches Zwiegespräch

Er: „Du mußt diesmal mit diesem bescheidenen Geburtstagsgeschenk vorlieb nehmen, Grete . . ."
Sie (schmollt enttäuscht und meint): „Papa denkt anders in dem Punkt. Wenn er etwas schenkt, dann stets nur etwas Kostspieliges."
Er: „Das stimmt allerdings, Grete. Ich weiß das sehr gut, seit er Dich mir zur Gattin gegeben hat . . ."

Auf dem Heimwege

Hermann und Franz sind betrunken.
„Was macht der denn da?" fragt Franz.
„Wer?" meint Hermann.
„Der Mann da neben dir!"
„Das bin ich!"

*

Der Kapitän unterhielt sich leutselig mit dem neuen Schiffstaufen. „Du bist doch sicher das schwarze Schaf der Familie gewesen, mein Junge, und deshalb hat man dich aufs Schiff gesteckt?"
„Ich nein", antwortete treuherzig der Junge, „das hat sich seit ihrer Zeit doch alles verändert, Herr Kapitän!"
(Allgemeiner Wegweiser.)

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Kieler Matrosen-Kleider-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Ritter, Röntgenröhre (Scheitel b. Hahnenkopf) Knaben, Mädch. n. Beruf angef. Marine Offizierstuch, Jachtflubergarn, farb. Kammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider Fertigfeldung, Reihe, blau und farbig, Litter, Damenmäntel, Regen-Kleider, Kinder- u. Konfirmationsgröße unbedingt erforderl. Bemust Angab. u. Preislage gratis. 3-monatl. Ratenzahlung. Per 14 tägl. Preisliste B. Preier. Kiel 81

Grau! Spezial-Haarfl. lassen graue Haare in Zeit zurück. Nähr. Ind. Ch. Schwarz Darmstadt K 107 Hardtw.

Neu gekräftigt „Meine Nervosität hat erheblich nachgelassen und ich fühle mich auch sonst neu gekräftigt. Quick hat sich ausgezeichnet bewährt. E. Müller, Schlosshauptm., Pasterkorzstr. 4 am 3. 3. 36 über QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven Packung M. 2.30 · 1.15 · Spezialpackung M. 4.— · In Apotheken und Drogerien

Ab 3 DM monatlich 12 Raten Anzahlung. 10-Gut-Billig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern frei **Hans M. Müller Ohligs** 413

Ohrenleiden läßt sich vermeiden durch wirksame Behandlung mit Ohrspülung. Ohrspritze. Wichtig! bei Zugluft, Wind u. Nässe. Ja nicht ohne Schutz. Broschüre gratis. **AKUSTIKA-SPANDAU**

Ehrenbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich **Kaufhaus Verlag** Herne I. W. Mühlenstr. 7

Damenbart Gründl Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte **Helwakakur**. Sehr bewährt. v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille. Großer Preis Brüssel 1932. London 1933. Tägl. Dankschreiben, z. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wrz. 488509 schützt vor Enttäuschung. Kleinkur RM 2.75, starke 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. **Helwaka-Köln** 114

Sommer-Sprossen Bleichgesichtigkeit, Pickel, Mitesser, Hautunreinheiten, Aufklärung kostenlos. Wilhelm Nordhaus, Stuttgart-W. 3, A. 4. 39

Stuhlgang regeln! Das ist die zuverlässige Vorbeugung gegen gefährliche Unterleibs-Beschwerden und Krankheitserscheinungen. Wir prüfen Erfolg vorher. **Kneippa-Pillen** mit 30jährigem Erfolg angewandt zur Beseitigung von Verstopfungen und Darmträgheit. **Kneippa-Pillen** sind ein a. pflanzl. Abführmittel u. sind rein. Eisenpräparat hergestellt hat, regelt die Verdauung und reinigen das Blut. Be **Kneippa-Pillen** Kur RM. 1.— in all. Apoth. **Kneippapharm.** Wegweiser kostenlos durch **Kneippmittel-Zentrale Würzburg**

Eier-Vorrat für den Winter Sie sparen viel Geld und haben auch im Winter stets gute Eier. Garantol geliert nachlagen. Verwenden Sie daher **Garantol** In Garantol halten sich Eier über 1 Jahr / bis 100 Eier 45 Pfg.

Verlag und Druck: **Westfälisches Volksblatt G. m. b. H.**, Paderborn. Geschäftsleitung: **Eberhard Wessel**, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Johannes Grohmann**; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: **Dr. Gustav Röttger**; für den kulturellen und allgemeinen Teil: **Jos Joh. Link** (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: **Georg Voigt**, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 39: 45 388. Zur zeit ist Preisliste Nr. 9 gültig

8. Jahrg. – Nr. 18 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 30. April 1939
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Von deutscher Arbeit

Kaum ein anderes Volk kann die alten Begriffe Arbeiter und Herrentum so eng verbinden, so in eins verschmelzen wie das deutsche. Wir haben wissen gelernt, daß jeder, der als einfacher Arbeiter bezeichnet wird, genau die gleichen Grundrechte am Leben hat wie einer, der durch das Glück, unermüdliche Arbeiter zu seinen Vorfahren zu zählen, in das Herrentum hineingeboren wurde; wir wissen, daß auch dieser arbeiten muß, will er das von den Vätern Ererbte bewahren und als Erbe an die Nachkommen weitergeben — und anders ist ihm nicht die Möglichkeit gegeben, vor sich selbst zu bestehen. Die Neuordnung unseres Denkens, das seit hundert Jahren nach genauen Regeln erst verflacht, dann verjudet wurde, läßt uns erkennen, daß alle Menschen unseres Volkes deshalb gleichberechtigt nebeneinanderstehen müssen, weil das Werken ihrer Hände und Hirne eine unbedingte Notwendigkeit ist, wenn das Reich, also das Leben des Volkes seinen geraden Weg nehmen soll. Es kann nicht mehr gesagt werden, dieser oder jener Beruf sei weniger wichtig als ein dritter; wir können und wollen den Bauer nicht mehr über den Kaufmann stellen, den Wissenschaftler nicht mehr über den Handwerker, den Dichter nicht über den Soldaten — sie stehen alle nebeneinander, ein jeder da, wo Beruf oder Berufung ihm den Platz anwies. Denn nur er kann ihn einnehmen, kein anderer; und er, dieser eine Mensch allein, ist an diesem einen Platz eine unbedingte Notwendigkeit.

*

Arbeit ist die Pflicht unseres Lebens.

Aus der Zugehörigkeit zu unserem Volk, also einfach aus der Tatsache, daß wir als Menschen in das deutsche Volk hineingeboren sind, ergibt sich für uns die Pflicht, zum Wohle aller zu arbeiten.

Es gibt keine Ausnahmen; es gibt nichts, das uns aus der Gemeinschaft und ihren Pflichten hinaushebt; wir haben auch, den Gedanken der deutschen Weltanschauung zu Ende gedacht, kein sogenanntes Privatleben, wenn damit gesagt werden soll, daß es im Gegensatz zu unserer Arbeit, zu unserem Schaffen, zu den Lebensnotwendigkeiten des Volkslebens stehen könnte.

Wir sind allzeit für den Dienst an die Volksgemeinschaft verpflichtet, ohne Schwur, ohne Eid — allein durch unsere Zugehörigkeit zum deutschen Volk, und diese Zugehörigkeit ist uns als erstes und heiligstes Erbe mitgegeben worden, sie ist untrennbar von uns.

*

Wir aber stehen mitten in der Arbeit jener, die vor uns lebten; wir stehen sogar in der Arbeit und leben von der Arbeit jener, die mit uns dieses Geschlecht bilden, deren Schaffen aber vor unserem liegt — der Bauer lebt mit uns, der Mann in den Elektrizitätswerken lebt mit uns, der Arbeiter, der den von uns benutzten Wagen schuf, lebt mit uns, und dennoch stehen wir in der Reihe des Nehmens hinter ihnen, wie sie wieder auf andere Art hinter uns stehen im wechselnden Schaffen der Gegenwart.

* *

Wir Lebenden aber, wenn wir uns umschauen, sehen die Werke unserer Väter und derer, die vor ihnen waren — der Bauer steht auf dem Hof, den die Väter der Erde abrangen; der Arbeiter werkt in Räumen und an Maschinen, die die Zeiten vor ihm schufen; der Bergmann fährt in den Schacht, den andere in den vergangenen Jahrhunderten in die Erde hineingetrieben haben; der Schiffer umrundet die Erde nach den Kegeln, die seit den weiterschürfenden Jahrten der Wissinger verbessert und vollendet wurden; der Wissenschaftler sucht die Formeln und Forschungsergebnisse der vor ihm in den Laboratorien Werkenden zu vollenden und, auf sie bauend, neue Versuche zu Erfolgen für die Gesamtheit zu gestalten; sie Gebenkmiste der Welt und des Lebens sind das Ziel der Denker.

Wir stehen, wenn wir durch die Landschaften des Reiches wandern, allüberall vor den Werken der Väter, und es ist wohl dem Tag der deutschen Arbeit angemessen, jener schöpferischen Arbeit der vergangenen Jahrhunderte zu gedenken: der Steinmetzen, die die Dome der Gotik und des Barock und die Burgen und Schlösser schufen; der Bauern und Handwerker, die, den Rittern nachtrebend, den deutschen Osten bis weit nach Rußland hinein kolonisierten und dort unsterbende Kultur begründeten, wo Wildnis und Rechtlosigkeit waren.

Und erinnern wir uns auch der kunstfertigen Meister des Mittelalters, die edle Schmuckwerke formten; der Schiffer, die den Raum der Weltmeere durchfuhren; der Kaufleute aus den Geschlechtern der Welser und Fugger, und der zeit der Hansa, aber auch all der kleinen und vor dem mächtigen Weltgeschehen in den Hintergrund gedrängten Arbeiter, die den anderen Menschen das Leben lebenswert machten, die für die Notdurft des Tages Sorge trugen und längst, längst vergessen sind — was sie schufen, ist unseres Lebens Grundfeste, was sie, gleich ob für den flüchtigen Alltag oder für die Ewigkeit, werkten und fertigten in ihrer schöpferischen Arbeitslust, das ist im Laufe der Jahrhunderte zum weit über die Grenzen des Reiches hinausklingenden Ruhm von der deutschen Kultur geworden. Sie alle aber waren Arbeiter, die durch die Jahrzunderte hin das Reich erbauen halfen, dessen endliche Vollendung wir heute erleben dürfen.

*

Wir gedenken aber auch an diesem Tage, welcher der deutschen Arbeit geweiht ist, aller jener deutschen Männer und Frauen, die durch ihre unermüdliche Arbeitskraft den deutschen Namen in aller Welt bekannt machten. In Europa, in Afrika, in Amerika und in Australien haben hunderttausende, ja, Millionen freie deutsche Menschen aus Sumpf und Urwald, aus Steppe und Wüste fruchtbare Aecker und Gärten geschaffen, zu einer Zeit, als England seine Sträflinge, Verbrecher wie auch Opfer einer heute noch geltenden puritanischen Heuchelei, über die Meere schickte.

Wir sind stolz auf diese unerschöpfliche Arbeitskraft des deutschen Blutes!

*

So feiern wir — zum ersten Male im Großdeutschen Reich — den Tag der deutschen Arbeit, wissend, daß Arbeit unseres Lebens immerwährende Pflicht ist, wissend, daß unsere Hände und Hirne Arbeit den Nachkommenden den Lebensraum gibt, daß wir inmitten der Arbeit unserer Vorväter stehen.

So feiern wir als Volk der Arbeit, als Herren der Arbeit, als Diener am Wohle der Gemeinschaft.

Kurt Herwarth Ball

Wir alle schaffen für Deutschland / Zeichnung von Ernst H. Grunwald (Bavaria-Verlag)

Herr Weißling

VON WERNER OELLERS

Es war in den Jahren, als man sich daran gewöhnt hatte, fast Tag für Tag, selbst im kleinen Umkreis unserer Landgemeinde, einen Menschen überflüssig werden zu sehen, indem ihm, was er zu tun hatte, aus der Hand genommen wurde. So war es keineswegs verwunderlich zu hören, daß auch die Firma „Weißling u. Sohn" sich in Schwierigkeiten befände, eine ehemals solide Armaturenfabrik, deren Gründer aus dem Nassauischen zugezogen war und bei seinem Tode nur einen Sohn zurückgelassen hatte, einen inzwischen ergrauten Junggesellen, der ein abseitiges, eigenbrötlerisches Leben führte und in der Gemeinschaft des Dorfes nie recht warm geworden, doch keineswegs unbeliebt war, denn man schätzte seine Gerechtigkeit und seinen geraden Sinn.

So hielten sich die Aeußerungen über den drohenden Untergang auf der Linie einer gemäßigten, durch die weitverbreitete fatalistische Müdigkeit jener Zeit ein wenig galligen Anteilnahme, indem es etwa hieß: „Warum soll es dem besser gehen als den anderen?", und es war man hörte, daß Herr Weißling zu einem letzten Versuch, einen letzten Kredit aufzunehmen, in die Regierungshauptstadt gefahren war, lächelten die Leute und machten mit der Hand eine abschließende Bewegung.

Es muß, wenn ich mich recht erinnere, zwei Tage später gewesen sein, als unser Nachbar aufgeregt mit der Nachricht gekommen kam, Herr Weißling habe seinem Leben im Hotelzimmer der Stadt ein Ende gesetzt. Der Aktuar vom Amtsgericht hatte es ihm erzählt, und es stand auch, als örtliche Notiz aus der Stadt, bereits in der Zeitung zu lesen, mit einer Beschreibung des unbekannten Toten, der keine Papiere bei sich gehabt, sich auch ins Gästebuch des Hotels nicht eingetragen hatte. Offenbar mit dem Vorsatz, aus dem Leben zu scheiden, war er in das Quartier gegangen und hatte — so meinte die Kriminalpolizei, welche die Zimmertür gewaltsam geöffnet hatte — das todbringende Gift sogleich zu sich genommen. In seiner Tasche war noch ein größerer Geldbetrag gefunden worden.

Zwar waren damals die Nachrichten, daß wieder mal ein Mensch bankrott gemacht habe, im Verhältnis nicht weniger zahlreich als jene, daß wieder ein Geschäft ruiniert war, und mit ähnlicher Stumpfheit und seelischer Müdigkeit nahm man sie auf, aber so wie es einen ebenso bedauerlichen wie glücklichen Unterschied bedeutet, ob in unserem eigenen Hause ein Kind schreit oder anderswo in der Welt (einen Unterschied, wiewohl jedermann weiß, daß in jedem Augenblick irgendwo ein Kind weint), so ging uns nun auch dieser Tod aus nächstem

Blütenwelt - Wunderwelt

(Zander-Multiplex)

Umkreis viel näher als ein beliebiger, und es gab an jenem Tage kein Haus, keine Küche und Wohnstube, keine Werkstatt und Schenke im Dorf, wo nicht der tote Herr Weißling Mittelpunkt aller Gedanken und Gespräche gewesen wäre: jener Mensch, der nun von heute auf morgen kein Mensch mehr sein wollte, nur noch ein kompliziertes Etwas, das bleich, stumm und bewegungslos im Winkel eines Hotelzimmers lag, erbarmungswürdiger als auf dem Brett das Wasserglas, das wenigstens noch stehen konnte.

Das Unheimliche an dieser Vorstellung wurde kaum gemindert bei dem Gedanken, daß der nunmehr Tote seinen Tod selber gewollt hatte und daß man ihn eher mit Zorn oder Verachtung als mit Mitleid beladen mußte. Was sollte denn werden, wenn alle die Flucht ergriffen, denen es auch nur halb so schlecht ging, wie es Herrn Weißling gegangen wäre, wenn er seinen Laden wirklich hätte zumachen müssen?

Es mag sein — ich wage das heute nicht mehr zu entscheiden —, daß ich mit diesem Argument gewaltsam der Erschütterung Herr werden wollte, die mich, einen damals sehr jungen Menschen, ergriffen hatte, jedenfalls verrannte ich mich bei einem Gespräch im Gasthaus so tine Maß in die mitleidlose Ablehnung und Verurteilung des Toten, daß diejenigen, die dabei waren, erstaunt und kopfschüttelnd auffahen. Gegen die Meinung, daß ein Mensch sehr wohl innerlich, auch ohne äußere Not, zusammenbrechen könne, gegen den Hinweis, daß Herr Weißling sich sogar noch im Tode als Nichtmaterialist erwiesen habe, da er sich doch mit dem vorgefundenen Geld noch eine Reihe herrlicher Tage hätte machen können, gegen solche Entlastungsversuche verteidigte ich mit eiferndet Hiktöpfigkeit die Ansicht, daß ein Mensch in erster Linie zu leben verpflichtet sei, bis zum Aeußersten, so oder so, und daß alle, die das nicht verständen, sich von vornherein jeder Rechtfertigung begäben.

Die Exzentrizität der Aussprache zu dämpfen, schaltete sich die Wirtin ein. Es könne eben, sagte sie, alles von dem verdammten Junggesellenleben, das die Männer zu Affen und Narren mache, um sie am Ende vollends um den Verstand zu bringen. Solchen Leuten fehle es eben an einer sinnvollen Aufgabe. Es liege ja auf der Hand, daß kein Vater, der dieses Namens würdig sei, freiwillig aus dem Leben gehen und seine Kinder im Stich lassen würde.

Diese Reden und Gegenreden gingen mir noch durch den Kopf, als ich mich am nächsten Morgen zur gewohnten Stunde ins Dorf machte, um meine Post abzuholen. Aus der Ferne lärmte der Zug, der die Station gerade verlassen hatte. Es war ein diesig-grauer Märztag. In dem Birkenwäldchen zwischen dem Weißling'schen Anwesen und dem Bahnhof roch es nach werdendem Frühling. Der schmale Weg verläuft hier in vielen Windungen, so daß man immer nur ein kleines Stück zu übersehen vermag. Das verstärkte den Eindruck erschreckender, das Herz lähmender Gespensterei, als ich plötzlich, keine zwanzig Schritte vor mir, Herrn Weißling, eine Aktentasche in der Hand, mir entgegenkommen sah. Nur eine einzige Einzelheit dieser unglaubwürdig schreckhaften Sekunden ist meinem Gedächtnis bewahrt geblieben, sie aber mit unauslöschlicher Deutlichkeit: der große, erstaunt fragende Blick, mit dem der Mann im Vorübergehen mich, einen Halbwüchsigen, fast Ohnmächtigen fixierte, der ich, mit glühend rotem Kopf, kaum noch zu gehen wußte und glaube ich, nicht einmal grüßte.

Die wahrhaft betäubende Gewalt des geisterhaften Auftritts mich, während ich weitereing, nur langsam aufkommender Ueberlegung: der Verwunderung darüber, wie schnell aus einer Zeitungsnotiz, mit einer zufällig auf einen Bekannten passenden Beschreibung, ein Gerücht und aus dem Gerücht eine sichere Nachricht hatte werden können; vor allem aber einer brennenden Scham, wenn ich an meine Gottheuchelnden zurückdenke. Denn, wenn es sich dabei auch um allgemeine, sozusagen grundsätzliche Erörterungen gehandelt hatte, so war doch in jedem Augenblick Herr Weißling gemeint gewesen, zu schweigen davon, daß ich weder gesagt noch auch nur gedacht hatte: ich traue Herrn Weißling die Tat nicht zu; ich glaube die Nachricht nicht.

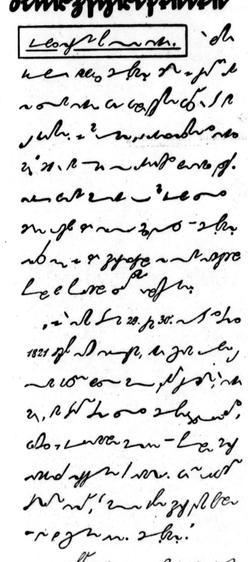
Was nun, wenn er erfuhr, daß das ganze Dorf ihn für einen Selbstmörder gehalten hatte? Was insbesondere, wenn er von meinen Schmähungen hörte? Zwar erledigten sie sich in gewissem Sinne von selbst, indem sie etwas vorausgesagt hatten, was nicht da war, aber eben dieses war das Schlimme. Ich befand mich in der Lage eines Mannes, der einen Soldaten in aller Oeffentlichkeit einen Feigling genannt hatte und wenige Stunden später erfuhr, daß der Beleidigte nach rühmlichster Tapferkeit vor dem Feind gefallen war, mit dem einzigen Unterschied, daß der Gefallene weder zurückzurufen noch zu ersetzen vermochte. Wäre es nicht das beste, zu Herrn Weißling zu gehen, zu bekennen und seine Verzeihung zu erbitten, ehe andere es ihm hinterbringen?

Tagelang erwog ich den Plan. Aber in mir war eine geheime Angst vor der Begegnung, und jedesmal, wenn ich daran dachte, ergriff mich ein seltsames Unbehagen. Auch alle anderen, so schien es, hatten vor dem auferstandenen „Toten", dem ein Hauch von Geisterhaftigkeit auch fernerhin anhaftete, Scheu und Schuldbewußtsein, und die Mauer, die schon früher um den Einsamen gewesen war, schien noch höher geworden zu sein.

Gleich als empfinde er die große Kälte und Leere um sich, verließ nun Herr Weißling (der übrigens seinen Betrieb aufrechterhielt), mehr ins Volk hineinzukommen; er ging sogar hin und wieder ins Gasthaus und fischte sich bei anderen an. Bei solcher Gelegenheit wurde auch ich sein wortkarger, bedrückter Zechkumpan, nicht ohne mit Erstaunen zu bemerken, wieviel Gescheitheit, Freundlichkeit und vornehme Gesinnung in dem Mann wohnte. Als er in später Stunde für mich und meine kleinen Arbeiten sehr lobende und herzliche Worte fand, überfiel mich die alte Scham, und es fehlte nicht viel, ich ihm alles gestanden hätte. Am nächsten Morgen war ich froh, mich im Zaum gehabt zu haben, um so mehr, als es nun offenbar war, daß Herr Weißling nichts erfahren hatte. Da ich überdies wenige Monate später aus der Heimat zog, löste sich der Knoten ohne unnötige Dramatisierung, und mehr und mehr fiel die Geschichte in Vergessenheit.

Fast zehn Jahre später kam sie mir, nun in neuerlicher Verwandlung, in Erinnerung, als ich — es war in der vorigen Woche — die Nachricht erhielt, daß Herr Weißling „nach langem, schwerem, mit großer Geduld ertragenem Leiden sanft entschlafen" sei. Die Todesanzeige war als geschlossener Brief versandt, und es waren ihr mit der Schreibmaschine folgende Worte beigefügt: „Wir schicken Ihnen die Anzeige auf ausdrücklichen Wunsch des Verstorbenen, der uns auch gebeten hat, Ihnen diesen seinen ausdrücklichen Wunsch mitzuteilen."

Kurzschriftmuster



Todesanzeige für einen Kater

Der Dichter Theodor Amadäus Hoffmann hing in zärtlicher Liebe an seinem Kater. Wahre Wundergeschichten wußte er von ihm zu berichten. In dem Roman „Die Lebensansichten des Katers Murr" hat er ihm sogar ein literarisches Denkmal gesetzt. Nur wenige Monate vor dem Tode seines Herrn verschied dieser kleine Hausgenosse, und Hoffmann erläßt nun in dieser Schmerzensstunde an einige nahestehende Freunde das folgende seltsame Rundschreiben:

„In der Nacht vom 29. zum 30. November des Jahres 1821 entschlief nach kurzem, aber schwerem Leiden zu einem besseren Dasein mein geliebter Zögling, der Kater Murr, im vierten Jahre seines hoffnungsvollen Alters, welches ich teilnehmenden Gönnern und Freunden ganz ergebenst anzuzeigen nicht ermangele. Wer den verewigten Jüngling kannte, wird meinen tiefen Schmerz gerecht finden und ihn durch Schweigen ehren. Hoffmann."

Es dürfte dies wohl die einzige Todesanzeige sein, die nicht einem Menschen gegolten hat.

Dies nebenbei

Im Britischen Museum in London befindet sich ein im Dezember 1938 nahe der südafrikanischen Küste gefangener Fisch, der zweifellos eine zoologische Sensation darstellt. Es handelt sich nämlich bei diesem lebend eingefangenen Meeresbewohner um einen Fischart, die nach dem Gutachten der Wissenschaft einem mindestens 50 Millionen Jahre zurückliegenden Zeitalter anzugehören scheint. Der in einer Tiefe von 80 Metern in einem Schleppnetz eingefangene Fisch hat eine Länge von 1½ Metern und ein Gewicht von 48 Kilogramm. Seine Farbe ist ein glänzendes Stahlblau, seine Augen sind dunkelblau. In keine Art lebender Meeresfische läßt er sich einreihen; nur in Versteinerungen aus unendlich weit zurückliegenden Erdepochen kann man seine Verwandten feststellen. Offenbar gehört dieses geheimnisvolle Wesen, dessen Flossen sich fächerartig am Ende von vier deutlich als Gliedmaßen erkennbaren Bewegungsapparaten entwickeln, der Gattung der Knochenfische an und ist der Familie der Coelakanthiden zuzuzählen, deren früheste Vertreter im Gestein der sogenannten Oberdevonischen Formation anzutreffen sind. Man glaubte bisher, daß Geschöpfe dieser Art seit der Periode der Kreideformation ausgestorben seien. Fische mit doppelten Schwanzflossen, wie sie der gefangene Fisch trägt, waren bisher nur in Versteinerungen festzustellen. Man vermutet, daß dieses vorsintflutliche Ueberbleibsel der Natur, das leider in der Gefangenschaft nicht am Leben erhalten werden konnte, in den Felsformationen der Meerestiefe lebt und im allgemeinen nicht in den Bereich der Fischerschleppnetze emporsteigt.

*

Mr. Albert Taylor, der ein Lebensmittelgeschäft in der englischen Stadt Reading betreibt, ärgerte sich seit langem über jene Kunden, die immer nur anschreiben ließen, aber niemals bezahlten. Wie sollte er in den Besitz seiner Außenstände gelangen, wenn alles Bitten und Mahnen nichts half und sogar die Nachnahmesendungen unerledigt zurückkamen? Da kam Mr. Taylor auf einen Einfall, der für ihn zu einem hundertprozentigen Erfolg wurde. Mit einem ebenso billigen wie primitiven Rezept gelangte er in den Besitz seines Geldes. Er heftete an sein Schaufenster ein großes Plakat, auf dem geschrieben stand: „Wer innerhalb einer Woche seine Schulden nicht bei mir bezahlt hat, wird auf einem zweiten Plakat in meinem Schaufenster namentlich genannt". Diese Drohung erwies sich als besser denn alle anderen Zwangsmaßnahmen. In hellen Haufen stellten sich die Schuldner in Mr. Taylors Geschäft ein und erledigten mit süßsaurem Lächeln ihre Außenstände, und als die Woche vorüber war, fehlte nur noch ein einziger der säumigen Zahler. Er hatte sich unter Hinweis auf seine Notlage einen nochmaligen Zahlungsaufschub erbeten. „Ich habe für alle Geschäftsleute ein Kolumbusei entdeckt!" sagte Mr. Taylor stolz, als man ihn zu seiner so erfolgreichen Aktion beglückwünschte.

*

Maitrunk

(Ost, Zander-M.)

Bei Sotheby in London kam ein germanischer Goldring zur Versteigerung, der aus dem 6. oder 7. Jahrhundert stammt. Er hat reiche Verzierung auf der runden Platte, die einen Perlenrand hat und mit Tiermotiven verziert ist, und er trägt eine Inschrift, die einen Glückwunsch darstellt. Der Ring wurde im Jahre 1905 auf der Grenze zwischen Oesterreich und Bayern ausgegraben Er erzielte einen Preis von 295 Pfund.

*

In den Vereinigten Staaten wurde kürzlich ein Verfahren patentiert, verderbliche Lebensmittel gegen Zersetzung durch Licht zu schützen Man verwendet zu diesem Zweck besonders präpariertes öl- und fetthaltiges Einwickelpapier. Es enthält bestimmte Salze, die Lichtstrahlen aus dem Wellenbereich von 3200 bis 4000 Grad absorbieren Besonders geeignet sind für diese Präparierung Alkalisalze von Aminosollonsäuren. Versuche leichtverderbliche Lebensmittel nach diesem Verfahren länger frisch zu halten, haben gute Ergebnisse erzielt.

Der 50. Geburtstag unseres Führers

Auch Preßburg feierte

Auch in der Hauptstadt der Slowakei, Preßburg, wurde der 50. Geburtstag des Führers feierlich begangen. — Unser Bild zeigt die Feierlichkeiten anläßlich der Umbenennung des „Masaryk-Platzes" in „Adolf-Hitler-Platz". (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Die Glückwünsche Italiens und Spaniens

Oben: Der italienische Botschafter Attolico beglückwünscht den Führer. — Unten: Der Verteidiger des Alkazars, der spanische General Moscardo, spricht seine Glückwünsche aus.

(Presse-Hoffmann 2, Zander-Multiplex-K.)

Die Feier in Wien

Vor dem Rathaus in Wien fand am Geburtstag des Führers ebenfalls eine große Parade statt. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Edda Göring gratuliert dem Führer

Zum 50. Geburtstag des Führers brachte auch die kleine Edda Göring ihre Glückwünsche dar. — Mitte: Frau Göring.

Ein Volkswagen - das Geburtstagsgeschenk von Dr. Ley

Im Ehrenhof der Neuen Reichskanzlei besichtigt der Führer das Geburtstagsgeschenk von Dr. Ley, einen mit allen Feinheiten ausgerüsteten Volkswagen. Obergruppenführer Brückner hat darin Platz genommen. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

Der Maibaum für die Reichshauptstadt

kam dieses Mal aus der Gemeinde Winterberg im Böhmerwald. Es ist eine Riesentanne, die an ihrem Fuß 140 Meter Durchmesser aufweist. (Scherl Bilderdienst, Zand.-Multipl.-K.)

Dr. Conti, Reichsgesundheitsführer

Der Führer hat Leonardo Conti zum Leiter des Hauptamtes für Volksgesundheit ernannt. Damit ist Dr. Conti Leiter des NSD.-Aerztebundes. Gleichzeitig wurde er auf Vorschlag des Reichsministers des Innern zum Reichsärzteführer berufen. (Presse-Hoffmann-Archiv, Zander-Multiplex-K.)

Englands neuernannter „Munitionsminister"

Premierminister Chamberlain rief im Unterhaus eine Doppelsensation hervor, indem er die Einrichtung eines Munitions- und Beschaffungsministeriums und zweitens den Verkehrsminister Lesley Burgin als Leiter des neuen Ressorts bekanntgab. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Enge Zusammenarbeit Jugoslawiens mit Italien und Deutschland

Der jugoslawische Außenminister hatte in Venedig mit Graf Ciano Besprechungen, deren Ergebnis eine weitere Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Achsen-Mächten und Jugoslawien war. Graf Ciano ließ es sich nicht nehmen, seinem Gast die Schönheiten Venedigs zu zeigen. Mit einem Schnellboot der italienischen Kriegsmarine unternahmen sie eine Rundfahrt durch die Lagunen. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

Ist er's oder ist er's nicht?

In der Maske des Clowns erkennen wir Paul Hörbiger, den sympathischen Menschendarsteller, der in dem Terrafilm „Männer müssen so sein" den Spaßmacher spielt, einen jener tragischen Clowns, die bereit sind, sich für das Glück anderer einzusetzen.

Die Terra drehte in Babelsberg den Film: „Männer müssen so sein" nach dem gleichnamigen Roman der „Berliner Illustrierten" von Heinrich Seiler. Die Spielleitung hat Arthur Maria Rabenalt, die Rolle der Beatrice liegt in Händen von Hertha Feiler, die des Dompteurs Ruda bei Hans Söhnker. Für die große Raubtiersensation wurde Togare mit seinen Tigern verpflichtet. Den Berlinern ist der berühmte Tierlehrer noch von seinem vorjährigen Gastspiel in der Deutschlandhalle, währenddessen er übrigens von einem seiner Tiere schwer verletzt wurde, in allerbester Erinnerung.

*

Togare — in der artistischen Fachwelt heute eine Name, der symbolisch geworden ist für den schnellen und unerhört steilen Aufstieg eines begabten Tierlehrers.

Am Weihnachten 1926 war es, als Togare im Circus Krone zu München eine Gruppe wilder Löwinnen vorführte, durchweg Tiere, die vor nicht allzulanger Zeit aus freier Wildbahn gefangen waren. Die alten, erfahrenen Dompteure zuckten die Schultern, wenn sie Togare bei den Proben sahen, gaben ihm „gute Ratschläge, warnten ihn: „So kann man mit Raubtieren nicht arbeiten!" war allgemein ihr Urteil, und sie schienen recht zu behalten, denn in der dritten oder vierten Vorstellung schon sprang eine mächtige Berberlöwin zum Entsetzen des ausverkauften Hauses den Mann an, und im nächsten Augenblick mästen sich Mensch und Tier im Ringkampf auf Leben und Tod im Sand der Manege. Zwei — drei Minuten dauerte der furchtbare Kampf. Minuten, die in solchen Augenblicken wie Ewigkeiten erscheinen. Und dann rollte die Löwin röchelnd zur Seite.

Männer müssen so sein!

Ein Mann vom Zirkus meldet sich zum Wort

Blitzschnell erhob sich Togare, nahm den mit Schreckschußpatronen geladenen Revolver und die Peitschenstange, die er beim Angriff des Tieres gedankenschnell fortgeworfen hatte, wieder auf, bahnte sich einen Weg durch die Horde der anderen aufgeregten Tiere, hob grüßend und lächelnd einen Arm zum Gruß und verließ langsam den Käfig. Auch die Löwin hatte sich wieder aufgerafft, aber sie wagte keinen neuen Angriff, schreckbenommen starrte sie ihm nach, der ihr mit seiner Hände Kraft den Lebensodem für eine Weile genommen hatte.

Wochenlang lag Togare damals in der Klinik. „Nun ist es mit seiner Laufbahn aus", meinten die anderen Dompteure — „jetzt hat er genug — die Tiere haben ihm den Mut abgekauft", aber als ich Togare auf seinem Schmerzenslager besuchte, lachte er mich an: „Jetzt weiß ich wenigstens, daß ich stärker bin als ein ausgewachsener Löwe."

Und wenige Wochen nach seiner Wiederherstellung konnte ihm der Zirkusdirektor die schwierigsten Tiere des Unternehmen anvertrauen, darunter den Löwen „Paris", mit dem kein anderer so leicht fertig wurde, und den Togare nach kurzer Zeit „um den Finger wickeln" konnte. „Paris" — der vor Sehnsucht zu sterben drohte, als Togare nach Jahr und Tag das Unternehmen verließ, um ein Engagement bei einem englischen Zirkus anzutreten, und der erst wieder genas, als Krone ihm schweren Herzens jenem englischen Zirkus überließ, als „Paris" nach etwa einjähriger Abwesenheit Togares ihm bei dessen vorübergehendem Besuch in München eine so unerhört liebevolle Wiedersehensszene bereitete, wie kein Fabeldichter sie je zu schildern gewagt hätte.

Togare, den die Engländer im Jahre 1929 „The Lion-Savior" („Den Löwen-Retter") und den „Hero des Jahres" nannten, Togare, der große schlanke „German", vor dem zu Birmingham der Bund englischer Frontsoldaten mit klingendem Spiel und wehender Fahne paradierte, während ihm der Lord-Mayor der Stadt ein kostbares Ehrengeschenk überreichte, den die meisten Tierschutzvereine Englands mit Ehrengaben, Ehrenmitgliedschaften und Goldmedaillen auszeichneten. — Togare, der am 21. März jenes Jahres bei dem furchtbaren Brand des Carmo-Circus immer wieder mit eigener Lebensgefahr und trotz der schon erlittenen schweren Brandwunden in das Flammenmeer zurückstürzte, um ihm schweren Herzens jenem englischen Zirkus überließ, als „Paris" nach etwa einjähriger Abwesenheit Togares ihm bei dessen vorübergehendem Besuch in München eine so unerhört liebevolle Wiedersehensszene bereitete, wie kein Fabeldichter sie je zu schildern gewagt hätte.

Togare, den die Engländer im Jahre 1929 „The Lion-Savior" („Den Löwen-Retter") und den „Hero des Jahres" nannten, Togare, der große schlanke „German", vor dem zu Birmingham der Bund englischer Frontsoldaten mit klingendem Spiel und wehender Fahne paradierte, während ihm der Lord-Mayor der Stadt ein kostbares Ehrengeschenk überreichte, den die meisten Tierschutzvereine Englands mit Ehrengaben, Ehrenmitgliedschaften und Goldmedaillen auszeichneten. — Togare, der am 21. März jenes Jahres bei dem furchtbaren Brand des Carmo-Circus immer wieder mit eigener Lebensgefahr und trotz der schon erlittenen schweren Brandwunden in das Flammenmeer zurückstürzte, um ihm schweren Herzens jenem englischen Zirkus überließ, als „Paris" nach etwa einjähriger Abwesenheit Togares ihm bei dessen vorübergehendem Besuch in München eine so unerhört

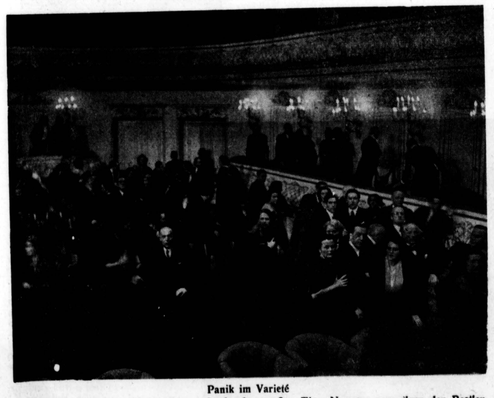
Die sportbegeisterten englischen Feuerwehrmänner haben Togare seine Mitnahme übrigens keineswegs übelgenommen, sondern ihm einige Tage später freundschaftlichst die Hand gedrückt und ihm ihre besondere Anerkennung für diese sachgemäßen Niederschläge ausgesprochen.

Die hohen Gagen, die Togare durch sein Können und nicht zuletzt auch durch das imponierende Geschick seiner Vorführungsart erzielte, gestatten ihm schon nach wenigen Jahren den Ankauf eigener Tiere. Der Meisterdompteur stellte sich eine wundervolle Tigernummer zusammen, die er in aller Ruhe und mit unendlicher Geduld auf nie gesehene, vollendete Höhe brachte. Wohl trieb die neue Art seiner Dressuren und seiner Vorführungen bisweilen auf den Widerstand einiger alt am Alten hängenden Agenten und Unternehmer, und es blieben Togare die Zeiten, die er verbissen um Existenz und Bestand seiner Nummer kämpfen mußte, nicht erspart. Die große Kurve seiner Laufbahn aber zeigt einen ziemlich steilen Aufstieg, den er seiner Willenskraft und seiner Tierliebe wie vor allem dem feinen Verständnis, mit dem er die Seele des Tieres zu erfassen weiß, verdankt.

So wird auch die Tigergruppe Togares in dem Film „Männer müssen so sein", zu einer besonders starken Sensation werden.

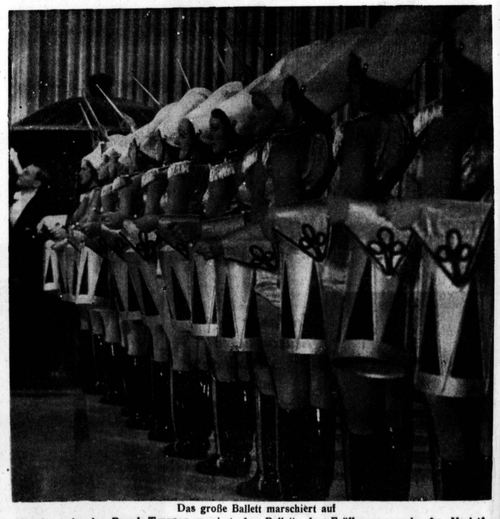
La belle Beatrice!

Von einem ihrer neun Tiger niedergeschlagen, liegt „La belle Beatrice" (Hertha Feiler) am Boden. Der Kunstschütze Cameron hat die Bestie niedergeschossen. Eine erregende Szene aus dem Varieté-Großfilm der Terra „Männer müssen so sein".



Panik im Varieté

Die Artistin Beatrice (Hertha Feiler) ist in der großen Tiger-Nummer von einer der Bestien angefallen worden. Entsetzt flüchtet das Publikum zum Ausgang. Der Terra-Film zeigt erregende Schicksale aus der Welt des Varietés.



Das große Ballett marschiert auf

Präzise, wie eine Parade-Truppe, exerziert das Ballett den Eröffnungsmarsch des Varieté-Programms. (Szene aus dem Varieté-Großfilm der Terra „Männer müssen so sein".)

Fotos Terra

Rätsel um rechts oder links

„Rechtser" und „Linkser" bei Menschen, Tieren und Pflanzen — Linkshändigkeit und Sprachstörungen

Warum sind die meisten Menschen „Rechtser"? Warum ist überhaupt bei den meisten Lebewesen stets die eine Körperseite von der anderen bevorzugt? Die Wissenschaft hat sich in letzter Zeit mit diesen Fragen eingehend beschäftigt und auch — wenigstens teilweise — Antworten darauf geben können. Der nachstehende Artikel berichtet über die neuesten Forschungsergebnisse auf diesem auch praktisch sehr wichtigem Gebiet.

„Rechtser" und „Linkser" gibt es keineswegs nur beim Menschen; wir finden sie auch vielfach im Tierreich, ja es gibt sogar eine ganze Reihe von Pflanzen, die stets die eine oder andere Seite bevorzugen. So ist das Blatt der Pflanze zwar ein symmetrisch angelegtes Gebilde, aber man wird lange suchen müssen, ehe man ein Blatt findet, dessen rechte und linke Hälfte nicht wenigstens in irgendwelchen Kleinigkeiten voneinander abweichen. Manchmal werden diese Unterschiede sogar sehr auffällig. So hat die Begonie ihren deutschen Namen „Schiefblatt" von solchen Unregelmäßigkeiten her erhalten. Ein anderes Beispiel: Der Stengel der Winde ist zu schwach, um ohne fremde Hilfe die Last der Blätter und Blüten zu tragen; darum „windet" sie sich um Pfähle, Zaunlatten, Baumstämme herum und bringt so ihre Blätter und Blüten ins beste Sonnenlicht. Die Spirale aber geht fast ausnahmslos rechts um den Pfahl herum, „Linkser" sind unter den Winden noch beträchtlich seltener als bei den Menschen.

Viel häufiger sind Erscheinungen dieser Art im Tierreich. So scheinen die Hummeln von Anfang an entweder „Rechtser" oder „Linkser" zu sein. Man hat bei kürzlich angestellten Untersuchungen nachgewiesen, daß alle Hummeln einer bestimmten Kolonie die Blüten immer nur von der rechten Seite her anflogen, während die Tiere eines anderen Stockes die linke Seite der Blüten bevorzugten. Besonders seltsam aber verhält sich in dieser Beziehung die Scholle. Dieser wohlschmeckende Meeresfisch liegt nämlich seitwegs auf dem Bauche, wie ein flüchtiger Beobachter wohl vermuten möchte, sondern auf der abgeplatteten linken Seite seines Körpers. Das linke Auge sitt auf die rechte Seite, die scheinbare „Rückenseite" herauf „gewandert", aber das eigentümlich schiefe Maul läßt deutlich die groteske Umwandlung erkennen, die sich am Körper dieses Fisches vollzogen hat.

Rechts und links beim Menschen

Beim Menschen prägt sich die Verschiedenheit zwischen rechter und linker Körperhälfte bekanntlich weniger in der äußeren Gestalt, als vielmehr in der unterschiedlichen Geschicklichkeit beider Hände aus. Trotzdem weichen — bei jedem Menschen — die beiden Körperhälften auch in ihrer Gestalt voneinander ab. Sie sind ferner niemals ganz gleich schwer: Die rechte Körperhälfte hat stets (außer in den äußerst seltenen Fällen, in denen das Herz rechts gelagert ist) ein etwas höheres Gewicht als die linke. Das kommt hauptsächlich daher, daß die Leber rechts gelagert ist, der das gegenüber liegende kleinere Herz nicht völlig Gegengewicht halten kann. Daß rechtsseitig die Muskeln meist stärker sind, mag der größeren Inanspruchnahme dieser Seite zuzuschreiben sein; merkwürdiger ist die Tatsache, daß auch die beiden Gesichtshälften einander nicht genau entsprechen. Ein Gesicht aus zwei rechten Hälften oder ein aus zwei linken Hälften zusammengesetztes Gesicht weichen im Ausdruck ganz erheblich von dem normalen Gesichte ab.

Die Wissenschaft hatte früher vermutet, auch die Affen seien schon Rechtsländer. Diese Annahme hat sich aber als Irrtum herausgestellt: der Affe gebraucht seine seiner Gliedmaßen in bevorzugter Weise. Er greift mit der Rechten oder der Linken zu, wie es ihm gerade bequemer ist. Im Gegensatz dazu scheint die Entwicklung der Rechtshändigkeit ganz eng mit der Entwicklung des Menschen überhaupt verknüpft zu sein. Neuere Untersuchungen haben nämlich eindeutig nachgewiesen, daß der Urmensch bereits im gleichen Maße rechtshändig war, wie wir es sind. Man hat systematisch alle Zeichnungen, die uns an den Wänden von Höhlen, auf Mammutknochen usw. aus der Urzeit überkommen sind, daraufhin untersucht, ob sie zur Klärung dieser Frage beitragen könnten. Die Feststellung war eindeutig: Schon die ältesten Darstellungen dieser Art zeigen Menschen, die den Speer rechts werfen und den Schild links tragen. Sie spannten den Bogen mit der Rechten. Nach einer sehr einleuchtenden Theorie soll es lediglich die Linkslage des Herzens gewesen sein, welche den Ausschlag gab, daß der Mensch normalerweise zum Rechter und nicht zum Linkser wurde. Im Kampfe war nämlich die linke Seite die gefährdetere, sie mußte deshalb besser gedeckt werden. So schützte man mit einem Schild die linke Seite und hatte zum Kämpfen die Rechte frei, ein Linkshändigkeit wäre unter solchen Umständen benachteiligt gewesen.

Sind Säuglinge schon rechtshändig?

Die neuesten Untersuchungen über die Linkshändigkeit der Kinder haben ergeben, daß 6 bis 7 Monate alte Säuglinge die rechte und die linke Hand gleich häufig verwenden. Bei rund 900 beobachteten Kindern machte sich erst nach dem 8. Monat eine deutliche Bevorzugung der rechten Hand bemerkbar. Nach den bisherigen Beobachtungen scheinen übrigens die meisten Kinder ganz von allein ohne Anleitung der rechten Seite den Vorzug zu geben. Genau so ist es bei einigen Linksern unter den Kindern, die trotz Uebung der anderen Seite links eingestellt bleiben, sie kreiseln, malen mit der linken Hand, springen mit dem linken Bein ab usw. Ueber 10 Prozent der Kinder sind Linkser, während sich unter den Erwachsenen nur 4—5 Prozent Linkshändige finden. Das spricht dafür, daß eine Umgewöhnung möglich ist und daß die Bevorzugung der linken Hand im Jugendalter, in vielen Fällen zufällig geschah. Untersuchungen an Tieren (Ratten) haben dort allerdings eine Vererbung der „Rechtshändigkeit" wahrscheinlich gemacht.

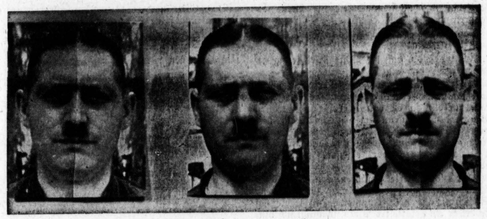
Sind „Linkser" körperlich benachteiligt?

Die Aerztin Dr. M. Schiller vom Städtischen Gesundheitsamt Stuttgart veröffentlichte kürzlich die Ergebnisse ausgedehnter Untersuchungen, die sie über die Frage der Linkshändigkeit an einem sehr großen Material angestellt hat. Es wurden insgesamt 7661 Kinder untersucht; davon erwiesen sich 7.8 Prozent als Linkshänder. Bei den Knaben ist die entsprechende Zahl mit 10 Prozent wesentlich höher als bei den Mädchen, die nur zu 6.6 Prozent als linkshändig befunden wurden. Hierzu kommt noch etwas über ein Prozent vort „Linksfüßlern", d. h. von Kindern, die beim Ballspielen, Springen usw. den linken Fuß bevorzugen.

Ein Besonders wichtiges, weiteres Resultat ergaben die Untersuchungen insofern, als ein ganz deutlicher Zusammenhang zwischen Linkshändigkeit und Sprachstörungen festgestellt wurde: etwa die Hälfte aller an Sprachstörungen (Stottern usw.) leidenden Kinder erwies sich nämlich als linkshändig. Ueber die Ursache dieses seltsamen Zusammenhangs besteht vorläufig noch keinerlei Klarheit.

Endlich war auch die Untersuchung über die Erblichkeit der Linkshändigkeit von Interesse: Sie wurde bei einer hierfür besonders geeigneten Gruppe, bei der eine gute Uebersicht über die Erbverhältnisse bestand, in 73 Prozent aller Fälle nachgewiesen, also scheint die Linkshändigkeit ganz überwiegend erblich bedingt. Dr. Schiller wendet sich zum Schluß ihres Berichtes gegen die Versuche einer zwangsweisen Erziehung zur Rechtshändigkeit, weil dadurch unter Umständen Sprachstörungen (Stottern!) begünstigt werden können. Auch die Erziehung zum völlig gleichmäßigen Gebrauch beider Hände („Beidhändigkeit") erscheint durchaus unzweckmäßig, da erfahrungsgemäß die besondere Ausbildung einer Hirnhälfte bessere Leistungen gewährleistet, als die gleichmäßige Beanspruchung beider Hälften. Da ja die Linkshändigkeit an sich keinerlei Nachteil bedeutet — beispielsweise waren Goethe, Beethoven und Bismarck linkshändig! — liegt auch kein zwingender Grund dafür vor, in der Bekämpfung dieser in weitaus den meisten Fällen vollkommen harmlosen Anomalie irgendein Risiko auf sich zu nehmen.

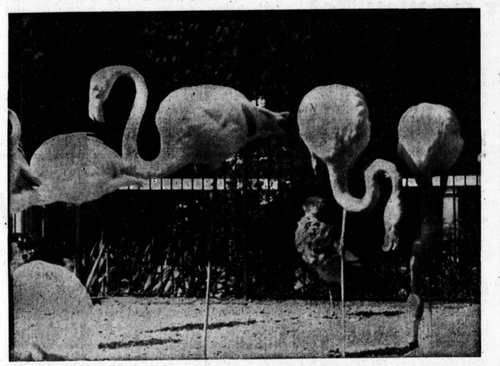
Dr. W. Hansen



Die ungleichen Gesichtshälften

Die beiden Gesichtshälften eines Menschen sind niemals genau gleich. Unsere Bilder zeigen die starken Verschiedenheiten im Ausdruck, wenn man das Gesicht nur aus zwei linken Hälften zusammensetzt

Links: Das Gesicht aus zwei linken Hälften. Rechts: Das Gesicht aus zwei rechten Hälften. Mitte: Das normale Gesicht.



Auf welchem Bein steht der Flamingo?

Der Flamingo liebt es bekanntlich, stundenlang auf einem Bein zu stehen. Es gibt „Rechtssteher" und „Linkssteher", die fast ausschließlich das bevorzugte Standbein verwenden

Der Affe ist im Gegensatz zum Menschen Beidhänder: er verwendet ebenso gern den rechten wie den linken Arm oder Fuß

Die Winde ist ein „Rechtser"

Die Winde „windet sich" fast immer rechts um den jeweiligen Stützpfahl; Ausnahmen von dieser Regel sind sehr selten

Phot. (4): Wissenschaftl. Nachrichten-Zentrale

Der kritische Augenblick

Tatsachenbericht von Ulrich von Uechtritz

1. FORTSETZUNG

Als sie ins Zimmer treten, hat gerade ein neues Erbrechen eingesetzt. Man bittet und fleht den Kaiser an, ein Beruhigungsmittel zu nehmen. — Er weigert sich, — und seine Stimme ist wieder ganz fest geworden:

„Herzog von Vincenza, ich ließ Sie rufen ... Sie haben mir treu gedient ... ich erwarte von Ihnen, daß Sie nach meinem Tode auch der Kaiserin und meinem Sohne die Treue bewahren werden!"

Dann winkt er den ägyptischen Diener Hwan ans Bett heran:

„Glaubtest du, daß die Dosis stark genug gewesen ist?"

Wie versteinert steht der Diener da, denn er weiß nicht, was er aus dieser sonderbaren Frage machen soll, da er von dem geheimnisvollen Beutel, den Napoleon um den Hals trug, niemals eine Kenntnis haben konnte. — Vielleicht war diese seltsame Frage nur ein plötzliches Lautwerdenmüssen der eigenen, peinigenden Zweifel.

Aber diese Worte genügten, den ägyptischen Diener aller Selbstbeherrschung zu berauben: Er stürzt aus dem Zimmer. Im Schloßhof findet er ein gesatteltes Pferd, schwingt sich hinauf und reitet im Karriere nach Paris.

Ingwischen ist es dem Herzog und Constant gelungen, Napoleon zu bewegen, wenigstens einige Schluck warmen Tee zu nehmen. — Er liegt jetzt ruhig in den Kissen, — und plötzlich sinken sich die Augenlider zu einem festen Schlaf.

Constant bleibt bei dem Kaiser im Zimmer, der erst am späten Morgen erwacht, fast frischer und ruhiger, als all die Tage zuvor.

Nicht mit einem einzigen Wort rührt er an die Geschehnisse der verflossenen Nacht.

Das Gift in dem Beutelchen mußte durch Ueberalterung seine Wirksamkeit verloren haben.

Vielleicht schämt er sich ein wenig seiner Schwäche und denkt dabei an einen Ausspruch seines eigenen Mundes:

„Der Selbstmord ist das größte Verbrechen. Mut kann nur derjenige besitzen, der vor einem Wechsel des Glückes nicht erzittert. Aber der wahre Heldenmut muß über das Elend des Lebens erhaben sein!"

Vielleicht auch findet er eine Genugtuung in den Gedanken, daß ihn der Tod noch immer nicht schrecken kann, auch wenn er ihm anders, als unter dem Brüllen der Kanonen auf dem Schlachtfelde entgegentritt.

Der Diener hat das Frühstück gebracht.

Als er wieder ins Zimmer kommt, sagt der Kaiser:

„Es hat mir gut geschmeckt, — Constant!"

Angst vor der eigenen Tat

Es ist in Kasan.

Der Sänger Fedor Schaljapin, dessen berühmter Baß seit Jahrzehnten durch alle Länder geklungen ist, ist neunzehn Jahre alt. Nein, er ist erst siebzehn, — aber zwei Jahre dazu zu schwindeln, stört ihn nicht.

Ein wenig Angst hat er doch, als er mager und baumlang vor Direktor Semenow Ragmarski steht, dem gewaltigen Beherrscher einer kleinen Operettentruppe, die im Panajewschen Garten auftritt. Der schwarzgefärbte, martialische Schnurrbart, der glänzende Zylinder, die großen Hände des Direktors in hellgelbigen Handschuhen, das alles kommt dem Jungen, der bisher im Konsistorium Abschreibarbeiten verrichtete, fast unheimlich vor.

Seine Stimme zittert ein wenig: „Der Chorist Neuberg erzählte mir, daß Sie einen neuen Chor zusammenstellen, Herr Direktor, für Ufaa. Da wollte ich einmal fragen . . ."

„Wie alt bist du?"

Schaljapins Stimme wird noch unsicherer: „Neunzehn, Herr Direktor!"

„Sing' etwas vor!"

„Kannst eintreten. In acht Tagen geht's nach Ufaa. Zwanzig Rubel im Monat!"

Schaljapin ist überglücklich. Die Bühne — der Gesang, den er liebt. — Täglich übt er stundenlang, lobt nur der Musik. Die Pension, in die er in Ufaa gezogen ist, kostet nur vierzehn Rubel. So ist er anfrieden reich, — hat sechs Rubel mehr als er braucht. — „Danke, Herr Direktor — danke . . ." Er will noch was sagen; aber der Allgewaltige ist längst an ihm vorüber.

Die erste Rolle

Nur der Inspizient ist der Störenfried in der Truppe. Ein ungeschlachter Kerl. Immer ist Krach — immer hagelt es Grobheiten, manchmal sogar Püffe. Auch mit dem Direktor steht er sich nicht gut.

Die Oper „Galika" soll gegeben werden. Der Inspizient selbst hat den Vater der Heldin zu spielen, einen mißmutigen Greis. Die Rolle paßt zu ihm.

Wieder Krach. Diesmal mit dem Direktor selbst, der eine andere Meinung wagt. Und zwei Tage vor der Generalprobe: „Lassen Sie die Rolle spielen, wen Sie wollen . . . ich singe nicht . . . bin's schon lange überdrüssig . . . schmeiß' den ganzen Krempel hin . . . Adieu!"

Fort ist er. — Der Direktor tobt. — Kein Ersatzmann da. — Die Aufregung teilt sich der ganzen Spielgemeinschaft mit, trotzdem man aufatmet, daß der grobe Kerl fort ist.

„Der Chorist Schaljapin soll sofort zu mir kommen!" — wie ein Tiger läuft der Direktor in dem kleinen Büro auf und ab.

„Du kannst singen, Junge . . . vielleicht kann es dein Glück werden — du bist der einzige, der vielleicht mit der großen Rolle fertig wird. Ist zwar 'ne große Rolle — mach' nicht ein so dummes Gesicht —, und zu mager bist du auch, aber dafür gibt's Mattons. — Willst du . . .?"

Vor Schaljapins Augen tanzen rote Funken. Das kleine Büro scheint sich im Kreise herumzudrehen; — dann sagt er „Ja" — obwohl er keine Ahnung von der Rolle hat. Aber eine Rolle — hinaus aus dem Chor — eine Rolle — allein auf der Bühne!

Die ganze Nacht studiert er.

Es pocht an die Wand: „Machen Sie nicht so einen Krach, junger Mann — sind nicht allein hier! — Verstanden!"

Leise übt er weiter und flüstert den Gesang.

Am nächsten Tage Probe. Er macht viele Fehler, aber man ermutigt ihn: „Hast ohnehin schon Schwein, daß dich der Alte ausgesucht hat!"

In der Hauptprobe geht's schon besser. Der Direktor macht ein zufriedenes Gesicht: „Nur Mut, Schaljapin — wird schon gehen!"

Ja, hier vor den Kollegen geht's und vor den leeren Stuhlreihen. Wie aber, wenn sie dicht besetzt mit Menschen, wenn Hunderte von Augenpaaren auf ihm ruhen? Kaltes Schaudern läuft ihm bei diesem Gedanken über die schmalen Schultern den Rücken entlang.

Sind Sie verrückt geworden?

Hätteste lieber schlafen sollen die letzte Nacht! Schon um 5 Uhr ist er in der Garderobe, fängt an, sich zu schminken. Um ein halbes Jahrhundert muß er sich älter machen, zum Greise wandeln. Er klebt Nase, Bart und Augenbrauen an. Dann kommen die Wattierungen. — Stunden vergehen. — Immer von neuem verbessert er. — Dazwischen immer wieder Stichproben aus der Rolle.

Im Theater wird's lebendig. Schon hört er die Stimmen des Publikums. Und immer fester legt es sich um sein Herz und seinen Hals, wie eine Faust, die langsam, ganz langsam unbarmherzig die würgenden Finger zusammenschließt, um ein wehrloses Opfer.

Noch wenige Minuten, dann muß das Klingelzeichen kommen. —

Da grinst ihm aus dem Spiegel sein Bild entgegen: ein Wasserbauch auf Spinnenbeinen, — ein Bild zum Lachen und zum Hausen; — das letztere liegt ihm näher.

Und plötzlich packt ihn etwas. Ist's Verzweiflung, — oder Fieber, das ihn schüttelt? — Da fliegt die Hand nach oben — reißt am Bart. „Nur fort von hier — Flucht, schleunige Flucht. — Nur fünf Minuten Zeit ist noch — fort nach Kasan, wo Mutter ist!"

Die Tür klappt.

„Sind Sie verrückt geworden, Schaljapin... marsch, runter auf die Bühne — gleich kommt du ran. Dein Stichwort — hast du es? — Nun aber los!" — Derb packt ihn der Direktor an den Schultern und schiebt ihn vor sich her.

„Ich kann nicht... kann nicht, Herr Direktor!"

„Was kannst du nicht? — Hier trink!" Er hält ihm ein Glas Wodka hin. Dann dämpft er seine Stimme: „Mut, Schaljapin —" und schiebt ihn zwischen die Kulisse.

Erstes Auftreten

Schaljapin steht auf der Bühne. Alles dreht sich, — steht er nicht Kopf? Aber auch der Dirigent steht auf dem Kopf, das Orchester und die vielen, vielen Menschen.

Als könne er sich an ihm festhalten, glotzt er den Dirigenten an und singt ihn an, statt seinen Partnern zuzusingen. Gesten gelingen ihm nicht. — Schlaff hängen die Arme herunter, — an jedem Fuß ein Zentner Blei. Und nur ein einziger Gedanke ist in ihm, der Unglücklichste unter diesen Hunderten zu sein. Aber er singt — singt.

Die Arie ist zu Ende. Und plötzlich donnernder Beifall.

Noch immer steht er regllos starr. „Verbeug' dich doch, du Esel!" — zischt der Dirigent.

Doch er geht linkisch zur Kulisse: „Vorbei — verpfuscht — — ich werde nie ein Künstler werden!" Tränen in den Augen.

Die Kollegen beruhigen ihn: „Hast Gold in der Kehle — aber Druck in den Hosen!" Auch der Direktor findet freundliche Worte für ihn.

Die Stimme eines Weltmeisters hatte mit Erfolg geklungen, fünf Minuten, nachdem er für immer von den Brettern, die die Welt bedeuten, ausreisen wollte.

(Fortsetzung folgt)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele!

In der irischen Stadt Longford findet gegenwärtig ein aufsehenerregender Prozeß statt. Vier Männer sind angeschuldigt, den Farmarbeiter James Berry mit Mistgabelhieben und durch Mißhandlungen gezwungen zu haben, ein junges Mädchen namens Mary Columb zu heiraten. Die Anstifter dieses Gewaltaktes sind Hugh und Joseph Columb, der Vater und Bruder des Mädchens. James Berry hatte Mary Columb eine Zeit lang den Hof gemacht, verlor jedoch dann das Interesse an ihr. Als er sich mit Freunden bei einem Kartenspiel befand, erschienen am Abend plötzlich vier Männer, die ihn mit dem Revolver zwangen, ihnen zu folgen. Sie führten ihn in das Haus von Marys Vater, wo man ihn kurzerhand vor die Wahl stellte, das Mädchen zu heiraten, oder erschossen zu werden. Als James dagegen Einspruch erheben wollte, wurde er mißhandelt und dann in einen Keller gesperrt, wo man ihm bis zum nächsten Morgen „Bedenkzeit" gab. Dann holte man ihn mit der Warnung „Heirate oder stirb!" wieder aus seinem Gefängnis hervor und führte ihn in die Kirche von Longford, wo der bereits wartende Geistliche, der von den Hintergründen dieser erzwungenen Hochzeit keine Ahnung hatte, die Trauung vollzog. James war durch die fortgesetzten Drohungen seiner vier Peiniger so eingeschüchtert, daß er alles über sich ergehen ließ. Seine Braut schien mit den Vorgängen durchaus einverstanden zu sein. Erst am nächsten Tage, als James die Geschichte seinem Arbeitgeber erzählte, wurde die Polizei benachrichtigt. Nun rollt das Drama noch einmal vor den Gerichtsschranken ab, und da es nach irischem Recht keine Scheidung gibt, wird die Ehe wahrscheinlich als unglültig erklärt werden

*

Auf der New Yorker Weltausstellung soll eine neue epochemachende Erfindung gestartet werden: die „Ernüchterungszelle". Wenn jemand etwas über den Durst getrunken hat und nicht mehr ganz sicher auf den Beinen steht, dann braucht er sich nur in die Kabine zu setzen und ein Geldstück in den Schlitz des Automaten zu stecken. Aus verschiedenen Rohren strömen dann besondere Gase aus, die den Patienten umspülen und ihn im Handumdrehen von seinem Uebel befreien. Zum mindesten behaupten das die amerikanischen Erfinder. Schon manchmal nach einer Behandlung von fünf Sekunden soll auch ein Schwerbetrunkener wieder vollständig ernüchtert sein. Die „Ernüchterungsmaschine" soll von den Wein-, Bier- und Likörhändlern Amerikas lanciert werden. Die amerikanischen Zecher können dann, sobald sie einen „sitzen" haben, im Augenblick gleichzeitig ihr Gleichgewicht und . . . ihren Durst wiederfinden.

*

Die 450 Detektive, die Scotland Yard im Außendienst beschäftigt, sind vor kurzem zusammengerufen worden, um eine Erscheinung ihrem Gedächtnis einzuprägen, die der Londoner Polizei in den letzten Monaten schon viel zu schaffen gemacht hat. Es handelt sich um eine 50jährige Frau namens Molly Hoskins, die unter der in England ständig wachsenden Zahl der weiblichen Rauschgiftsüchtigen besonders weit ist. Sie ist zweimal fertiggebracht hat, zu „sterben", und dennoch sich bester Gesundheit erfreut.

Als Mrs. Hoskins Wert darauf legte, der Aufmerksamkeit der Polizei zu entrinnen, beschloß sie, das Zeitliche zu segnen. Das geschah auf recht einfache Weise: sie ließ in den Londoner Morgenblättern ihre Todesanzeige erscheinen und erschien es auf diese einfache Art, daß der Akt „Molly Hoskins" aus dem Kriminalarchiv von Scotland Yard als abgeschlossen entfernt wurde, einschließlich der Personalien und Fingerabdrücke. Umso erstaunter war man dann, als man sie nach längerer Zeit zufällig dann wieder einmal bei einem Juwelendiebstahl erwischte und sie, nach langen Bemühungen, sie zu identifizieren, wieder von den Toten auferstehen lassen mußte.

Mrs. Hoskins, die an sich in ganz guten Verhältnissen lebte, fröhne der Neigung zum Luxus, indem sie sich auf Juwelendiebstähle spezialisierte. Auf geschickte Weise verschaffte sie sich Zutritt zu Gesellschaften, um dann in einem unbewachten Augenblick die Schmuckkassette der Gastgeberin auszuplündern. Das erste Mal verhaftete man Molly in Cowes. Sie wurde vor Gericht gestellt und bekam eine längere Freiheitsstrafe. Der Prozeß gegen sie erregte seiner Zeit großes Aufsehen. So knüpfte man auch an die von ihr selbst verbreitete Todesnotiz, die kurz nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis bei den Londoner Zeitungen eintraf, längere Kommentare. Selbst Scotland Yard fiel auf den Bluff herein und strich sie aus ihren Akten. Auf diese Weise konnte Molly Hoskins, die sich nunmehr Mrs. Heigh nannte, ruhig aufs Neue ihren dunklen Geschäften nachgehen.

Sie ist tief sich mit einem männlichen Partner zusammen. Dieser wurde eines Tages von der Polizei in seinem Haus in Reading verhaftet, und zufällig befand sich in seiner Gesellschaft eine unbekannte Dame, die sich Heigh nannte. Erst nach langen Bemühungen gelang es, diese Mrs. Heigh als die angeblich verstorbene Mrs. Hoskins zu identifizieren. Abermals büßte sie mit einer Gefängnisstrafe ab. Dann begab sie sich nach Schottland und beschloß, erneut zu „sterben." Diesmal machte sie sich dieses Unternehmen nicht ganz so leicht. Sie verließ in der Nacht das Gasthaus, in dem sie wohnte, und am nächsten Morgen fand man ihre Kleider am nahegelegenen Fluß. Die Untersuchungen der lokalen Polizeibehörden ergaben, daß sie ertrunken sein mußte. Zugleich erschien bei den Londoner Zeitungen abermals ein Bericht über ihren Tod, den die Blätter abdruckten.

Und wiederum wäre Scotland Yard heinahe auf den Leim gegangen, wenn sich nicht ein kleiner Unterschied gezeigt hätte, daß schon einmal eine Falschmeldung über Mollys Tod angelangt war. So blieb man diesmal ihren Akt im Archiv, um einige Monate später dank den vertrauensseligen Mitteilungen eines verhafteten Hehlers erneut der „Toten" gegenüberzustehen. Ein drittes Mal wird ihre Komödie nicht mehr gelingen, denn 450 Detektive haben sich nun das Gesicht von Mrs Hoskins eingeprägt und werden sie wiedererkennen, wie immer sie sich nennen mag.

*

Eine reichlich extravagante junge Dame, Ellen Tilton Holmsen, wurde zum Entsetzen ihrer Anverwandten von den Behörden aus dem Staat Newyork gewiesen und nach New Jersey abgeschoben. Den Grund dieser Ausweisung fanden die hohen Staatsherren in der unverschämten Kleidung der Miß Ellen, der es Spaß gemacht hatte, im Pyjama und darüber zwischen den Mollenknäuern auf den harten Asphaltstraßen spazieren zu gehen. Bereits 1905 wurde sie zum Tagesgespräch. Sie war in Reno vor dem Scheidungsgericht erschienen, angetan nur mit kurzen Strandhosen. Der Richter fand das mit Recht empörend und schickte sie wieder nach Hause, damit sie sich gehörige Kleider. Die Amerikanerin, die übrigens der besten Gesellschaft angehören soll und sogar beim Hof von England vorgestellt wurde, erklärte Reporters, daß sie Kleider hasse und sich ohne Schuhe am wohlsten fühle. Man solle sie deshalb gefälligst zufrieden lassen.

*

Rosa Avramescu, die Inhaberin eines Bukarester Modesalons, wurde dieser Tage von der Polizei verhaftet, weil sie in ihren Geschäftsräumen Spiegel aufgehängt hatte, in denen sich ihre „vollschlanke" Kundschaft bei der Anprobe erheblich schlanker erblickte, darüber höchst erfreut war und sich die teueren „schlanken" Kleider widerstandslos aufhängen ließ.

Xaver Xanten

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Braunschweiger Allgem. Anzeiger)

Roman von Hans von Hülsen

Was war das, fragte sich Ottenrieth, tief betroffen? Das war kein Kirchengesang, fromm und hieratisch. Das war ein inbrünstiges Liebeslied, voll Jubel und dunkler Klage.

Und wer spielte dort oben? Wer lockte diesen süßen Zauber aus dem armseligen Werk der kleinen Dorforgel? Das war kein Dorforganist. Das war ein Künstler, der die Orgel beseelte, wie er es noch nie gehört.

Ihm war, als sänke die Wirklichkeit unter ihm weg, und er träte in einen verzauberten Bezirk. War er noch hier, in diesem kleinen italienischen Dorf, dessen Bewohner vom Fischfang lebten und vom armen Ertrag ihrer Laststarken? Wie kamen solche überirdische Klänge in diese Welt? Wer war die Seele, die hier, unter der hallenden, steinernen Wölbung, Zwiesprache hielt mit einer anderen Seele? Welches übervolle Menschenherz klagte und jubelte dort oben in dem goldenen Dämmer?

Er lauschte und lauschte der Musik, die in immer neuen Anläufen gegen ein unsichtbares Ufer brandete, bald sanft, süß und mild wie der See im ersten Morgenlicht, bald stürmend und wild, wie unter dem gewalttätigen Brausen eines Orkans.

Plötzlich fiel ihm alles ein, was er selber je an Melodien ersonnen und zu Papier gebracht, seine Tanzmusiken, die man in den Kaffeehäusern von Wien und Prag, von Berlin und Paris spielte, und die Schlager aus dem „Hellblauen Engel" („Küß mir die rotlackierten Fingerspitzen").

Scham sank dunkel über sein Herz. Und aus den Fluten und Wogen der Musik stiegen die goldenen Träume, die er einst geträumt, in jungen Jahren, da sein reines Herz noch für die heilige Kunst erglühte, und er sich, hungrig und durstig nach dem Vollkommenen, bei den großen Meistern in Zucht und Schule gab. Was war aus ihm geworden? Was hatten banaler Ehrgeiz und Erfolgshunger aus ihm gemacht?

Er kauerte sich im Gestühl zusammen. Ihm war, als müsse er sich klein, ganz klein machen im Angesicht des Ewigen, das vom Chor her über ihn ausgegossen wurde, wie der Geist der Pfingsten. Die Musik rauschte mit starken Schwingen über ihn weg.

Wie lange hatte er so gesessen, lauschend, hingegeben, immer von Schauern der Selbstvorwürfe geschüttelt? Eine Stunde? Zwei Stunden? Wie lange? Die Zeit zerfiel um ihn her, er fühlte nicht einmal mehr den haarfeinen Strahl, mit dem sie durch das Stundenglas rann.

Als die Orgel mit einer unendlichen Klage verstummte, auf der Empore der Schatten wieder unheimlich huschte und die niedergebrannten Kerzen loschen, stahl er sich hinaus aus dem kleinen Gotteshaus.

Aber das Wallen und Fluten der Töne ging mit ihm, während er auf der steinigen Straße zwischen erblindeten Häusern durch den Sommernacht hinabstieg zum dunklen See.

Sor Francesco

Der alte Pfarrer Maiselli und sein sonderbarer Freund saßen in dieser Sommernacht lange am offenen Fenster, durch das der gewitterschwere Atem des Sees und der würzige Duft der Pflanzen im Pfarrgarten hineindrang.

Maiselli hatte eine bauchige Korbflasche roten Weines vom Berg gelangt und ihnen die Gläser vollgeschenkt.

Kein Licht brannte, nur der Schein der Sterne beleuchtete silbrig die beiden Gesichter, das feine, zarte, altersmüde Gelehrtengesicht des Priesters und das derbe, knochige, wie aus Lindenholz geschnitzte und polychromierte Antlitz seines Gegenübers mit den eingesunkenen Augen, um das graun das schon schüttere Haar wucherte.

Sie sprachen wenig, das war so ihre Art; sie konnten stundenlang beieinandersitzen und nur einer des anderen Gegenwart fühlen. Für Stunden konnte der alte Pfarrer sich daran genügen lassen, in das Gesicht des Freundes zu blicken, das ihn von dem großen, tausendnamigen Gesicht der Musik verklärt und zugleich befestigen erschien. Seit er einmal in einem illustrierten deutschen Blatt das seinen Weg in dieses weltentlegene Dorf am Ufer des Gardasees gefunden, eine Abbildung von Beethovens Totenmaske gesehen, wußte er klar, wie Francescos Antlitz aussehen würde, wenn er dereinst mit gefalteten Händen im Sarg läge.

Die Geschichte dieser absonderlichen Freundschaft zwischen dem Priester und einem Fremdling aus dem „heidnischen" Norden Deutschlands hatte das kleine Dorf durch Jahre in unbeschreibliche Aufregung versetzt und Giuseppe Maiselli mancherlei Anfeindung durch seine Schäflein eingetragen. Nun aber war, da Jahr um Jahr seine Ringe am Lebensbaum ansetzten, alle Erregung längst zur Ruhe gekommen. Die Pfarrgemeinde hatte sich daran gewöhnt, daß der blinde Mann, der des Sonntags und an allen Kirchenfesten droben auf dem Chor die Orgel so wunderbar erklingen ließ, ein „Ragano", ein „Ungläubiger", war, dessen sich der gute, alte Pfarrer in seiner christlichen Güte angenommen, den er in der Pfarrei hauste und stolz vor aller Welt seinen Freund nannte. Madre di Dio, es war sonderbar! Aber wenn es der hochwürdige Herr Pfarrer nicht für unrecht hielt, mochte schließlich auch jeder andere im Dorf es recht heißen.

Frang Bartold, eines alten Orgelbauers Sohn aus dem Niedersächsischen, hatte mit seinem Regiment an der letzten deutsch-österreichischen Offensive zwischen Asiago und Arsiero teilgenommen, war dort, schwer verwundet und durch eine Gasgranate des Augenlichtes beraubt, in die Hand der Italiener gefallen und in ein Kriegsgefangenenlazarett in der Festung Brescia gebracht worden. Dort hatte er, von Franziskanerinnen in unendlich geduldiger Arbeit gesund gepflegt, die Bekanntschaft des damals in seinen besten Jahren stehenden Pfarrers Giuseppe Maiselli gemacht, der die fünfhundert Kranken des Lazaretts geistlich betreute.

Musik, für die sie beide — der kaum fünfundzwanzigjährige deutsche Musikstudent und der um reichlich zwei Jahrzehnte ältere Priester — im tiefsten Herzen glühten, hatte rasch eine Brücke zwischen ihnen geschlagen, so daß der Pfarrer oft und oft am Leidenslager des Verletzten saß.

Nicht, daß sie sich je mit Worten über diese geheimsten Dinge verständigt hätten. Bartold aber konnte kein Wort Italienisch sprechen und der Priester kein deutsches Wort; was sie sich sagen wollten, mußte von einem freundwilligen jungen Assistenzarzt verdolmetscht werden, der ein paar Semester, gleich dem Kranken, in München studiert hatte.

Aber später, als Bartold das Bett und das Krankenzimmer verlassen konnte, als man ihm die Binde von den Augen nahm, und er noch das goldene Licht des Tages nicht sah, hatte Maiselli für den Kriegsgefangenen, der ja keine Möglichkeit zur Flucht besaß, beim Festungskommandanten das wertvollste, ja freier Bewegung ausgewirkt, das ihm sein zerstörter Augenstern noch ließ: er hatte ihn unter den Arm genommen, ihn hinübergeführt in die alte Stadtkirche, die das anzutreten der Kriegsausbruch ihn gehindert hatte ihm mehr Angst als Freude bereitet. So schwebte er, als der große Raubvogel ihn wieder aus seinen Krallen fallen ließ, sozusagen im lustleeren Raum, nirgends verwurzelt, außer in der Musik, nirgends beheimatet und behaust.

Und daß es gerade ein Dorf am Gardasee war, das fortan seine bleibende Statt werden sollte, das erschien ihm wie ein unmittelbarer Wink des Schicksals.

Denn obwohl er nie, und auch zu Maiselli nicht, darüber redete: das Ufer des Gardasees war mit seinem schweren Geschick auf eine unlösbare Weise verbunden, er fühlte es jeden Tag von neuem.

Wohl konnte er, als sie mit dem Dampfer von Desenzano über den See fuhren und das letzte Westlicht Arm in Arm zu Fuß zurücklegten, nichts von der Herrlichkeit sehen, die um ihn gebreitet lag: nicht das glasklare Wasser, durch das man bis auf den Grund schaut, und in dem die Silberfische spielen, nicht die gewaltigen Schneehäupter in der Runde, noch den seinen Silberstaub über den Olivenwäldern, nicht das Leuchten der goldenen Limonen im dunklen Laub, noch die blauen Nebel, die sich in den Schluchten sammelten, und in denen die Mundart ihrer Bewohner.

Als nach dem Kriegsgewitter der Friede wieder heraufdämmerte und Handel und Wandel zwischen den Völkern mit schlotternden Kinderschritten wieder in Gang kamen, verfügte er, daß das wenige, was die Inflation in Deutschland von seinem väterlichen Erbe übriggelassen, ihm überwiesen wurde, damit er nicht in allen Stücken dem Freund auf der Tasche läge.

*

Einen erklecklichen Teil davon verwendete er, um die alte, seit langem baufällige Orgel des Dorfkirchleins instandsetzen zu lassen: dies vor allem war es, was dem Gesichsel unter den Dörflern das Maul stopfte. Und fortan war er, wiewohl ein Fremdling und ein Heide dazu, der Organist und Kantor des Dorfes, der zum Hochamt die Orgel spielte und die zwei Dutzend Schulkinder ehrenamtlich im Gesang unterwies.

Der Einfluß des Pfarrers Maiselli bei der Behörde war groß genug, um zu bewirken, daß sie den ganz gewiß vielen Gesetzesartikeln widersprechenden Fall schweigend hingehen ließ.

So wäreie es nun bereits siebzehn Jahre. Der Priester war allmählich weiß geworden, und Franz Bartold — oder Sor Francesco, wie alt und jung im Dorf ihn nannte — war früher ergraut, als es wohl seinen Jahren zugestanden hätte. Hier und da in der Gegend suchten die Leute noch manchmal über ihn und sie nannten ihn einen „pazzo", also einen Narren. Aber im allgemeinen liebte man ihn um seines stillen, immer freundlichen Wesens willen, das nie einem Menschen zu nahe trat, und einige Laien mit scheuen Worten, daß von seinem Antlitz mit den eingesunkenen Augen ein fremder, unerklärlicher Schein strahlte, wie von den Heiligenbildern der Kirchen rings im Lande.

II.

Das schöne Mädchen

Ottenrieth vermochte sich nicht Rechenschaft zu geben, warum er von dem merkwürdigen Erlebnis in der kleinen Dorfkirche zu niemand sprach; doch sagte ihm eine Ahnung, daß diese Scheu aus tiefen Quellen stieg. Nur gegen den Baron äußerte er sich anderntags obenhin.

„Was ist denn das für ein sonderbarer Organist in dem kleinen Nest — ich habe den Namen vergessen, es war südlich von Malcesine? Bin zufällig in die Kirche hineingeraten — fixt da oben einer und spielt irgendwas, was gar nicht richtig in die Kirche gehört — es war direkt frappant".

Leutstetten nickte eifrig mit dem kahlen Schädel.

„Weiß schon Bescheid. Sie meinen Sant Ambrogio übrigens eins der schönsten Nester hier rings um den See. Und ganz unbekannt, kein Fremder kommt hin. — Jaden Namen von dem Mann weiß ich auch nicht mehr, aber es soll ein deutscher Kriegsgefangener sein. der hier irgendwie hängengeblieben ist. Man sagt, er sei blind —"

Ottenrieth fragte nicht weiter. Doch er war entschlossen, diesen Besuch in Sant Ambrogio bald einmal zu wiederholen, um mehr über den Mann zu erfahren, dessen Orgel-

Aegyptens vierbeiniger Detektiv

Die Unterwelt zittert vor „Kapitän Hall" — Deutscher Schäferhund hilft dem Polizeichef von Kairo

„Kapitän Hall" heißt Aegyptens erfolgreichster Detektiv, der in kürzester Frist sechs Morde aufgeklärt und ihre Urheber der verdienten Strafe zugeführt hat. „Kapitän Hall" ist der Schrecken der Unterwelt, sein jüngster Erfolg hat seinen Namen ins Ungemessene wachsen lassen und mag den Anlaß geben, daß manches geplante Verbrechen unbegangen bleibt. Dabei ist „Kapitän Hall" keineswegs ein menschliches Wesen, sondern ein wohldressierter, prächtiger deutscher Schäferhund, den sich Thomas Russel Pascha, der energische Polizeichef von Kairo, vor zwei Jahren aus Deutschland kommen ließ.

Seitdem hat der vierbeinige Kriminalist wahre Wunder vollbracht. Menschliche Detektive vermochten die ägyptischen Unterwelts-Bosse, weit in die Wüste hinein bis zum Tempel Medinet Maadi. Schon unterwegs stellte man fest, daß einer der drei Männer hinkte und daß der Esel mit einer Last beladen war. Unweit des Tempels blieb „Kapitän Hall" stehen und begann im Sande zu scharren. Man grub, ermuntert von dem bellenden Hund, ein Loch in den Sand und fand die Leiche des ertrunken Gouda, die von seinen Mördern hierher transportiert worden war. Man setzte die Nase des Hundes auf die Spur der drei Männer und bedeutete ihm, die weiterzuverfolgen. Nach kurzem Rögern setzte „Kapitän Hall" seinen Weg durch die Wüste fort und blieb nach weiteren drei Meilen plötzlich vor einem Häuschen stehen, durch lautes Bellen zum Eintreten auffordernd. Man fand den Esel und die drei Männer, von denen einer in der Tat stark hinkte. Der Polizeihund hatte die Mörder, deren Motive alsbaldigs noch ungeklärt sind, mitten in der Wüste zur Strecke gebracht.

Hunderten heraus. Man hatte sie als der Tat verdächtig verhaftet und erhielt nun von „Kapitän Hall" die Bestätigung, daß sie den Mord begangen hatten. Die Gleichzeit des vierbeinigen Sherlock Holmes aber ist ein wahrer Erfolg. Er klärte einen geheimnisvollen Mord auf, dem Gouda, der vertraute Diener und Waffenträger des Polizeichefs Russel Pascha, unglücklich zum Opfer fiel.

Sir und Lady Russel befanden sich in Esbit Sadhis, am Rande der Wüste Rayoum, auf der Schneefenjagd. Dort sollten sie im Hause eines Freundes, wo sie speisten, abholen. Er erschien nicht; so sehr man auch nach ihm suchte, der treue Diener blieb verschwunden. Russel Pascha lieh aus Kairo „Kapitän Hall" und 50 Polizeibeamte kommen. Der Hund begab sich sogleich auf die Suche. Er folgte einer Spur von drei Männern und einem Esel fünf Meilen, weit in die Wüste hinein bis zum Tempel Medinet Maadi. Schon unterwegs stellte man fest, daß einer der drei Männer hinkte und daß der Esel mit einer Last beladen war. Unweit des Tempels blieb „Kapitän Hall" stehen und begann im Sande zu scharren. Man grub, ermuntert von dem bellenden Hund, ein Loch in den Sand und fand die Leiche des ertrunken Gouda, die von seinen Mördern hierher transportiert worden war. Man setzte die Nase des Hundes auf die Spur der drei Männer und bedeutete ihm, die weiterzuverfolgen. Nach kurzem Rögern setzte „Kapitän Hall" seinen Weg durch die Wüste fort und blieb nach weiteren drei Meilen plötzlich vor einem Häuschen stehen, durch lautes Bellen zum Eintreten auffordernd. Man fand den Esel und die drei Männer, von denen einer in der Tat stark hinkte. Der Polizeihund hatte die Mörder, deren Motive alsbaldigs noch ungeklärt sind, mitten in der Wüste zur Strecke gebracht.

spiel ihn so sehr ergriffen, ja direkt aufgewühlt hatte, ihn noch einmal spielen zu hören und womöglich kennenzulernen. Wenn er ein Deutscher war, um so besser, dann gab es keine sprachlichen Schwierigkeiten.

Er ging in seinen arabesblümten Bademantel durch den Garten der „Casa Rosa" zum See.

Um die Nachmittagsstunde war die Badeanstalt kaum belebt, nur ein paar von den Tänzerinnen und Schaubielerinnen, die er bereits flüchtig kannte, lagen sonnetrunken auf den hölzernen Laufstegen und sie ließen ihre festen, trainierten Körper rösten. Eine war darunter, die war direkt kaffeebraun. Wahrscheinlich Nubil. Dachte er wegwerfend.

Er schwamm ziemlich weit hinaus und sah in dem kristallklaren Wasser seine Glieder, mit kleinen Luftbläschen besetzt, wie den silberschuppigen Leib eines Fisches. Er warf sich auf den Rücken und betrachtete das großartige Panorama der himmelhohen Berge, die mit Schneehäuptern aus dem See emporwuchsen. Sein Auge suchte am Horizont die Stelle, wo etwa Sant Ambrogio liegen mußte — wo dieser merkwürdige Musikus lebte. Wird sollte er sehen? Er wiederholte sich, was er von der Oroelmusik behalten hatte, das eine große Thema, das sich in immer neuen Abwandlungen gleichsam um eine unsichtbare Achse wälzte. Und ihm war — er wußte selbst nicht, warum — als befände ein geheimnisvoller Zusammenklang zwischen diesen Bergen, diesen silberbereiften Oelbaumwäldern, diesen hohen Zypressen, die die sanft geschwungene Linie der Hügel durchschnitten — und der Musik, die ihm fortwährend im Ohr lag.

Später ging er in sein Zimmer hinauf, mit dem Vorsatz, eine Stunde zu ruhen. Aber aus der einen Stunde wurden zwei und drei, eine bleierne Mattigkeit hatte sich auf ihn geworfen. Träume suchten ihn heim, in denen es musikalisch klang und sang — kurz, er erwachte gerade noch rechtzeitig, um sich ziemlich hastig für das Abendessen anzukleiden. Die Sonne war schon hinter dem ersten Massiv der Rocchetta versunken. Silberhohl lag der See.

Als er in den Garten kam, fand er den Obersten und seine Gattin bereits vor. Er grüßte höflich, im Herzen wieder das Bedauern, daß es ihm nie vergönnt war, mit der schönen Frau ein Gespräch anzuknüpfen. Da nahten gelecke, energische Schritte über den Gartenkies, und ein junges Mädchen in knopfem Kostüm aus weißem Panamastoff, grüne Revers und Aufschläge an den Aermeln, setzte sich mit einem lässen Gruß an den Tisch der Tudesco.

Ottenrieth interessierte sich sofort. Offenbar war sie erst heute nachmittag angekommen? Unauffällig rückte er ein wenig seinen Stuhl, so daß er sie besser ins Auge fassen konnte.

Fast erschrak er: Genau — genau so mußte die Oberstin als junges Mädchen ausgesehen haben. Dieselbe kühne und schöne Wölbung der Brauen, derselbe Schnitt der dunkelglänzenden Augen, dasselbe Profil, das an Bildwerke aus besser Zeit denken ließ, derselbe Schwung der Lippen, die bei der Jüngeren so frisch leuchteten, daß es keiner Nachhilfe mit dem Stift zu bedürfen schien, derselbe edle Hals und Nacken. So etwas von Aehnlichkeit glaubte Ottenrieth noch nie gesehen zu haben.

Und zugleich zermarterte er sich den Kopf, denn die Gleichheit, daß er diesem schönen Mädchen schon irgendwo begegnet sein mußte, schien sich eigensinnig nicht wegschicken lassen.

Aber wo? Wo?

Da fiel ihm der Brief ein, dessen Adresse er an seinem ersten Abend hier in der Halle neugierig gelesen — kein Zweifel, dies war die Signorina Renata Tudesco in Wien, ein Brief der Mutter hatte sie herbeigerufen.

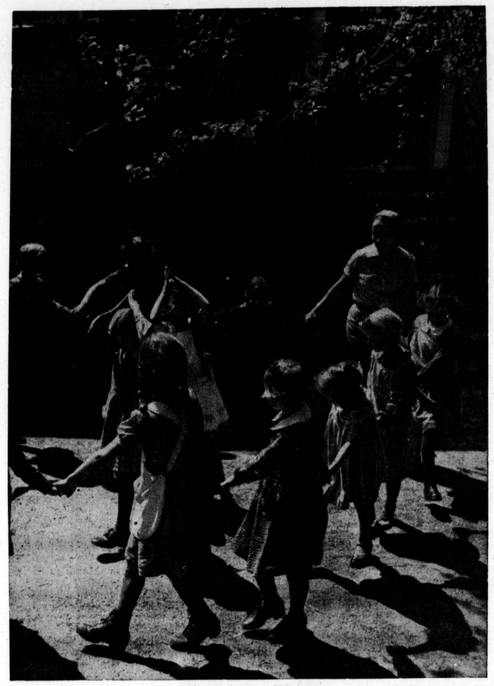
Aus Wien! — Aber wo in Wien hatte er sie schon einmal gesehen, zum Kuckuck?

Sie unterhielt sich lebhaft mit den Eltern, doch, bei aller Lebhaftigkeit, genau in dem gedämpften Ton der Mutter. Leider sprachen sie italienisch. Ottenrieth spitzte die Ohren. Wahrhaftig, in ihren Erzählungen klang immer wieder das Wörtchen „Vienna" auf — also war seine Diagnose wohl richtig, sie war von Wien gekommen.

Nun, das war eine weite Reise, man brauchte siebzehn Stunden mit der Bahn, da würde sie wohl nicht so bald wieder fortfahren. Er ertappte sich dabei, daß er wünschte, sie möge recht lange bleiben.

Was für eine angenehme Altstimme sie hatte. Und wie warsam — für eine Italienerin — ihre Bewegungen waren. Mit welcher Anmut sie das Weinglas an die Lippen setzte. Das alles war haargenau die Mutter, aber auf bezaubernde Weise verjüngt und ins Mädchenhafte übertragen.

Jetzt erst, neben dieser blühenden Jugend, sah man, wie sehr das Antlitz der Mutter vom Leben gezeichnet war. Was hatte der Baron gesagt, damals, am ersten Abend? Es stecke traurdunkle Geschichte dahinter, womöglich auch ein Schicksal? Ottenrieth wunderte sich selbst, warum er innerlich so froh bereit war, dieses Kind fremdwie mit der Geschichte oder dem Schicksal in Verbindung zu bringen.



Reigen unter Blüten (Mauritius-Verlag)

Sein Blick streifte über den Obersten hin, der zwergenhaft zusammengesunken in dem pfirsichgepolsterten Armstuhl saß und sich die Speisen vorlegen ließ. Plötzlich aber erschrak er und rief den Blick zurück. Denn das Mädchen da drüben hatte das dunkelglänzende Auge auf ihn gerichtet und ließ es für Sekundendauer eine fließende Sprache sprechen.

Ganz verwirrt beendete Ottenrieth rasch seine Mahlzeit, erhob sich, machte eine flüchtige Verbeugung gegen die drei am Nachbartisch und ging davon.

Das Herz war ihm sehr unruhig, er wußte, daß dieser Blick ihn immer verfolgen würde — genau wie das Orgelthema aus der kleinen Dorfkirche zu Sant Ambrogio.

Mit einem flüchtigen Einfall, der ihn aus dem Unbewußten und Unerforschlichen anflog, dachte er, daß es zwischen diesen beiden, dem dunklen Blick des Auges und dem Duft bei und der Hand der Orgel, vielleicht einen tief geheimnisvollen Zusammenklang geben könnte?

Aber er schalt sich närrisch und ging aus dem Hause und ins Kaffeehaus hinüber, um auf vernünftigere Gedanken zu kommen.

Eine Altstimme

Goldene Hochsommertage verlebte Renata Tudesco mit ihrem unaleichen Elternpaar in Torbole. Und an jedem Tag, der leuchtend über den gläsernen Spiegel des unbewegten Sees hinwandelte, schien sie von neuem ihre Uhr durchaus nach der Uhr der Eltern zu stellen. Kaum je ward sie einmal allein sichtbar, flüchtig, wie ein Lichtstrahl, der durch die Halle huscht und schon zergangen ist.

In der Badeanstalt am Ufer erlebten sie niemals, wenn das frohe Volk der Kurgäste sie lärmend belebte; durch den Baron erfuhr Ottenrieth, daß sie ihr Bad mit der Mutter gemeinsam nahm, zu früher Morgenstunde, da alles in den Pensionen des Ortes noch schlief.

Ganze Vormittage lang saß sie mit den Eltern im Garten auf einer Bank, von der aus man, zwischen Lorbeer, Zedern und Myrten hindurch, den Ausblick auf die gleißende Fläche des endlos gedehnten Sees genoß. Manchmal fehlte auch die Mutter, und sie war allein mit dem Vater, seine Gebrechlichkeit liebevoll betreuend. Zuweilen hörte Ottenrieth, wenn er, möglichst unauffällig und doch nicht unauffällig genug, vorüberschlenderte, sie dem Vater vorlesen, der mit halbgeschlossenen Augen zwischen den Lidern hindurchblinzelnd, in der bequemen Bank zurückgesunken war. Gern hätte er sich auf einer der Bänke in der Nähe niedergelassen, nur um diese Stimme zu hören, deren dunkler Wohllaut ihn ergriff, wie er ihn schon am ersten Abend bei der Mutter ergriffen hatte; aber es fand es nicht schicklich, er fürchtete aufzufallen und sich aufzudrängen — und gerade das war es, was er doch wohl vermeiden wollte, je mehr er sich über die Erregung seines Herzens klar ward. Mit einem leichten Neigen des unbedeckten Kopfes, das ihr dunkler Blick erwiderte, ging er vorüber, nach der Badeanstalt zu, wo starke Farben in der Sonne leuchteten.

Manchmal des Nachmittags, vor dem Tee, wenn der Oberst schlief, traf er Mutter und Tochter in einer der engen Gassen des Dörfchens: unter einer Markise aus braunem Segelleinen bald versteckt, saß er ihnen lange nach; sie hatten den gleichen, edlen und freien Schritt.

Renata schien den Mißtagana in der Glut der Sonne, im wohltätigen Schatten der Berge zu genießen. Auf ihren Wangen, die ein wenig blaß gewesen waren bei der Ankunft, malte sich schon farbiger Widerschein des Sommers, obwohl sie an keiner der Freiluftveranstaltungen teilnahm, mit denen die übrigen Gäste vom Morgen bis zum Abend den Nerientag erfüllten: Segeln und Tennisspiel, Ausflüge und lärmende Wasserballpartien. Stand ihr Sinn nicht danach? Hatte die ernste und gehaltene Atmosphäre, in der sich das Leben ihrer Mutter an der Seite des kranken Vaters abspielte, sie eingefangen?

Ottenrieth grübelte auch darüber noch, wie er eigentlich unabläßig über sie nachdachte. Er konnte sich ein so schönes, junges Kind im Glanz seiner zwanzig Jahre nicht anders als veranlagt und quellend vor Lebenslust vorstellen; aber immer wieder mußte er erkennen, daß sie sich keineswegs gezwungen und widerwillig anpaßte, sondern daß diese Atmosphäre um Vater und Mutter ihrer Natur auf eine geheimnisvolle Weise gemäß war.

Nebrigens konnten diese zumeist ernst geschlossenen Lippen lachen: Er sah es gelegentlich, als der Oberst bei Tisch eine rasche Bemerkung machte, eine witzig-boshafte Bemerkung offenbar, wie sie Ehrenen und Krillspeln eigentümlich ist, da lachte Renata so herzlich, daß es dem, der sie mit seinen Blicken belauerte, ganz warm ums Herz wurde, und auch die Mutter stimmte in das Lachen ein wenn es auch einige Töne gedämpfter war.

Eines Nachmittags, zwischen Tee und Nachtmahl, als Ottenrieth, unterm Lorbeergebüsch des Gartens verborgen, im Liegstuhl die Zeitung las — das ganze Haus war leer von Gästen, wie immer um diese Stunde — horchte er tief betroffen auf. Aus einem der Fenster im oberen Stockwerk klang Gesang, eine volle, schöne Altstimme sang in deutscher Sprache ein ihm wohlbekanntes Lied von Richard Strauß. Das konnte niemand anders sein als sie. Beklommen lauschte er, wie sie alle Strophen durchsang. Schön war das! Und noch lange sann er dem Gesang nach, als sie geendet hatte, unruhig-glücklich genoß sein Herz den unter dem vorabendlichen Himmel verschwebten Klang. Ihm war, als habe sich ein Fenster geöffnet und ihn einen Blick in ihre Welt tun lassen. Fochmännisch kühl stellte er fest, daß ihre Stimme, obwohl noch nicht ganz durchgebildet, von einem seltenen Reichtum war.

An diesem Abend lernte er sie kennen.

Sie stand im Gespräch mit Leutstetten in der Halle, als er von der Straße hereintrat, zwischen den Fingern hielt sie eine Ansichtskarte; sie mochte sich nach irgend etwas erkundigt haben. Leutstetten ließ ihn nicht vorbei, stellte ihn mit einer leichten Handbewegung vor, wie er es mit allen Gästen tat.

Sie redete ihn in geläufigem Deutsch an.

„Der Baron hat mir gesagt, daß Sie die Grille haben, hier für einen Industriellen gelten zu wollen. Sie werden mich recht schön bitten müssen, wenn ich gute Miene zum bösen Spiel machen soll. Denn ich weiß es besser."

„Um Gotteswillen!" machte Ottenrieth. „Es kam mir doch gleich so vor, als ob wir uns schon irgendwo begegnet sein müssen. In Wien vielleicht? Aber ich bringe es nicht zusammen, so sehr ich auch grübele."

„Grübeln Sie?" lachte sie. „Das ist aber löblich! — Nun, ich will Ihnen helfen. Es war bei einem Konzert der Philharmoniker im großen Musikvereinssaal. In einer Pause, wo wir durch Frau Armbruster vorgestellt, mit der ich dort war."

„Donnerwetter, Sie haben recht. Daß ich es vergessen konnte. Jetzt fällt mir alles wieder ein. Es war der Abend mit Gigli, Ihrem großen Landsmann. — Mate ich recht, daß Sie in Wien Gesang studieren?"

„Da treffen Sie den Nagel auf den Kopf, Herr Industriedirektor! — Und was bekomme ich also, wenn ich Ihr fürstliches Incognito respektiere?"

„Sie haben natürlich jede Wahl, mein gnädiges Fräulein!" Ottenrieth schämte sich vor ihr, daß er sich auf diese Albernheit mit dem „Direktor" eingelassen.

Der Baron, beflissen wie immer, rückte zwei von den hochlehnigen, venezianischen Sesseln heran, die in der Halle umherstanden. Man könnte vielleicht einen Schwarzen trinken? Und eine Zigarette rauchen — bitte schön? Die Signorina rauche nicht? Wohl wegen der Stimme?

Sie saßen zusammen in einer Ecke unter der großen Kuppa des Scaantini (Leutstetten erzählte, daß Scaantini aus dem nahen Arco stamme), durch die offenen Fenster kamen die Düfte des Gartens und vermischten sich mit dem starken Duft, der von den kleinen Tassen aufstieg. Sie redeten von Wien, das ja für alle drei eine Art Generalnenner bildete. Von den Theatern, den Konzerten. Von dem Wien aus der schönen Zeit vor dem Krieg, das Ottenrieth und Leutstetten als ganz junge Burschen, aber die Signorina natürlich gar nicht kennengelernt hatte — der Baron wurde geradezu sentimental, wenn er davon erzählte.

Vorsichtig erkundigte sich Ottenrieth nach Renatas Eltern, bedauerte die körperliche Hinfälligkeit des Papas und hat sie sogar, mit seinem Kompliment ausgerichten, daß der Steyr immer gern zur Verfügung stehe, wenn der Herr Oberst einmal die Eintönigkeit seiner Tage durch eine Spazierfahrt unterbrechen wolle.

Renata lächelte freimütig. Gerade heute habe man davon gesprochen, ein Auto für die Rückreise zu nehmen, weil dem Leidenden die Eisenbahn allzu unbequem sei.

„Für die Rückreise?" fragte Ottenrieth und gab sich Mühe, seine Betroffenheit zu verbergen.

Ja, für die Rückreise. Denn man reise in wenigen Tagen nach Hause. Nach San Bartolomeo.

Auf dem Wege nach Genua, hoch droben im Apennin. Dort besäßen die Eltern ein altes Landhaus, noch aus der Zeit der Doria, mit meterdicken Mauern, mitten in Kastanienwäldern gelegen — dort sei es kühl.

Ottenrieth sagte rasch, daß er sein Angebot auch für diesen ja freilich betrüblichen Fall aufrecht erhalte. Wenn die Herrschaften sich seinen Kraftwagen anvertrauen wollten? Er habe ohnehin die Absicht gehabt, an den hiesigen Aufenthalt, der nun also so bald seinen Reiz verlieren solle, noch einen kleinen Motorausflug anzuschließen. Bis im Oktober im „Theater an der Wien" die Proben zu seiner neuen Operette — „Mst, nicht laut sagen!" — anfingen, sei er freier Herr. Und es mache ihm ein wirkliches Vergnügen, sich zur Verfügung stellen. (Forts. folgt)

Welt der Frau

Dier Rangen und Gisela

Verheißungsvolle Antworten auf eine Umfrage — Von Greta Reimann

Mädel im Pflichtjahr

Das Pflichtjahr ist Wirklichkeit geworden. Ein neuer erzieherischer Faktor tritt neben dem Arbeitsdienst in das Leben unserer jungen Mädel; eine erzieherische Größe, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden kann. Es ließe sich viel Gutes, Tiefdurchdachtes sagen über Sinn, Aufgabe und Ziel dieses Pflichtjahres. Aber verlieren wir uns nicht in psychologische Erwägungen! Denn alle noch so Klugen und schönen Worte reichen nicht an die lebendige bunteste Wirklichkeit heran. Um diese ganz zu erfassen, haben wir einige junge Pflichtjahrmädel und ihre Hausmütter aufgesucht und uns aus ihrem Wirkungskreis erzählen lassen.

Lassen wir sie berichten

Gisela ist die einzige Tochter eines Professoren. Ein hübsches blondes Mädel, mit guten geistigen und seelischen Anlagen ausgestattet. Aber — bislang wenigstens — ein Stubenhocker, ein Einzelgänger und jeder hauswirtschaftlichen Tätigkeit von Herzen abgeneigt. „Als das Pflichtjahr eingeführt wurde", so weiß sie uns zu berichten, „hatten meine Eltern alle Mühe, mich zu überzeugen, daß diese Einrichtung gerade für mich wie gerufen käme, abgesehen davon, daß ich es ja ableisten müsse, um später im kaufmännischen Beruf ergreifen zu können. Nun wollte ich es mir natürlich recht leicht machen und dachte daran, zu einem älteren kinderlosen Ehepaar zu gehen, wo man mir möglichst noch eine Hilfe stellen würde. Aber damit kam ich bei meiner Mutter schön an! Das sei nichts Halbes und nichts Ganzes, meinte sie; nein, ich solle meine Kräfte gediegen nützen, und das könne ich am besten in einer kinderreichen Familie. So bin ich denn hierher gekommen. — Na, und da Sie mich fragen: ich will ganz aufrichtig sein, es ist mir zuerst alles sehr schwer gefallen: die häusliche Hausarbeit, und dann vor allem die Kinder! Erwin, Erich, Hilde und Erika — Sie glauben ja gar nicht, wie viele Hemdchen, Höschen, Unterröckchen und Strümpfchen es da zu waschen und zu plätten gibt! Aber es macht auch Spaß, viel Spaß! Es ist herrlich, wenn meine vier Rangen zu mir kommen und mich um einen Rat bitten; es ist herrlich, wenn es mir schon gelingt, eine tadellose Gemüsesuppe anzurichten. Wissen Sie, vor dem Einfallen freute ich mich immer auf den nächsten Arbeitstag." Und wie flink sie hinzu: „Ich glaube nämlich, daß ich hier schon allerhand lernen kann."

Eine Hilfe, die sie nicht missen möchte

„Alles, was recht ist — die Elli macht sich prächtig", sagt Frau Reinhardt, die tüchtige Geschäftsfrau der ganzen Gegend, als wir uns nach ihrem Pflichtjahrmädel erkundigen. „Seit dem Tode meines Mannes führe ich mit meinen beiden Verkäuferinnen allein das Trikotagengeschäft. Ich habe viel Kundschaft; Sie können sich denken, daß da für den Haushalt — wenn er auch nur klein ist — wenig Zeit übrig blieb.

Jetzt ist das alles anders. Die Morgenstunden bringt vor Sauberkeit zu den Mahlzeiten ist der Tisch nett gedeckt, und was das Schönste ist: die Elli zeigt sich lieb zu mir wie eine Tochter. Da gibt es kein Ungedultig-Werden, kein Aus-der-Haut-Fahren oder Beleidigtsein, wenn ich mal etwas zu tadeln habe — es ist ja noch nie ein Meister vom Himmel gefallen, und Lehrjahre sind eben keine Herrenjahre! — nein, das Mädel ist immer gleichmäßig freundlich und heiter. Meine einzige Sorge ist nur, daß sie ein Jahr zu schnell dahingeht. Nun, vielleicht kann ich die Elli ganz für den Haushalt gewinnen, auch im Geschäft würde ich sie später gerne anlernen. Das sind freilich noch alles Zukunftspläne, wir älteren Leute denken gern auf lange Sicht; aber schön wäre es doch, wenn es so käme, nicht wahr?

Elli?"

Sie nickt herzlich einem jungen Mädel zu, das soeben in den Laden gekommen ist, um Frau Reinhardt zum Essen zu rufen. „Was gibt es denn Gutes?" erkundigen wir uns und hören verlockende Dinge von Rinderzunge mit Makkaroni — das könne sie, die Elli, schon ganz allein kochen!

Bei Jerkeln und Volkstänzen

„Als ich vom Pflichtjahr hörte, war es eine ausgemachte Sache, daß für mich nur eine Stellung auf dem Lande in Betracht käme", erzählt uns die siebzehnjährige Margarete. Die Szenerie unserer Unterhaltung ist etwas ungewöhnlich: ein halbdunkler warmer Stall, in dessen abgegrenzten, mit Stroh verschwenderisch und behaglich ausgestatteten Boxen einige Schweinchen ihr munteres, nahrhaftes Dasein fristen. Das wohlige Grunzen und Quieken der uns so unentbehrlichen Borstentiere unterbricht hier und da unsere Worte, ohne uns jedoch ernsthaft zu stören. „Sie haben gerade zu fressen bekommen", erläuterte Margarete und klopft einem wolligen Säulein wohlwollend den festen Speckrücken. „Gut sind sie im Stand, nicht wahr? Aber Sie werden nun sicher nicht hergekommen sein, um die Schweinchen zu besehen. — Von meiner Arbeit wollen Sie hören? Und wie es mir hier gefällt? Ja, da gibt es nur ein Wort: ausgezeichnet!

Ich will es nicht verschweigen: Es hat im Anfang heimliche Tränen gegeben, wenn ich glaubte, mit diesem oder jenem Auftrag nicht fertig werden zu können. Aber da muß man eben durch, und wenn man die ersten Schwierigkeiten überwunden hat, geht alles glatt und verhältnismäßig leicht."

In ihrer sympathischen, heiteren Art erzählt sie uns von ihren täglichen Pflichten. Daß sie schon melken kann, daß sie neulich zum ersten Mal das Schweinsmutter bereitet hat, und was derselben Dinge mehr sind. Und plötzlich bricht ihre ganze unbeschwerte Jugend hervor: „Was glauben Sie, wie ich mich auf die Sonntage freue! Ausschlafen und Faulenzen gibt's ja zwar nicht, aber es ist schön, wenn wir Mädel im Dorf uns zusammensehen, unsere Lieder singen und Volkstänze tanzen."

Sie begleitet uns zur Tür, verabschiedet sich von uns mit festem Händedruck, und während sie mit glücklichem Blick ihre neue Heimat betrachtet, sagt sie froh: „Gut ist's hier! Hier läßt sich's leben!"

Die Jungfernfahrt

Erzählung von Herbert Reinhold

Unter den vierhundert Werksangehörigen, denen das gar nicht übliche Geschenk einer ersten Seereise auf einem neuen Schiff zuteil wurde, befand sich ein Ehepaar, das in eine bescheidene Verwirrung geriet und als beren Folge kurz vor dem Abendessen eine ernste Auseinandersetzung hatte. Der Mann nämlich, ein kleiner, bewoglicher Handwerker, fürchtete sich, in seinem ältlichen, aber liebevoll aufgebügelten Anzug und ohne Mantel von einem schwimmenden Palast Besitz zu ergreifen, während die Frau, eine würdige, resolute Person, von einer solchen Unternehmungslust beseelt war, daß für ihn zum ersten Male in ihrem Eheleben einfach stehen ließ und kühnlich das Kalfreep hinaufstieg. Oben verlor sie sich abschließlich rasch in der erwartungsvoll aufgeschlossenen Menge, die begeistert an der Reling stand und die Abfahrt abwartete. Ehe die Frau sich zu überzeugen vermochte, ob der Ihre auch nachgekommen sei, setzte eine dreimal kurz, Trossen lösten sich, und eine Schraube wirbelte pflöblich. Und unter den Klängen eines flotten Marsches trat der Dampfer „Franken" seine Jungfernfahrt an.

Da bebte die Frau durch Decksgänge nach achtern, wo sie merkwürdigerweise ein Taschentuch flattern ließ. Unter den vielen, die sich auf Kai drängten, vermeinte sie ihren Mann zu sehen, und es schien ihr zu ihrer Erleichterung, als ducke er ertappen und eigenartig froh die Reisen. Auf einmal wendete er sich um, stopfte die Hände in die Rockentaschen und stapfte ganz nach seiner Art davon. Sie rief ihm einige Worte nach, die im Schiffslärm untergingen, dann nickte sie vor sich hin und ging, trotz alledem an den Freuden dieser Reise teilzunehmen. Wie sie durch das Schiff wanderte, wurde es ihr bewußt, daß sie sich auf einem der schönsten und modernsten Dampfer der Flotte befand. Wohl war sie schon oft beiläufig an Bord eines Schiffes gewesen und hatte gar manchmal einer lebhaften Fröhlichkeit Vorschub zu atmen vermocht, aber was sie hier sah, ging über ihr Fassungsvermögen. Ohne sich dessen bewußt zu werden, schritt sie auf Zehenspitzen, und auf einmal ahnte sie, daß dieses Geschenk einer Teilnahme an einer Jungfernfahrt eine beispielhafte Tat war, deren sich die Werksbesitzer getrost rühmen durften. Sie blieb oft stehen und lauschte, ob es wahr war, daß die Maschinen stampften, und als sie gar ein Steward anhielt, um sie nach ihrer Kabine zu geleiten, glaubte sie sich in einen unverdienten Reichtum versetzt.

In ihrer Kabine wußte sie nichts Rechtes anzufangen. Als erfahrene Hausfrau prüfte sie das Bett, untersuchte den Schrank, sieh die Wasserleitung spielen, schaltete die Beleuchtung probeweise ein und aus. Plötzlich merkte sie, daß sie ohne Gepäck war. Den Koffer hatte der Mann! Sie erschrak und stellte sich vor den Spiegel, wo sie sich prüfend wendete und drehte. Sie fand, daß sie diesen ersten Tag lang wohl in dem Kleid, das sie trug, sich zeigen durfte, aber keine Stunde länger. Im Nu war sie sich im reinen, eben dieses ersten Tag zu nutzen und von allem zu kosten, was geboten wurde. Die nächsten zwei Tage der auf drei angesetzten Reise wollte sie Unwohlsein vorschützen und in der Kabine bleiben, bis es an Bord blieb. Sie strich sich das Haar glatt und eilte, nun nach oben zurück in die Lebendigkeit zu kommen.

Bis zum Mittag lief sie da und dorthin, durch Gänge, in die Säle, nach dem Schwimmbad und, sogar, auf die Brücke. Zuweilen hand sie an der Reling und erlebte das Wunder der Vermählung eines Flusses mit der Unendlichkeit der See. Schaute kreischenden Möven zu, die das im ruhigen Wasser gleitende Schiff umsegelten, und sprach mit diesem und jenem, denn sie kannte viele, die Kameraden ihres Mannes und ihre Frauen. Als es zum Mahle gongte, ließ sie sich Zeit und genoß den Augenblick des Durchschreitens des großen Speisesaales. Dann saß sie selbstbewußt an der Tafel und ließ sich bedienen. Sie aß und trank, so wie es ihr schmeckte, hernach leate sie sich in einen bequemen Liegestuhl und träumte in den Tag, der über ihr blaute.

Wie sie so dalag, rastend und genießend, gefiel es ihr, an ihren Mann zu denken. Sie sah ihn vor sich, er schwang einen schweren Hammer gegen die stählernen Platten, die das Schiff umkleideten, und sie sah auch, daß er oft gedankenverloren starrte und der Ferne nachsinne. Da bedauerte sie, daß er nicht mitgekommen war, denn in dieser Minute erinnerte sie sich des Gesprächs, das sie im vergangenen Abend miteinander führten. Natürlich wollte er die Annehmlichkeiten einer Seereise auskosten aber mehr noch beabsichtigte er, die technische Schiffseinrichtung bei der Arbeit kennenzulernen. „Mich stellt du nicht viel bei den Veranstaltungen", hatte er gesagt und lang und breit von Motoren und Wellen geredet. Nun war er daheimgeblieben, sah nicht gewiß am Tisch ohne rechte Muße und erübrigte den Dingen nach, die ihm geboten wurden, auf die er aber eines Anlasses wegen verzichtete. Sie sah ihn vor sich und sehnte sich auf einmal nach ihm. Sich selbst schimpfte sie eigennützig, gleich darauf aber stürzte sie dem Manne, und so sännehend zwischen Sehnsucht und Harm rechnete sie, wie sie ihm zu den entgangenen Erlebnissen verhelfen könnte. Plötzlich lächelte sie aufrieden: morgen und übermorgen wollte sie in das Schiffsinnere steigen und in sich aufnehmen, was zu sehen war, damit sie dem Ihren davon berichten könnte.

Zwei Stunden später am Kaffeetisch merkte sie, daß sie allein war. Sie sah mit Gleichmütigkeit aufreden und trob da, plauderte und lachte und wunderte sich, wie die Zeit entelte. Oben, auf den Decks, versammelten sich die jungen Leute, drüben im Rauchsalon und vor der Theke drängten sich die Männer und prahlten mit ihrem Anteil an der Bau des Dampfers hatten. Die Frauen beim Kaffee aber sprachen über die Gegenwart und natürlich zumeist über das Schöne und Seltene auf dem Schiff, nach und nach jedoch verloren sie sich in den Alltag zurück und kramten voreinander ihre Sorgen und Nöte aus. So verfesseln waren sie auf das Thema, daß sie überreichen waren, als es dunkelte. Da erst trennten sie sich, nun wieder ganz Passagiere eines feinen Schiffes, die sich für die Geselligkeit der Abendstunden vorzubereiten hatten. Die Hausverwalterin schloß sich ihnen an, obwohl sie nichts in ihrer Kabine zu suchen hatte, denn sie konnte sich nicht umkleiden.

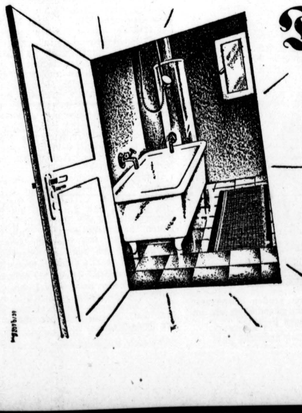
Ihr Weg führte sie auf das obere Deck. Sie sah und erlebte den Einzug der Nacht. Das Schiff zerschnitt das Meer, das sich ringsum silbern weitete. Der Mond war in einen Sternenhimmel gezogen, gelassene Ruhe weihte die Welt, fern geisterten Lichter, und ganz nah tönte verhaltene Musik. Lange stand sie und trank den Zauber der Stunde, dann riß sie sich los und suchte ihre Kabine.

Das erste, was sie beim Aufflammen der Beleuchtung sah, war ein Koffer, ihr Koffer! Er war noch verschlossen, aber der Schlüssel lag obenauf, sie bob den Deckel, und während sie mechanisch auspackte, ihre Kleider, zwei Decken, Unterwäsche für den Mann, Kleinigkeiten und Toilettengegenstände, fronte sie sich, wer den Koffer gebracht haben könnte. Daß ihn ihr Mann wem anvertraut hatte, stand ihr fest und genützte ihr. Nun war sie aller Kleidersorgen enthoben. Sofort begann sie sich umzukleiden, und dabei konnte sie nicht umhin, der Fürsorge des Ihren zu gedenken. Sie flüsterte seinen Namen und gelobte sich, es ihm noch der Heimkehr dafür zu machen.

Als der Gong durch das Schiff hallte, eilte sie und sog dabei ganz vergessen den Kabinenschlüssel ab. Vor dem Nachtmahl wollte der Reiseleiter sprechen, das durfte sie nicht versäumen. Also rauschte sie gewandt nach dem Speisesaal, aber noch auf der Treppe von allem zu kosten, was geboten wurde. Die nächsten zwei Tage der auf drei angesetzten Reise wollte sie Unwohlsein vorschützen und in der Kabine bleiben, bis es an Bord blieb. Sie strich sich das Haar glatt und eilte, nun nach oben zurück in die Lebendigkeit zu kommen.

Bis zum Mittag lief sie da und dorthin, durch Gänge, in die Säle, nach dem Schwimmbad und, sogar, auf die Brücke. Zuweilen hand sie an der Reling und erlebte das Wunder der Vermählung eines Flusses mit der Unendlichkeit der See, schaute kreischenden Möven zu, die das im ruhigen Wasser gleitende Schiff umsegelten, und sprach mit diesem und jenem, denn sie kannte viele, die Kameraden ihres Mannes und ihre Frauen. Als es zum Mahle gongte, ließ sie sich Zeit und genoß den Augenblick des Durchschreitens des großen Speisesaales. Dann saß sie selbstbewußt an der Tafel und ließ sich bedienen. Sie aß und trank, so wie es ihr schmeckte, hernach leate sie sich in einen bequemen Liegestuhl und träumte in den Tag, der über ihr blaute.

Wie sie so dalag, rastend und genießend, gefiel es ihr, an ihren Mann zu denken. Sie sah ihn vor sich, er schwang einen schweren Hammer gegen die stählernen Platten, die das Schiff umkleideten, und sie sah auch, daß er oft gedankenverloren starrte und der Ferne nachsinne. Da bedauerte sie, daß er nicht mitgekommen war, denn in dieser Minute erinnerte sie sich des Gesprächs, das sie im vergangenen Abend miteinander führten. Natürlich wollte er die Annehmlichkeiten einer Seereise auskosten aber mehr noch beabsichtigte er, die technische Schiffseinrichtung bei der Arbeit kennenzulernen. „Mich stellst du nicht viel bei den Veranstaltungen", hatte er gesagt und lang und breit von Motoren und Wellen geredet. Nun war er daheimgeblieben, sah nicht gewiß am Tisch ohne rechte Muße und erübrigte den Dingen nach, die ihm geboten wurden, auf die er aber eines Anlasses wegen verzichtete. Sie sah ihn vor sich und sehnte



Das ist sein schönstes Vergnügen am Sonntagmorgen!

Am Sonntagmorgen heißt es bei ihm: 'raus aus den Federn, und 'rein in die Badewanne! So ein erfrischendes Bad ist ja auch ein herrliches Vergnügen. Besonders dann, wenn im Badezimmer alles vor Sauberkeit blitzt und strahlt. Und dafür sorgt das vielseitige Ivi. Das allen Schmutz im Handumdrehen verjagt und ohne viel Arbeit alles rein und tauber hält. Ivi ist wirklich außerordentlich vielseitig!

IM BADEZIMMER können Sie Ivi zum Beispiel für folgende Sachen verwenden: Kacheln, Fliesen, Badewannen, Waschbecken und -schüsseln, Wände, Seifennäpfe, Schalen, Spiegel, Glas- und Marmorplatten, Handtuchhalter, Parfümflaschen, Salbentöpfe, Bürsten, Mundspül- und Wassergläser, Metallgegenstände und vieles andere mehr!

Die beste Hausfrau kommt im Haus nicht ohne Ivi's Hilfe aus!

Ihre erste Klettertour

Eine Ersteigung des „Nördlichen Dirndl" im Dachsteinmassiv

„Aller Anfang ist schwer", das ist ein schon allzuoft gebrauchtes Sprichwort. Aber es ist heute ebenso wahr, wie an dem Tage, an dem es zum ersten Mal ausgesprochen wurde. Das erste Mal, ja, da ist alles schwierig, manches scheint unmöglich. Aber schon beim zweiten Mal geht es viel leichter — der Bann des Ungewohnten, des Fremden ist gebrochen.

Die Sonne gießt ihr letztes Licht über die schroffen Türme und Zacken, über Firnkämme und Gletscher. Schnee und Felsen färben sich gelb — orange — rot — violett, langsam kriecht das farblose Licht über die Gipfel. Alle stehen wie gebannt vor dem unwirklich schönen Schauspiel des Alpenglühens. Die Sonne sinkt hinab hinter die Zackengrate und Gipfel und die Sehnsucht nach diesen Höhen steigt auf in den Menschen.

Die Führer, harte sehnige Gestalten mit sonnenbraunen Gesichtern stehen umher, sitzen auf der Bank vor der Hüttentür. Da sieht auch ein junges Mädel. Zaghaft schaut es nach den Höhen, dann hinüber zu den Führern. Sie überlegt, vielleicht revidiert sie in Gedanken ihren Geldbeutel — schön wäre es wohl . . . Dann nähert sie sich einer der wettergebräunten Gestalten . . .

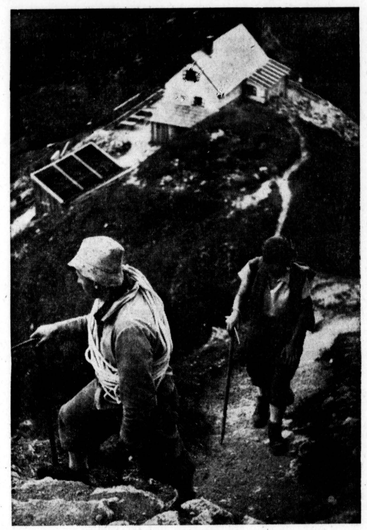
Frühmorgen, im ersten Dämmerschein, sieht man zwei Menschen das Schutzhaus verlassen. Ein junger Führer ist es und das Mädchen, das gestern abend so sehnsüchtig nach den Bergspitzen schaute.

Einen steilen Pfad geht es hinan, der sich in Serpentinen emporwindet. Zuerst über Almböden, später über Schuttfelder eines Kares. Nach zwei Stunden haben die beiden den flachen Gletscher erreicht, über den sie sich dem Gipfelaufbau nähern. Jetzt sind sie beim Einstieg. Die Nagelschuhe werden mit Kletterschuhen vertauscht, der Führer bindet dem Kletterneuling das Seil um die Brust und nun kann es losgehen.

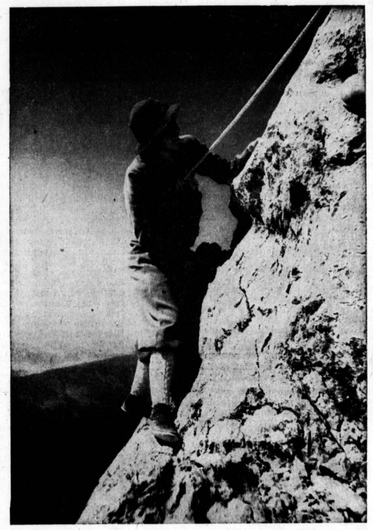
Wohler hatte das Mädel richtige Berge noch nicht einmal aus der Ferne gesehen, und nun sollte sie sogar klettern! Der Führer geht voraus, sie braucht ihn nur alles nachzumachen. Er steigt hinauf, so leicht, als ob eine Leiter an dem Felsen lehnen würde, ohne sich einen Griff oder Tritt zu überlegen. Manchmal hält er sich an dem scheinbar griffslosen Felsen oder tritt hinaus in die glatte Wand; aber irgend einen kleinen Vorsprung oder eine rauhe Stelle, nur dem Geübten sichtbar, benützt er als Griff oder Tritt.

Nun kommt sie an die Reihe. Der Führer hat sich in den Felsen verspreizt und hält das Seil in sehnigen Händen. Aber wie sieht es nun anders aus, ha sie selbst an der Felswand steht und angreifen muß. Wo sind denn plötzlich die ganzen Griffe und Tritte hingekommen, die ihr Führer eben benützte? Sie weiß nicht, wo sie sich anhalten soll. „Vorwärts, vorwärts! Es wird schon gehen!" ermuntert sie der Führer und mit vielem „Ach" und „Weh" geht es auch langsam, Meter für Meter in die Höhe.

Endlich sind sie beim Einstieg. Die Nagelschuhe werden mit den Kletterschuhen vertauscht.



Frühmorgens, im ersten Dämmerschein, verläßt der Führer mit der jungen Touristin die Hütte. Einen steilen Pfad geht es hinan, der sich in Serpentinen emporwindet



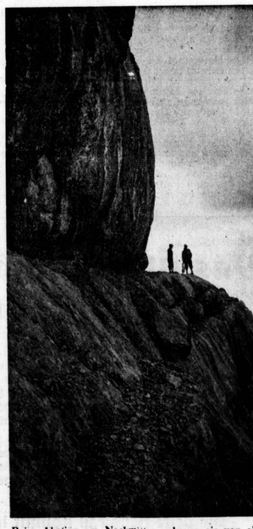
Der Führer ist vorausgeklettert. Spielend leicht, als ob eine unsichtbare Leiter an den Felsen lehnen würde, stieg er empor. Nun läßt er das Mädel nachkommen. Mit vielem „Ach" und „Weh" geht es langsam, Meter für Meter in die Höhe. Phot.: (5) Dr. Hans Franz

Ein Band unter einem wulstigen Überhang ladet zur Rast ein. Ein herrlicher Blick über Gletscher und Felsen bietet sich dem freudetrunkenen Blick und gar zu schön ist es, auch in die Tiefe zu schauen, besonders wenn man von einer kräftigen Bergführerhand festgehalten wird. Doch bald geht es weiter, der Höhe entgegen. Plötzlich steht die junge Bergsteigerin vor einem riesigen senkrechten Spalt im Felsen, einem „Kamin", wie ihr der Führer erklärt. Zuerst muß sie weit die Beine spreizen, dann wieder klemmt sie sich mit dem Rücken auf der einen und den Füßen auf der anderen Seite empor. Schon glaubt sie im Felsspalt stecken zu bleiben, da hilft der Führer mit dem Seil nach. Ein leichter Zug von oben — und schon geht es wieder ein paar Meter empor. Endlich ist der Kamin geschafft. Noch eine kurze Verschneidung, die mit einem weiten Spreizschritt gemeistert wird und schon leuchten die Gipfelkreuzen zu den beiden Bergsteigern herunter.

Nichts mehr ist über ihnen als der tiefblaue Himmel, über den langsam goldgeränderte Wolken ziehen. Herrlich das Gefühl oben zu sein und in das Tal, auf die Dörfer und Bauernhöfe, die wie Spielzeug zu ihren Füßen liegen, herunterzuschauen. Nun kommt noch eine wichtige, fast feierliche Handlung: voll Stolz trägt sich die junge Bergsteigerin zum ersten Mal in ein richtiges Gipfelbuch ein.

Am Nachmittag steigen die beiden auf einem anderen Wege vom Gipfel ab. Von einer großen Felsterrasse schauen sie noch einmal lange hinaus in die herrliche Hochgebirgslandschaft, die im Licht der scheidenden Sonne vor ihnen liegt.

Abstieg in schwieriger Wand. Frei schwebt der Kletterer im Seilsitz längs der senkrechten Wand zu Tal. Eine mühelose, genußreiche Fahrt nach stundenlangem hartem Kampf um die Ersteigung der Wand



Beim Abstieg am Nachmittag schauen sie von einer großen Felsterrasse noch einmal lange hinaus in die herrliche Hochgebirgslandschaft, die im Licht der scheidenden Sonne vor ihnen liegt.

Dr. H. Franz

Haus, Hof und Garten

Die ländliche Genossenschaft

Ein treuer Helfer der Bauern

47 000 ländliche Genossenschaften gibt es im Großdeutschen Reich. So kann man es in statistischen Uebersichten nachlesen. Wir wollen uns damit aber nicht begnügen und haben einmal eine Dorfgenossenschaft aufgesucht, um uns ein Bild von den Aufgaben und Zielen der Genossenschaften sowie ihrer Tätigkeit zu machen. Meine Mustergenossenschaft haben wir dabei ausgewählt, sondern einen Durchschnittsbetrieb, wie es sie überall in Deutschland gibt. Wir sind auch ein ganz schönes Stück gefahren, in ein Dorf weitab von der Großstadt, es liegt uns daran, das echte bäuerliche Leben kennen zu lernen.

Vielseitig sind die Aufgaben der Genossenschaft

Ganz in der Nähe des Bahnhofs finden wir das Haus der Genossenschaft, ein schlichter Bau, der die Büroräume, die Kasse und die notwendigen Lagerräume unter einem Dach vereinigt. Trotz der frühen Morgenstunde herrscht dort schon reges Leben. Vor dem Schuppen stehen einige Bauerngespanne, um Dünger und Futtermittel abzuholen, ein Wagen befindet sich gerade auf der großen Waage, am Hauseingang lehnen einige Fahrräder an der Wand. In großen Buchstaben steht der Name „Spar- und Darlehnskasse" am Hausgiebel. Wir begeben uns in den zweckmäßig eingerichteten Kassenraum, der Geschäftsführer oder „Rechner", wie er in altvergebrachter Weise in der Genossenschaftssprache heißt, führt uns in sein Arbeitszimmer, um uns zunächst einmal Näheres über die Tätigkeit der Genossenschaft zu berichten. Ueber seinem Schreibtisch sehen wir ein Bild Vater Raiffeisens, des Gründers der ländlichen Genossenschaften, der jetzt schon mehr als 50 Jahre tot ist, dessen Geist aber auch heute noch in allen Genossenschaften herrscht. „Bei unserer Genossenschaft handelt es sich nicht um eine Spar- und Darlehnskasse", erzählt uns der Geschäftsführer", wir betreiben auch das Warengeschäft, nehmen also unseren Bauern ihre Erzeugnisse ab und versorgen sie mit den notwendigen Dünge- und Futtermitteln. Wir haben auch eine Eiersammelstelle, eine Saatreinigungs- und Beizanlage, neuerdings fangen wir auch damit an, Maschinen anzuschaffen und sie unseren Mitgliedern zur Erleichterung der Arbeit zur Verfügung zu stellen. Gerade diese Aufgabe ist im Zeichen des Arbeitermanaels auf dem Lande besonders wichtig."

Die Spar- und Darlehnskasse dient allen Dorfbewohnern

Wir begeben uns in den Kassenraum, wo eine Reihe von Dorfbewohnern auf Abfertigung wartet. Einige Gewerbetreibende zahlen gerade ihren Tageserlös ein. Wir hören, daß die Genossenschaft keineswegs nur Bauern als Mitglieder zählt, es wird im Gegenteil Wert darauf gelegt, alle dörflichen Kreise zu erfassen. Ein Bauer bittet um einen Kredit. Er hat Pech im Stall gehabt und will ein neues Pferd kaufen. Das Bargeld langt nicht, die Genossenschaft muß helfen. „Es ist ein ordentlicher Mann", sagt uns nachher der Rechner, „wir kennen hier ja jeden Menschen sehr genau, so daß die Hergabe von Krediten ohne große Formalitäten möglich ist. Verluste kommen kaum vor."

Inzwischen kommt der Dorfkrämer mit seiner Schulklasse. Großes Hallo herrscht mit einemmal in dem Raum. Sehr ertaunt erkundigen wir uns bei den Kindern, was sie hier wollen. Sie haben von der Kasse Sparkarten und Sparbüchsen, die sie jetzt abliefern wollen. damit die Beträge in ihren Sparbüchern ausgeschrieben werden können. So trägt die Dorfkasse zur Förderung des Sparaedankens bei. „Leider fallen die Bauern als Sparer heute fast ganz aus", sagt bedauernd der Rechner, „das Geld ist knapp, die Anforderungen durch die Anschaffung von Maschinen und Geräten zur Ueberwindung des Leutemanaels sind sehr groß."

Die Genossenschaft als Ein- und Verkäufer der Dorfgemeinschaft

Im Lagerschuppen können wir uns kaum hindurchwinden, so ist hier alles voller Säcke gestapelt. Es ist Roggen, auch auf dem Boden liegt er in großen Haufen. Heute sind so alle Lagerräume überfüllt, die gute Ernte im Vorjahr und die aus wehrwirtschaftlichen Gründen notwendige Vorratswirtschaft sind die Ursache. „Das Getreide ist kaum abzulegen", hören wir. „Die Bauern würden in eine schwierige Lage kommen, wenn sie die Genossenschaft nicht hätten, die ihnen die Ernte abnimmt." Mit Futter und Düngemitteln und sonstigen Betriebsmitteln hat sich die Genossenschaft gut eingedeckt, die Bauern können hier laufend ihren Bedarf abholen. Sie wissen, daß sie gute Ware erhalten und nicht übervorteilt werden.

In einem besonderen Raum sehen wir Eierkisten, teils bereits gefüllt, teils warten sie noch auf dieses in den Städten begehrte Nahrungsmittel. Eine Bauerntochter kommt gerade mit einem Korb voll Eier. Sie werden gewogen, die Bezahlung erfolgt nach Gewicht. Die Genossenschaft liefert die Eier an die nächste Kennzeichnungsstelle, so wird den Bauern die Verwertung erleichtert. Es wird nichts daran verdient, die Dorfkasse erhält lediglich eine Sammlergebühr zur Deckung ihrer Unkosten. Ueberall steht hier der Gemeinnutz im Vordergrund.

Im Zeichen des technischen Fortschritts

Inzwischen ist die Mittagsstunde gekommen, im Dorfkrug soll eine Vorführung einer Gemeinschaftsmaschinenanlage stattfinden. Die Spar- und Darlehnskasse trägt sich mit dem Gedanken der Anschaffung, um ihren Mitgliedsfrauen die schwere Waschарbeit zu erleichtern. Der Wirtshaussaal ist schon von Frauen und Mädchen gefüllt, auch einige Bauern von Vorstand haben sich eingefunden. Die Maschine ist aufgebaut, die Vorführung beginnt. Nur einen Bruchteil der sonst notwendigen Zeit dauert es, bis die nicht gerade saubere Wäsche die Maschine blütenweiß verläßt. Alle sind des Lobes voll. 750 RM kostet so eine Anlage, also unerschwinglich für eine Bauernfamilie allein. Die Genossenschaft kann hier wieder helfen, die Anschaffung ist schon so gut wie sicher, um so mehr als es auch einen Reichszuschuß gibt.

Da wir uns nun einmal im Wirtshaus befinden, benützen wir die Gelegenheit, uns mit den Bauern an einen Tisch zu setzen, um von ihnen zu hören, wie sie mit ihrer Genossenschaft zufrieden sind. Darüber herrscht nur eine Meinung. „Ohne Genossenschaft wären wir längst nicht mehr hier", sagt ein alter Bauer, und die anderen nicken beifällig. „Die Gemeinschaftswaschanlage ist nur der Anfang, wir wollen unseren genossenschaftlichen Maschinenpark noch weiter ausbauen", berichtet jetzt ein anderer Bauer, der Vorsitzende der Genossenschaft. „Unsere Saatreinigungsanlage haben wir ja schon einige Jahre, auch eine Düngerstreuer und eine Hoderichbrüse sind vorhanden. Jetzt denken wir an die Anschaffung eines Schlepers, der die schwere Feldarbeit erleichtern und die Arbeitsspitzen bei der Ernte und Bestellung brechen soll."

Stundenlang könnte man über diese Probleme reden, wir aber müssen uns auf den Weg machen, um rechtzeitig wieder zu Hause zu sein. Der Tag war sehr lehrreich für uns, wir haben gesehen, welche gewaltigen Aufgaben die dörflichen Genossenschaften zu erfüllen haben, zum Wohle der Bauern und damit auch des gesamten Volkes. Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man sie als die „Seele" des Dorfes bezeichnet.

Diplomlandwirt Dr. W. Engelhart

Unser praktischer Wink

Entenränken praktisch aufgestellt

Um das Wassergefäß im Entenauslauf entfernt meist ein kleiner „See", dann die Enten „verplanschen" beim Saufen immer sehr viel Wasser. Es ist nicht nur unangenehm, wenn an diesen Stellen der Erdboden einem Morast gleicht, noch schlimmer ist es, daß dort leicht ein Sammelplatz für alle möglichen Bakterien und Krankheitsträger entsteht, was für den Gesundheitszustand im Geflügelhof nicht gerade von Vorteil ist. Wichtig ist deshalb, dritte Sorge zu tragen, daß das verplanschte Wasser sofort versickern kann. Dies kann man auf einfache Weise tun: man hebt eine Grube in der Größe von 50:50 Zentimeter im Quardrat etwa 30 Zentimeter tief aus. Die Größenverhältnisse müssen sich natürlich nach der Stärke des Entenbestandes richten, kleiner aber sollte die Grube auf keinen Fall sein. In diese bringt man grobe Steine, darüber kleinere und dann Kies, vielleicht kann man als Abschluß noch etwas Sand nehmen. Man kann aber auch die Grube mit einem Drahtnetzmen abdecken. In diesem Fall bringt man in das entsprechend groß ausgeschachtete Erdloch Schotterſteine ein, verteilt die vier Wände durch Bretter oder Beton und legt darauf den mit starkem, engmaschigen Drahtgeflecht bespannten Rahmen, er wird so befestigt, daß er leicht abgehoben werden kann. Auf den Drahtrahmen hav. auf den Sand stellt man die Tränkgefäße. Das von den Tieren nicht aufgenommene Wasser kann nunmehr sofort in den Untergrund versickern, und die häßlichen Pfützen um die Trinkgefäße verschwinden.

W. Bernd

Vom Treiben des Rhabarbers

Wenn ab April bis Juli deutsche Aepfel selten werden, liefert der Rhabarber einen willkommenen Ersatz. Zum Treiben benötigt man mindere Fässer, alte, beschädigte Kisten oder Weidenkörbe, denen man den Boden fortnimmt. Diese Behälter stülpt man über die Rhabarberstöcke, deckt sie mit leichten Brettchen ab und hilft sie mit frischem, warmen Pferdemist dick ab. Dieser Mistmantel und der Luftschutz zwingt den Rhabarber zum schnellen Austreiben, das erhöht wird durch gelegentliches Angießen mit warmem Wasser. Der Halbschatten bleicht gleichzeitig die blaßroten Rhabarberstengel und macht dieselben milder im Geschmack. Hervorbrechende Blüten werden rasch entfernt, um die erwünschten Stengel im Aufsehen und Gewicht zu stärken.

Mast von Junggänsen

am wirtschaftlichsten

Es gibt drei Möglichkeiten Gänse zu mästen. Zunächst die Mast von alten Gänsen, die etwa mit Abschluß des ersten Lebensjahres beginnt und vier Wochen unter keinen Umständen überschritten darf, sonst lohnt sie sich nicht. Ferner können halbwüchsige Gänse im Alter von 6—8 Wochen zur Mast aufgestellt werden. Auch hier dauert die Mast etwa 4 Wochen. Schließlich gibt es noch die Mast von jungen Gänsen, die im Alter von 14 Tagen beginnt und 8 Wochen dauert.

Bei der Mast von alten Gänsen verwendet man doppelt soviel Kartoffeln wie Weizenkleie und Getreideschrote, letztere zu gleichen Teilen. Als Getränk gibt man nebenher Magermilch die man auch mit dem anderen Futter vermengen kann. Ich halte das aber nicht für vorteilhaft, weil die Ueberreife dann leichter verderben. Frischgedämpfte Kartoffeln sind am billigsten. Die Gänse benötigen auch viel Grünfutter. Im Herbst und im Winter treten sie außer allen möglichen Abfallarten Möhren und Futterrüben, die man fein zerkleinert dem Weichfutter beimischt. Dabei erreicht man eine Gewichtszunahme nach 3—4 Wochen von mehr als 1 Kilogramm. Die Gänseleberpastete ist Tierquälerei.

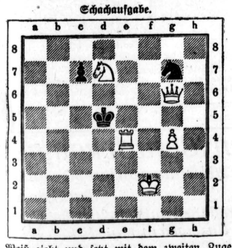
Wirtschaftlicher aber ist die Mast halbwüchsiger Gänse. Auch diese Gänse müssen gegen Weihnachten schlachtreif sein. Die Gössel zieht man am besten in einer warmen Kammer auf; nach 6—8 Wochen, wenn sie zur Mast aufgestellt werden, wiegen sie etwa 2½ Kilogramm. Man füttert sie 4 bis 5 Wochen, sie erreichen dann ein Gewicht von über 4 Kilogramm. Bei dieser Fütterung von jungen Gänsen wird mehr Fleisch als Fett erzeugt, das Fleisch ist zarter und saftiger; je älter die Gans, desto grobfaseriger sind härter das Fleisch.

Am lohnendsten ist die Junggänsemast, die aber nicht länger als 8 Wochen dauern darf. Sie beginnt schon im Alter von 14 Tagen. Reichsabschöpfer können bei milden Wetter täglich in einen abgegrenzten Grasauslauf. Natürlich muß nebenher noch zerkleinertes Grünfutter gegeben werden. Um Knochenreiche zu verhüten, gibt man etwas Lebertran und Futterkalk. Nach 4 Wochen bleibt Lebertran weg, weil das Fleisch sonst ranzig schmeckt.

Die Maisgabe bekommen weiter niermal täglich feucht krümliges Futter so reichlich, daß die Gänse es von einer Mahlzeit zur anderen kaum auffressen können. Gesättigt ist es, angefeuchtetes Futter zu geben, es stellt den Maßerfolg in Frage. Wenn die 10 Wochen alten Gänse auch nur 4½ Kilogramm wiegen, so ist ihr Fleisch sehr zart und saftig.

Zusammengefaßt fällt die Junggänsemast in die Monate April bis August. Sie ist durch die kurze Fütterungsdauer am billigsten. Die Mast halbwüchsiger Gänse ist dann berechtigt, wenn die 12 Wochen alten Tiere während der neuen Federbildung durch Weidegang sehr billig ernährt werden können. Am unrentabelsten ist die Altgänsemast, es sei denn, die Nachfrage sei sehr groß und damit die Bezahlung außergewöhnlich gut. Alte Gänse müssen über 9 Monate ernährt werden, sie brauchen deshalb den größten Futteraufwand.

Schachaufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: Weiß (5): Kf2; Dg6; Sd7; Bg4; Te4. — Schwarz (3): Kd5; Sa7; Bc7.

Silbenrätsel.

a — a — bahn — brem — chi — deg — di — — dol — e — e — ein — fen — fer — fisch — ge — land — lin — loch — i — i — ka — käu — laub — li — ma — me — met — näh — ne — ni — nin — not — phi — rat — ren — scher — schi — se — sow — ter — vons — wald — werk.

Aus vorstehenden 43 Silben sind 15 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Rückert ergeben.

Die Wörter bedeuten (ch ein Buchstabe):

1. Ziersträuch, 2. kaufmännischer Angestellter, 3. orientalisches Reich, 4. Haushaltgerät, 5. türkische Standesbezeichnung, 6. elektrisches Verkehrsmittel auf Schienen über dem Straßenniveau, 7. verabredetes Treffen, 8. Wetterprophet im Tierreich, 9. griechische Sagengestalt, 10. Fiebermittel, 11. flattenförmiger Begriff, 12. Stadt am Don, 13. Hemmvorrichtung bei drohendem Unheil, 14. Sprachenvermittler, 15. Jagdkunst.

Synonym.

Für jedes der nachstehenden 15 Wörter suche man ein synonymes, sinnverwandtes Wort.

Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann, zu einem Wort vereint, eine beliebte Erholungs- und Vergnügungsreise.

1. Laune, 2. Andacht, 3. Weide, 4. Siege, 5. Kerbe, 6. Ammut, 7. Leibchen, 8. Wirkung, 9. Gegenleistung, 10. Schiff, 11. Brautsuche, 12. Heiratsgut, 13. Anhalt, 14. Lärm, 15. Muhme.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 Größere Landmasse.
2 1 1 2 4 Wirkung beim Stoß des Billardballes.
8 6 5 6 4 Gemüsepflanze.
4 6 3 4 2 Griff zum Tonanschlag.
5 6 1 2 4 4 2 Kanonengeselt.
6 7 8 2 7 Südamerikanisches Gebirge.
7 6 8 2 5 Näh- oder Steckhäkchen.
8 6 7 4 2 Italienischer Dichter.

Buchstabenrätsel.

Wenn deine Habe nun geringe,
Von keinem Wert, schlecht und zerlumpt,
So hat auf diese schönen Dinge
Mit P dir keiner was gepumpt.

Mit F genießt es mehr vom Glücke
Des Werks; auch Freude hat's gemacht.
Wenn es vom Markte seit und dicke
Von Muttern ward nach Haus gebracht. —

Betonungsrätsel.

Ein Wörtchen, zauberhaft, voll Reiz,
Das eng die feine Damenwelt
Der ganzen Erde, allerseits,
In seinem Bann gefangen hält.

Beton' es anders: Grauenvoll
Klingt es ans Ohr, trifft es den Sinn
Was Leben hat, zollt ihm den Zoll:
Der Fürst, die ärmste Bettlerin.

Rätsel.

Wer's erste Silbenpaar besitzt,
Der preis sich glücklich und zufrieden,
Weil ihm in reichstem Maße ist
Auch's zweite Paar dazu beschieden.
Erkennt ihr froh das Ganze nun,
Dann schickt zu Gott ein herzlich Flehen,
Daß er, als Lohn der Lehten zwei,
Den ersten zwei sechst Wohlergehen.

Bezierbild.

Wo ist nur Mutti?

Eine Silbe voran.

Meter — Stand — Statt — Bach — Wald — Jade — Tat — Tisch — Go — Rock — Ger — Druck.

Einem jeden der vorstehenden zwölf Wörter ist eine der nachfolgenden Silben vorn anzufügen. Es entstehen alsdann neue sinnvolle Wörter, deren Anfangsbuchstaben einen Ausruf der Freude bei allen Menschen ergeben.

ab — de — dog — e — ein — ir — lai — ne — ra — sa — te — zi.

Dreisilbige Scharade.

Die erste fehlt gewöhnlich an den Wiegen nicht! Wen wäre an den letzten wohl gelegen nicht! Das Ganze wirst du nimmer in der ersten finden,
Wenn sie darin der frommen Sitte pflegen nicht.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Wabenrätsel: 1. Wolf, 2. Kalk, 3. Stat, 4. Spitz, 5. Witz, 6. Saul, 7. Muse, 8. Elch, 9. Lupe, 10. Pfau, 11. Amme, 12. Hamm, 13. Wehr, 14. Hund, 15. Nera, 16. Norm.

Scherzrätsel: Das „f".

Rätsel: Den Buchstaben „r".

Silbenrätsel: 1. Dievenow, 2. Besen, 3. Stearin, 4. Artur, 5. Albatros, 6. Telemark, 7. Wollwollen, 8. Tadel, 9. Temne, 10. Innsbruck, 11. Erbse, 12. Insel, 13. Nebelhorn, 14. Kunge, 15. Junge, 16. Brindisi, 17. Genesung, 18. Istanbul, 19. Neuenahr, 20. Elbe, 21. Kuder, 22. Tunnel. — „Die beste Art, alte Wohltaten in Erinnerung zu bringen, ist, neue zu tun!"

Scharade: Feldmesser.

Magisches Flügelrätsel: 1. Kreis, 2. Akkbe, 3. Bowle, 4. Ichl.

Buchstabenrätsel: 1. Genf — Senf, 2. Pavia — Pavian.

Scherzfragen: 1. das Wort „klein", 2. der Fluß, 3. mit „r".

Logogriph: Rose — Rosine.

Hocker sprang entrüstet die vier Treppen hoch, klingelte und sagte wutentbrannt: „Frau, dieser Blumentopf ist mir von Ihrem Balkon direkt auf den Kopf gefallen!"

„Gott sei Dank", griff die Frau zu, „da habe ich aber Glück gehabt, daß er ganz geblieben ist!" (Bebe.)

*

„Herr Kapitän, ich habe solche Angst, daß das Schiff untergeht. Können Sie mir nicht gleich einen Rettungsring, eine Schwimmweste und einen gesicherten Platz im Rettungsboot zur Verfügung stellen?"

„Einen Taucheranzug bekommen Sie auch noch, dann können Sie, wenn alle Stränge reißen, auch noch zu Fuß weitergehen", antwortet der Kapitän.

*

Das Schiff tastet sich langsam vorwärts.

Da kommt eine alte Dame zum Kapitän und fragt, warum denn das Schiff so langsam fährt.

„Des Nebels wegen", erwidert der Kapitän.

„Aber wir können ja die Sterne über uns sehen!"

„Ja, gewiß, aber da wollen wir nicht hin!" (Lustige Blätter.)

Doch

Krollig sitzt im Kaffee.

Krollig hat seinen Hut neben sich auf den Kleiderständer gehängt.

Da kommt Drollig, holt seinen Mantel und wirft den Hut herunter. Er entschuldigt sich, hebt den Hut auf und hängt ihn an die Lehne von Krolligs Stuhl.

„Sagen Sie", murrt da Krollig, „einen dümmeren Platz wissen Sie nicht für meinen Hut?"

Drollig lächelt:

„Aber gewiß. Sehen Sie ihn auf!"

Die Strafe

Die Mutter brachte den kleinen Heinz ins Bett: „Soll ich dir nun noch ein Wiegenlied singen?"

Meinte Heinz verzagt: „Hm, eigentlich bin ich heute doch ganz artig gewesen?" (Bebe.)

*

Kumar zu seinem Freund Amin: „Dir fehlen zu einem kompletten Esel nur noch die Hörner."

„Sehr freundlich! Seit wann hat denn aber ein Esel überhaupt Hörner?"

„Na also, dann fehlt ja bei dir gar nichts mehr!" (Neue Ztg.)

„Du, woll'n wir mal seh'n, wer besser spuckt?" Zeichnung: Radestock (M)

Zimmervermieterin: „Na, ich vermiete zwei Zimmer, zwanzig Mark die Woche, aber Katzen, Hunde, Klavier, Sprechmaschine, Kinder und Lautsprecher werden nicht geduldet."

Anwärter: „Haben Sie vielleicht etwas dagegen, wenn meine Schuhe ein bißchen knarren?" (Neue Ztg.)

Per sofort

„Also, mein Junge, gute Reise. Und wenn du einmal Geld brauchst, dann schreibe mir halt."

„Gern, Papa. Uebrigens, könntest du den Brief nicht gleich mitnehmen?" (Lust. Blätter.)

In der Straßenbahn

Die Straßenbahn fuhr mit heftigem Ruck an. Schipp, der mitten im Wagen stand, taumelte und saß plötzlich auf dem Schoß einer wohlgepolsterten, älteren Dame.

„Bitte vielmals um Entschuldigung", stammelte Schipp und stand wieder auf.

Die Dame tobte:

„Schauen Sie sich doch erst um, bevor Sie sich setzen."

Schipp ist ehrlich erstaunt und meint:

„Liebe Dame, wenn ich Zeit gehabt hätte, mich umzusehen, hätt ich mir ja wohl nicht auf Ihnen gesetzt."

„Na, höre mal, so eine Gemeinheit! Da habe ich an die Zeitung eine Anfrage gerichtet: Warum schließen die Mädchen beim Küssen die Augen? Und heute bekomme ich als Antwort: Senden Sie uns, bitte, Ihr Photo ein!" (Schweizer Illustrierte.)

*

Ein Sonntagsjäger hatte — unerlaubterweise — einen Hasen geschossen und sollte sich verteidigen.

„Es war Notwehr, Herr Forstrat, reine Notwehr!"

*

„Hast du deinen Lebertran genommen, Hans?"

„Ja natürlich — vorhin ist der Küche!"

„Einen richtigen großen Löffel voll?"

„'n Löffel konnte ich nicht finden, da nahm ich 'ne Gabel voll!" (Tit-Bits.)

*

„Und wenn ich Ihnen erkläre, daß tatsächlich noch nie eine Lüge über meine Lippen gekommen ist — was sagen Sie dann?"

„Hm — ja, dann muß ich annehmen, daß Sie Bauchredner sind!"

*

Der Dürre: „Was ist eigentlich Ihre Lieblingslektüre?"

Der Dicke: „Speisekarten!" (Nachtausgabe)

*

„Mutti, darf ich runtergehen und auf der Straße spielen?"

„Mit dem gerissenen Kleid?"

„Nein, mit der kleinen Trude von nebenan."

„Ich muß unbedingt einen neuen Anzug haben. Gib mir doch, bitte, die Adresse deines Schneiders."

„Die Adresse kannst du haben, wenn du mir versprichst, ihm meine nicht zu nennen." (Polska Zbrojna)

Die Lehrerin bemüht sich heftig, den Kindern den Begriff „Wunder" beizubringen.

„Wenn du plötzlich aus dem Fenster fällst und es passiert dir nichts, was ist das?" fragt sie den kleinen Otto. „Na, det is Jlück!"

„Schön! Na, und wenn das nun noch einmal passiert?"

„Denn is det een Pfundsjlück!"

„Und wenn das nun zum drittenmal vorkommt?"

„Training, Frollein, nischt wie Training!" (Die Woche.)

*

Da hebt der Händler beschwörend die Hände und ruft: „Kaufen wollen Sie den Rock, — und ich Dummkopf dachte, Sie wollten ihn verkaufen!" (Tidens Tegn.)

Der einzige Weg

Der Lehrer sagte vorwurfsvoll: „Willi, in deinem Aufsatz sind vierzehn Fehler! Wäre es nicht auch anders gegangen?!"

„Ja", erklärte Willi, „aber dann hätte ich den Aufsatz kürzer machen müssen!" (Lustige Blätter.)

*

„Sie müssen nicht so viel über Krankheiten nachgrübeln oder sich in Gedanken mit dem Tode beschäftigen!" sagte der Arzt. „Versuchen Sie mal, sich zusammenzunehmen, und stürzen Sie sich mit Eifer in ihre Arbeit! Das pflegt zu helfen. Was sind Sie denn von Beruf?"

„Friedhofsgärtner, Herr Doktor!" (Tit-Bits.)

Naiv

„Vier Jahre brauchte mein berühmter Großvater, um seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben!"

„Hat er so'n schlechtes Gedächtnis?" (Fliegende Blätter.)

Technisches Kolleg

Landstraße — Staub — Autos — müde Wanderer. Unter letzteren auch Pummel mit seinem Jungen.

Da fragt ihn der Sprößling: „Vater, wat is eejentlich een Leerlauf?"

In diesem Augenblick fährt ein Auto mit nur einem Insassen vorbei.

Pummel, brummig: „Een Leerlauf is, wenn eener alleene im VierSitza sitzt!"

Nachklang zu Ostern

„Habe ich es euch nicht vorher gesagt, daß er nichts kann? — Nicht einmal weiße Eier kann er legen, noch viel weniger bunte!"

Zeichnung: Radestock (M)

Eine alte Dame sucht aufgeregt im Zuge nach einem Schaffner. Schließlich findet sie nur noch einen im Raucherabteil. Verzweifelt und außer Atem nimmt sie zwischen zwei eingefleischten Rauchern Platz. Sie hustet mehrmals und blickt die Herren vorwurfsvoll an.

Der eine versteht den Wink. Zuvorkommenderweise läßt er seine Pfeife ausgehen, während der andere eine Zigarrette nach der anderen paffi. Endlich kann die Dame das nicht länger ertragen und sagt bitz: „Mein Herr, ich habe immer geglaubt, die Herren in der Eisenbahn seien Kavaliere!"

Der Angeredete fährt in die Höhe und sagt in schuldbewußtem Tone: „Gnädige Frau, Verzeihung!" — und bietet ihr eine Zigarette an. (Neue Ztg.)

Märchenbuch

Christine las wie nicht gescheit ununterbrochen in ihrem Märchenbuch.

Die besorgte Mutter sagte:

„Hör auf zu lesen, Christine, du verdirbst dir die Augen!"

„Nur noch drei Seiten, Mama — ich muß das Buch noch heute auslesen."

„Warum mußt du es heute noch auslesen?"

„Weil es ein Märchenbuch für unsere Zehnjährigen ist, und ich werde morgen elf Jahre." (Fliegende Blätter.)

*

„Ich sage dir: Ehrlichkeit währt doch am längsten und wird schließlich belohnt."

„Ach, was du sagst!"

„Natürlich. Neulich hatte ich einen Hund gestohlen. Ueberall habe ich versucht, ihn für zehn Mark zu verkaufen, aber keiner wollte ihn haben. Da habe ich ihn schließlich zu der alten Dame zurückgebracht, der er gehörte — und die hat mir zwanzig Mark Belohnung gegeben." (Neue Ztg.)

„Hören Sie, ehe Sie ausziehen, müssen Sie mir noch die Tischdecke ersetzen, in die Sie mit ihren Zigaretten Löcher hineingebrannt haben."

„Ich denke nicht daran zu bezahlen, ich habe nie geraucht."

„Ihr Verhalten ist geradezu unverschämt. Seit fünf Jahren sind Sie der erste meiner Untermieter, der es ablehnt, die Decke zu bezahlen." (Marc Aurelio.)

„Herr Kapitän, ich kann meine Kabine nicht wiederfinden."

„Ich werde Ihnen helfen. Welche Nummer hatten Sie denn?"

„Das weiß ich auch nicht. Ich erinnere mich nur, daß sich gegenüber ein Leuchtturm befand." Zeichnung: Edler (M)

Vater und Sohn besuchen den Zoo. Am Löwenkäfig steht: „Füttern streng verboten!"

Der Sohn staunt und fragt schließlich tiefsinnig: „Vater, wenn das Füttern streng verboten ist, von was leben die denn?"

*

„Hier werden lebensgroße Vergrößerungen nach Ihren Aufnahmen gemacht!" stand an dem Photoladen.

Bobby trat ein, legte seinen Film hin und sagte: „Ich habe die Niagarafälle aufgenommen." (Koralle.)

*

„Et eß kaum zo verston, we de Lück früher ohne Radio un Telephon levve kunnte!"

„Siemp, se sin so och sämptlich gestorve!" (Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Recht hat er!

Peterchen fällt hin und tut sich weh. Weinend läuft er zur Mutti, die ihm sagt: „Siehst du, das ist die Strafe vom lieben Gott, weil du vorher böse warst."

Nach einiger Zeit fällt er abermals hin, und zwar so, daß Mutti sich auf ein arges Geschrei gefaßt macht. Peter aber reibt sich still den Kopf, und mit einem Blick zum Himmel sagt er: „S' ischt mir wurscht, lieber Gott!"

*

„Ihre Nichten scheinen alle ein Instrument zu spielen. Das sehe ich gern bei jungen Damen."

„Ich auch, — aber ich höre es nicht gern."

Im Botanischen Garten

„Sähste Lieschen, das ist doch 'ne andere Sache als dein mickriges Dattelpälmekin zu Haus!" (Zeichnung: Radestock (M)

Nikotin vergiftet d. Körper. Wurde Nichtraucher ohn e Gurgeln. Mth. frei. Ob. Schwarz Darmstadt. B 167 Hardw.

Korpulenz macht müde
„Seitdem ich Richtertee trinke, sind Verdauungsträgheit und Müdigkeit verschwunden; ich bin gesund und schlank, während ich vorher an Gewicht von Jahr zu Jahr zunahm." So schreibt A. L. Must, Neuhaus, Kr. Paderborn am 22. 6. 38 über **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee**
Auch als Dr. Tabletten und Drie-Extra-Drogees) in Apotheken und Drogerien

Kieler Matrosen-Kinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Alter, Körpergröße (Schrift b. Kaufwohle) Knabe o. Mädch u. Beruf angeb. Marine-Offiziersstuche, Joppen, Hosen, Jackettübergarn., farb. Rammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider. Fertigstellung, Anzüge, blau und farbig, Ulster, Damenmäntel, Kostüme. Kleider. Körper- u. Konfektionsgröße unbedingt erforderl. Bemust. Angeb. u. Preisliste gratis. 3-monatl. Ratenzahlung. Versandhaus B. Preller, Kiel 84.

Ab 3.- RM monatlich 12 Raten
Anzahlg. 10 Gut-Billig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern frei
Hans W. Müller Ohligs 413

Hausmädchen zuverlässig u. ehrl. nicht unter 18 J. mit Kochkenntn., gesucht. Fahrgeld wird vergütet. Frau Georg Schaefer Dingelstädt (Eichsfeld)

Sommer-Sprossen Beseitigungsmittel Wirkung garantiert. Aufklärung kostenlos Blum, Nürnberg, S. 4, 3.

Ehe-anbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag R Herne 1, W. Mühlenstr. 7

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte **Helwakakur.** Sehr bewährt v. Aerzten u. Fächpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1935, London 1933. Tiefl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 468509 schützt vor Enttäuschg. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für größ. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. **Helwaka-Köln 114**

Die Anzeige ist die Visitenkarte des modernen Geschäftsmannes.

Ohrenleiden läßt sich vermeiden und eines mindestens ändern durch: **Akustika** die getreue Schallgröße. Empfohlene Mittel bei Zucker, Wird u. Fällen 24 Kassen Garant. 30 bis 90 %. **AKUSTIKA-SPANDAU**

Wenn Besuch kommt
zeigt die Hausfrau gern ihre Koch- und Backkünste.
Ich möchte Ihnen dabei helfen. Beachten Sie meine Anzeigen mit nützlichen Winken für das Backen und die Bereitung leckerer Süßspeisen!
Wie man aus einem Teig von ¾ bis 1 kg Mehl 3 feine Gebäcke zugleich herstellen kann, zeigt Ihnen das bunte Bilderblatt Wenn Besuch kommt," erhältlich bei Ihrem Lebensmittelhändler, sonst gern kostenlos von
Dr. August Oetker, Bielefeld

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Jos. Joh. Link (z. Z. mil. Uebung); Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig